

Mexiko

und die

Mexikaner,

in physischer, socialer und politischer Beziehung;

ein vollständiges Gemälde

des

alten und neuen Mexiko,

mit Rücksicht auf die neueste Geschichte,

nach deutschen, französischen, englischen und amerikanischen Quellen dargestellt

von

Dr. A. K. Thümmel.

Erlangen,
Palm'sche Verlagsbuchhandlung.
1848.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dinkel, P. Das Wesen der ordentlichen priesterlichen Realbenedictionen in der katholischen Kirche. gr. 8. geh. 12 ggr. oder 54 kr.

Fischer, Dr. K. Ph. Grundzüge des Systems der Philosophie, oder Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. I. Band: Die Grundzüge der Logik und der Philosophie der Natur enthaltend. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 12 ggr. oder 2 fl. 24 kr.

Funk, Z. Klänge aus der Zeit. Hervorgerufen durch die neuesten politischen Ereignisse und zunächst durch das Becker'sche Rheinlied. 8. geh. 8 ggr. oder 30 kr.

Leutbecher, Dr. J. Das Geschlecht der französischen Hauptwörter in sechs Fabeln und einigen Hülfslisten dargestellt. gr. 8. geh. 4 ggr. oder 15 kr.

Luther, Dr. M. Trost für Kranke und Sterbende. Mit einigen Zugaben versehen von J. G. Kelber. 8. geh. 9 ggr. od. 36 kr.

Mexiko

und die

Mexikaner,

in physischer, socialer und politischer Beziehung;

ein vollständiges Gemälde

des

alten und neuen Mexiko,

mit Rücksicht auf die neueste Geschichte,

nach deutschen, französischen, englischen und amerikanischen Quellen dargestellt

von

Dr. A. R. Thümmel.

Erlangen,
Palm'sche Verlagsbuchhandlung.
1848.

Vorrede.

Der Zweck des vorliegenden Buches war hauptsächlich darauf gerichtet, eine möglichst vollständige und treue Schilderung jenes wunderbaren, im Allgemeinen nur wenig gekannten Landes zu liefern, das durch die Ereignisse der jüngsten Zeit der Gegenstand lebhafter Aufmerksamkeit geworden ist. Dazu schien dem Herausgeber die Auswahl einer Reihe lebensfrischer Skizzen aus den Werken solcher Schriftsteller des In- und Auslandes, welche die mexikanischen Verhältnisse aus eigener Beobachtung kennen gelernt haben, um so geeigneter, als in neuester Zeit an deutschen Original-Reisewerken über die Republik Mexiko eben kein Ueberfluß vorhanden ist. Die Quellen, welche dabei in Anspruch genommen wurden, sind überall sorgfältig angegeben. Von den deutschen Schriften verdienen besonders Mühlenpfordt und

Burkart Erwähnung, welche beide scharfe und geistvolle Beobachter sind. Bei den Uebersetzungen wurden vorzugsweise das „Ausland" und das „Magazin für die Literatur des Auslands", zwei anerkannt gediegene Organe, benutzt. Auch die „Allgemeine Auswanderungs-Zeitung", deren verdienstliches Wirken nicht blos für die Sache der Auswanderung, sondern auch in Bezug auf Länder- und Völkerkunde alle Anerkennung verdient, ist bei der Abfassung zu Rathe gezogen worden.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

Vorrede.

Der Zweck des vorliegenden Buches war hauptsächlich darauf gerichtet, eine möglichst vollständige und treue Schilderung jenes wunderbaren, im Allgemeinen nur wenig gekannten Landes zu liefern, das durch die Ereignisse der jüngsten Zeit der Gegenstand lebhafter Aufmerksamkeit geworden ist. Dazu schien dem Herausgeber die Auswahl einer Reihe lebensfrischer Skizzen aus den Werken solcher Schriftsteller des In- und Auslandes, welche die mexikanischen Verhältnisse aus eigener Beobachtung kennen gelernt haben, um so geeigneter, als in neuester Zeit an deutschen Original-Reisewerken über die Republik Mexiko eben kein Ueberfluß vorhanden ist. Die Quellen, welche dabei in Anspruch genommen wurden, sind überall sorgfältig angegeben. Von den deutschen Schriften verdienen besonders Mühlenpfordt und

Burkart Erwähnung, welche beide scharfe und geistvolle Beobachter sind. Bei den Uebersetzungen wurden vorzugsweise das „Ausland“ und das „Magazin für die Literatur des Auslands“, zwei anerkannt gediegene Organe, benutzt. Auch die „Allgemeine Auswanderungs-Zeitung“, deren verdienstliches Wirken nicht blos für die Sache der Auswanderung, sondern auch in Bezug auf Länder- und Völkerkunde alle Anerkennung verdient, ist bei der Abfassung zu Rathe gezogen worden.

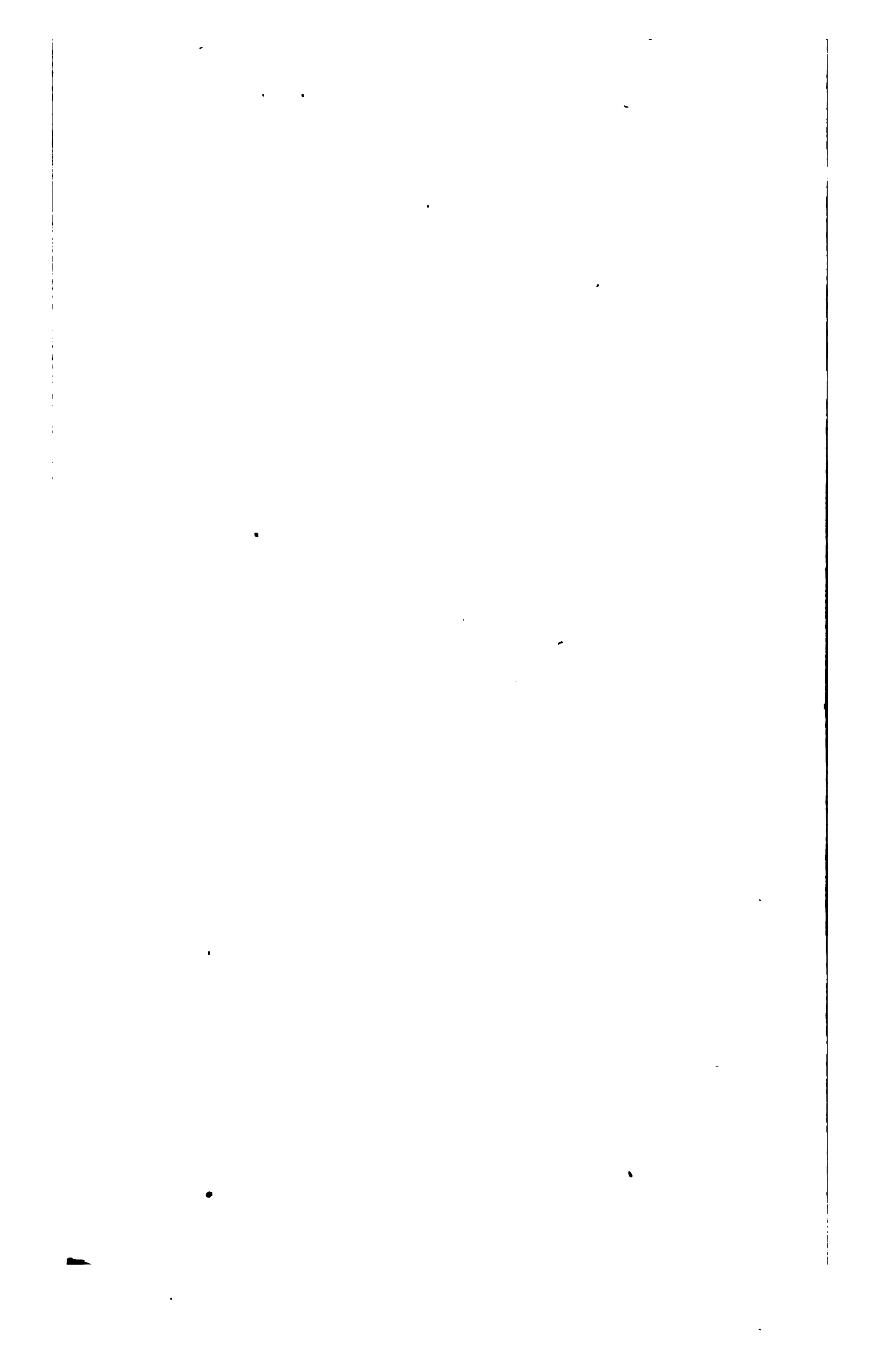
Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

Seite

Das alte Mexiko.



Das alte Mexiko.

1. Bevölkerung.

Mexiko muß in alter Zeit sehr stark bevölkert gewesen sein; die angenommene Formel war: Montezuma zählte 30 Vasallen, von denen jeder 100,000 Bewaffnete stellen könne. Wahrscheinlich erlaubte man sich in diesen westlichen Landen so gut Hyperbeln, wie im Orient, und ich glaube an die drei Millionen Krieger Montezuma's so wenig, wie an die Millionen, welche Xerxes über den Hellespont geführt haben soll; aber in den Briefen von Cortez, in den Berichten von Bernal Diaz und andern Chroniken sieht man doch jeden Augenblick Heere von 40 bis 50,000 Mann auftreten. Alles beweist, daß damals das Land viel bevölkerter war wie jetzt. Man weiß, welche Menschenmasse ein kleines Stück Land unter den Tropen ernähren kann. Humboldt rechnet, daß die Ernährungsfähigkeit eines mit Bananen angebauten Bodens fünfundzwanzigmal größer ist, als die von gutem Weizenlande in Europa. Die Banane gedeiht zwar nicht auf der Hochebene, im Thale von Mexiko selbst, sondern nur in der sogenannten warmen und gemäßigten Zone (Tierra caliente und templada), aber auf den beiden Abdachungen nach dem stillen und atlantischen Meere hin besaß Montezuma große Striche warmen und gemäßigten Landes, und auf der Hochebene, die man als kaltes Land (Tierra fria) bezeichnet, obwohl man das ganze Jahr hindurch das Feuer missen kann, hatte man den Mais, der unter den Tropen 150- bis 800fach

erträgt, und der damals wie jetzt unter der Form von Tortillas (Maiskuchen) die Hauptnahrung des Volkes ausmachte. Die großen Städte lagen dicht nebeneinander rund um die Seen: in dem herrlichen Anahuac*), das damals lachender und glänzender war, als es jetzt noch sein kann**), gab es zwanzig Städte, von deren Pracht noch jetzt die Sage berichtet. Außer der prächtigen Hauptstadt, welche, wie Venedig, sich aus dem Wasser erhob, finden sich hier Tezcuco, Tlacopan, Residenzen von Fürsten, Iztapalapan, ein dem Bruder des Kaisers gehöriges Lehen, Chalco, Xochimilco, Xoloc, Culhuacan, Popotla, Tepajacac, Cuitlahuac, Ajotzinco, Teotihuacan u. s. w., die jetzt fast alle zu elenden Dörfern heruntergesunken sind. Mexiko selbst hatte über 300,000 Einwohner und war weit größer, als die neue von Cortez um denselben Mittelpunkt wieder aufgebaute Stadt, die doch auch 150,000 Seelen zählt. Tezcuco hatte 150,000 Einwohner, Iztapalapan wenigstens 60,000: auf dem entgegengesetzten Abhang der Mexiko beherrschenden Schneekette lag die Priester- und Kaufmannsstadt Chlolollan (Cholula) mit nicht weniger als 100,000 Einwohnern.

Eine zahlreiche Bevölkerung ist das Anzeichen eines größeren Fortschrittes in der Civilisation. Wo viele Menschen auf demselben Raum zusammengehäuft sind, bedarf es regsamen Fleißes, um sie zu nähren und regelmäßiger Gesetze, um die Reibungen zu mildern. Die menschliche Industrie hatte auf diesem Hochlande bereits merkwürdige Schritte gethan. Der Ackerbau, diese Nährmutter der Staaten, war ausnehmend blühend; außer dem Mais und der Banane bauten die Mexikaner auch Baumwolle, welche sie wohl zu spinnen und zu weben wußten; sie hatten den Cacao, und wenn ihnen auch das Zuckerrohr fehlte, so fehlte

*) So hieß damals und heißt noch jetzt das Land um die Seen, denn der Name bedeutet „nahe dem Wasser".

**) Weil die Spanier, um Mexiko gegen Ueberschwemmungen zu sichern, die Wasserflächen zum Theil abgeleitet, und dadurch ein mit Salz geschwängertes Land trocken gelegt haben, auf dem nichts gedeihen kann.

ihnen der Zucker nicht, den sie aus den Maisstengeln zogen. Eine der Lianen ihres Waldes gab die Vanille, welche Mexiko noch jetzt Europa vorzugsweise liefert; auf ihren Cactus zogen sie die Cochenille, welche noch jetzt einer der Hauptgegenstände des mexikanischen Handels ist. Aber der merkwürdigste Anbau war der der mexikanischen Agave, bei ihnen gewöhnlich unter dem Namen Maguey bekannt. Diese lieferte ihnen den berühmten Pulquesaft, welcher noch jetzt das Lieblingsgetränk der Mexikaner ist, und, die der Europäer ausgenommen, täglich auf die Tafeln kommt. Die Blätter des Maguey geben, zu einem Brei gestampft, ein weißes Papier, auf das man schrieb, wie die Aegyptier auf den Papyrus *). Die Fasern der Blätter wurden zu gewöhnlichen Zeugen verwoben oder Stricke daraus gedreht. Die Stacheln der Pflanze dienten als Nadeln, die ganzen Blätter zur Bedachung der Häuser, und die Wurzel selbst gab eine angenehme, nährende Speise. Kurz, der Maguey befriedigte fast alle ihre Bedürfnisse und wird auch noch jetzt sehr vielfach gebaut. Der Maguey und der Nopalcactus sind die beiden charakteristischen Pflanzen des mexikanischen Hochlandes, und nehmen in den unbebauten Gegenden weite Strecken ein.

Daß der Ackerbau, der eine so große Menschenmenge nähren mußte, nicht mehr auf der ersten Stufe stand, zeigt die Kunst, womit die Mexikaner ihre Felder bewässerten. Canäle, die man seit der Eroberung in Verfall gerathen ließ, verbreiteten Fruchtbarkeit über weite Landstriche. Selbst die Forstkultur war nicht unbekannt, denn strenge Gesetze hinderten die Zerstörung der Wälder auf dem Hochlande, da man den Einfluß der Wälder auf die Milderung der Sommerhitze und auf die Unterhaltung der Bäche zur Bewässerung des Landes wohl erkannte; die Spanier dagegen haben auf das Hochland ihren Abscheu gegen Bäume hingebracht, der aus Castilien eine so nackte, traurige Ebene gemacht hat.

*) Noch jetzt gibt es zwei Fabriken, die Papier aus Magueyblättern bereiten.

2. Gartenbau und Blumenzucht.

Es ist gewiß ein merkwürdiger Zug, daß dieß als hart und blutdürstig bekannte Volk eine besondere Vorliebe für Blumen hatte. Wie aus Dankbarkeit für die Natur, welche es verschwenderisch mit allen ihren Schätzen begabt hatte, trieben die Mexikaner den Gartenbau und die Blumenzucht mit einer Art von Leidenschaft. In glänzenden Gärten vereinigten sie mit großen Kosten die durch Geruch und Farbe ausgezeichnetsten Blumen, welche ihr Boden theils in den Wäldern, theils am Rande der Flüsse ihnen darbot. Hiezu kamen, methodisch geordnet, medicinische Pflanzen, allerlei Büsche, die durch ihre Blüthe oder ihr Blätterwerk, durch die Vortrefflichkeit ihrer Früchte oder die besonderen Kräfte ihrer Samen bemerkenswerth waren, endlich ihre durch majestätischen Wuchs oder Zierlichkeit ausgezeichneten Bäume. Gerne legten sie ihre Blumenbeete und Gebüsche am Abhange von Hügeln an, leiteten von weither das Wasser welches sie in Cascaden herabfallen ließen oder in mächtigen, von seltenen Fischen bevölkerten Teichen sammelten. Zierliche Pavillons bargen sich unter dem Buschwerk und Bildsäulen erhoben sich mitten unter Blumenbeeten. Alle Merkwürdigkeiten, die wir in unsern Ziergärten sammeln, Vögel von schönem Gefieder in häusergroßen Käfigen, reißende Thiere und kleineres Wild, alles trug dazu bei, diese Vergnügungsorte zu schmücken. Europa selbst hatte in jener Zeit noch fast keine botanischen Gärten*).

Wenn man die Berichte der Conquistadoren liest, so staunt man über den Garten des Königs Nezahualcoyotl zu Tetzotzinko, zwei Leguas von Tezcuco, welcher an der Seite eines Hügels hing, zu dem man auf 25 Stufen hinaufstieg und auf dessen Gipfel sich vermittelst eines gewaltigen hidraulischen Drucks ein Teich befand, von dem das Wasser in drei andere, mit riesenhaften Bild-

---

*) Der zu Padua im Jahre 1445 gegründete ist der erste, die andern folgten diesem erst sehr spät nach.

säulen geschmückte Reservoirs hinabfloß. Ebenso verweilt man bei der Beschreibung der Gärten, womit Cuitlahua, Montezuma's Bruder und ephemerer Nachfolger, seine Residenz zu Iztapalapan geschmückt hatte; die Gärten eines einfachen Caziken zu Huaxtebec hatten, wie Cortez in seinem dritten Briefe an Karl V. erzählt, nicht weniger als zwei Leguas im Umkreis. Man erstaunt, wenn man hört, was Montezuma in seinem Garten zu Mexiko alles zusammengebracht hatte. Noch jetzt, wenn der Reisende zu Chapoltebec im Schatten ungeheurer Cypressen — die Montezuma's Namen tragen, aber weit älter sind — umherirrt und mit einer Art religiöser Scheu den Boden betritt, der ehemals zum Begräbniß der Kaiser bestimmt war, begreift er, was der aztekische Monarch mit der Kunst seiner Gärtner in der diesen einsamen Porphirhügel umgebenden Ebene ausrichten konnte, wenn er der tropischen Gewalt der Sonne, mit dem reinen, am Fuße des Felsens hervorsprudelnden Wasser zu Hilfe kam, und man erklärt sich die vielbelachte Thorheit des jungen Vicekönigs Galvez, der, um das prachtvolle Schauspiel rings umher desto besser zu genießen, auf dem Gipfel ein prächtiges Schloß erbauen ließ, das freilich jetzt in Ruinen liegt.

Selbst die niedersten Klassen theilten den Geschmack der Großen für die Blumen. Als Cortez nach seiner Landung und der Gründung der Stadt Villa ricca de la Veracruz in die Stadt Cempoalla einzog, kamen ihm die Eingebornen, Männer und Weiber, entgegen, mischten sich ohne Furcht unter die Soldaten, schmückten den Hals von Cortez' Pferde mit Blumensträußen und Guirlanden, und schlangen um seinen Helm einen Kranz von Rosen. Das deutlichste Zeugniß aber für diesen idyllischen Geschmack waren die vielbesprochenen Chinampas oder schwimmenden Gärten auf den Seen; auf diesen künstlichen Inseln, welche oft 100 bis 300 Fuß in der Länge hatten, baute man Gemüse und Blumen für den Markt von Mexiko; einige derselben hatten Festigkeit genug, daß sie ziemlich hohes Buschwerk trugen, und selbst leichte Hütten wurden darauf errichtet. Man band sie nach Gefallen irgendwo vermittelst in den Boden gestoßener Stangen am Ufer fest, oder fuhr je nach Bedürfniß

an einen andern Ort hin. Kaum hat nach Bernal Diaz irgend etwas die Spanier so in Erstaunen gesetzt.

3. Alte Geschichte.

Die Civilisation der Mexikaner und der mit ihnen verbundenen Völker datirt aus einer ziemlich alten Zeit, aber man hat sich großentheils aus Mangel an Hilfsmitteln noch nicht die Mühe genommen die Völker gehörig je nach ihren Sprachen zu scheiden, und somit bietet die Geschichte derselben, wie man sie jetzt noch bekommt, einen ziemlich rohen Umriß dar; ehe man aber nicht die Indianersprachen genauer, als bisher geschehen, untersucht und auf die Grundlagen, welche dieses Studium bietet, ihre Geschichte baut, ist auch bei ziemlich umständlichen Geschichtserzählungen wenig zu machen, und wir halten uns vorerst an die Mittheilungen von Prescott über die auf dem Plateau von Anahuac vorgegangenen Umwälzungen.

Das erste, bis jetzt uns bekannte Volk, das vermuthlich vor dem Ende des siebenten Jahrhunderts aus dem Norden nach Anahuac kam, sind die Tolteken; man hat, wie natürlich sehr wenig sicheres über ein Volk, dessen geschriebene Annalen untergingen, und das uns nur durch die Sagen der Völker, die ihm folgten, bekannt ist. Diese stimmen jedoch darin überein, daß die Tolteken den Ackerbau und die meisten mechanischen Künste von erster Nothwendigkeit kannten, daß sie die Metalle bearbeiteten und das verwickelte chronologische System erfanden, dessen sich später auch die Azteken bedienten. Sie waren mit einem Wort die Begründer der Civilisation, welche später diesen Theil des Continents auszeichnete. Ihre Hauptstadt war Tula (Tollan) nördlich vom eigentlichen mexikanischen Theil, wo noch zur Zeit der Eroberung Spuren mächtiger Bauten sich fanden. Die prächtigen Ruinen von Tempeln und öffentlichen Gebäuden, die man in verschiedenen Theilen Neuspaniens findet, werden

diesem Volke zugeschrieben, dessen Name synonym mit **Baumeister***) ist.

Vier Jahrhunderte nach ihrer Einwanderung sollen die Tolteken, welche ihre Herrschaft bis an die fernsten Gränzen von Anahuac ausgedehnt hatten, durch Hunger, Pest und unglückliche Kriege sehr heruntergekommen und ebenso still und geheimnißvoll wie sie hereingekommen, wieder aus dem Lande verschwunden sein, nur eine kleine Zahl blieb zurück; die Masse der Nation scheint weiter südwärts und nach den Inseln gezogen zu sein. Der Wanderer, welcher jetzt noch die majestätischen Ruinen von Mitla und Palenque bewundert, glaubt darin die Ueberreste dieses außerordentlichen Volkes zu entdecken.

Etwa ein Jahrhundert nach diesen Vorfällen drang ein zahlreicher wilder Stamm, die Tschitschimaken, in das verlassene Land ein. Sie kamen aus dem fernen Nordwesten, und ihnen folgten bald andere gebildetere Stämme, vielleicht von derselben Race wie die Tolteken, deren Sprache sie geredet zu haben scheinen. Die berühmtesten unter diesen Stämmen waren die Azteken und die Acolhuer, später nach ihrer Hauptstadt Tezcuco am Ostufer des mexikanischen Sees Tezcuiano genannt; diese letztern scheinen durch ihre vergleichungsweise milde Religion am meisten geeignet gewesen zu sein, die Civilisation der geringen Anzahl im Lande gebliebener Tolteken bei sich aufzunehmen, und theilten auch solche den barbarischen Tschitschimaken mit, von denen ein großer Theil allmälig sich mit den neuen Ankömmlingen verschmolz. Stark durch diesen Zuwachs und ihre höhere Bildung dehnten die Acolhuer allmälig ihre Herrschaft über die wilderen Stämme des Nordens aus, während ihre Hauptstadt sich mit einer zahlreichen mit den Gewerben und selbst mit den Künsten eines civilisirten Landes beschäftigten Bevölkerung füllte. Mitten in dieser Blüthezeit wurden die Acolhuer plötzlich von kriegerischen Nachbarn, den Tepaneken, die aus demselben Stamm

*) Leitet sich der Baumeister vom Volksnamen ab oder umgekehrt? Wahrscheinlich das letztere, denn es wird wohl derselbe Fall sein, wie mit den Tyrrhenern (von turris) und den Opikern (von opus).

entsprossen waren und dasselbe Thal bewohnten, angefallen, ihre Provinzen verwüstet, ihre Heere geschlagen, ihr König ermordet, und die blühende Stadt Tezcuco ward eine Beute der Sieger. Die seltnen Fähigkeiten des jungen Fürsten Nuzehuacoyotl, des Thronfolgers der mit den Azteken sich verband, rettete das Land aus dem tiefen Verfall und öffnete ihm eine neue Laufbahn, glänzender als die erste.

Die Azteken waren gleichfalls aus dem Norden gekommen, wie die andern ihnen verwandten Stämme; sie langten an den Gränzen von Anahuac gegen den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts an. Lange Zeit hatten sie keinen festen Wohnsitz und besetzten abwechselnd bald diesen, bald jenen Theil des mexikanischen Thals. Einen Augenblick wurden sie von einem mächtigern Stamm unterjocht, aber ihre Wildheit machte sie bald ihren Herren furchtbar. Nach einer Reihe von Wanderungen und Abenteuern, welche mit den seltsamsten Sagen aus der Geschichte der alten Welt den Vergleich aushalten, gelangten sie endlich im Jahre 1325 an das Südwestende des Hauptsees. Hier sahen sie auf einem Napalbaum, der aus einem von dem Wasser des Sees bespülten Felsen emporwuchs, einen Königsadler von außerordentlicher Größe und Schönheit. Dieser Adler hielt eine Schlange in seinen Klauen und seine großen Flügel waren gegen die aufgehende Sonne ausgebreitet. Die Azteken begrüßten diese glückliche Vorbedeutung, welche einem Orakelspruch zufolge den Platz einer neuen Stadt bezeichnete, und gründeten eine solche auf den kleinen niedern Inseln, die sie durch Dämme unter einander verbanden, und deren Sümpfe sie ausfüllten. Hier bauten sie ihre zerbrechlichen Rohrhütten, lebten vom Fischfang und der Jagd und bauten einige Früchte auf ihren schwimmenden Gärten. Die neue Stadt, Tenochtitlan genannt, ist jetzt den Europäern nur unter dem Namen Mexiko bekannt, welcher von dem Kriegsgott dieser Völker, Mexitli, abgeleitet ist, und die Sage der Gründung ist aufgefrischt worden durch das Wappen der neuen Republik Mexiko, welches den Adler und den Napal darstellt. Dieß war der ärmliche Anfang dieses Staats, dessen Lage durch innere Zerwürfnisse noch verschlimmert wurde.

Ein Theil der Bewohner der Stadt trennte sich von den übrigen, und bildete eine besondere Gemeinde in den benachbarten Sümpfen. So konnten sie lange nicht daran denken ihr Gebiet auf dem festen Lande zu erweitern.

Indeß wuchs ihre Anzahl, sie befestigten sich durch mehrere innere Einrichtungen und durch ihre Kriegsdisciplin, während der Ruf von ihrer Grausamkeit und ihrem Kriegsmuth sie im ganzen Thal gefürchtet machte. Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, fast hundert Jahre nach der Gründung der Stadt, führte ein großes Ereigniß eine vollständige Aenderung der Lage und bis zu einem gewissen Punkt selbst des Charakters der Azteken herbei, nämlich der schon erwähnte Umsturz der toscuianischen Monarchie durch die Tepaneken. Als der Druck der Sieger den Widerstandsgeist geweckt hatte, gelang es dem Fürsten Nezuhualcoyotl nach zahllosen Gefahren eine Truppenmacht zusammenzubringen, die ihm erlaubte mit Hilfe der Azteken gegen seine Feinde aufzutreten. In zwei Schlachten wurden die Tepaneken mit großem Verlust geschlagen, ihr König getödtet, und ihr eigenes Gebiet fiel in die Hände der Sieger, welche es den Azteken zur Belohnung ihrer wichtigen Dienste abtraten.

Jetzt bildete sich der merkwürdige und in der Geschichte beispiellose Bund. Die Staaten von Mexiko, Tezcuco und das kleine benachbarte Königreich Tlacopan (Tecuba) kamen überein sich gegenseitig in ihren Angriffs- und Vertheidigungskriegen zu unterstützen, und von dem Eroberten ein Fünftheil an Tlacopan abzutreten, den Rest aber, man weiß nicht genau, in welchem Verhältniß, unter den beiden andern Staaten zu theilen. Die Geschichtschreiber von Tezcuco behaupten, sie hätten einen gleichen Antheil mit den Azteken gehabt, aber die ungeheuere Ausdehnung des Gebiets dieser letzteren scheint der Behauptung zu widersprechen. Der Vorzug, dessen die Azteken genossen, läßt sich durch eine sehr wahrscheinliche Vermuthung erklären: trotz ihrer ursprünglichen Schwäche waren sie zur Zeit des Vertrags doch in einer bessern Lage als ihre durch langen Druck entmuthigten Verbündeten. Außerordentlicher noch als der Vertrag selbst ist die Treue, womit er beobachtet wurde. Während eines Jahrhun-

derts unaufhörlicher Kriege stritten sich die Verbündeten nicht ein einzigesmal über die Theilung der Beute, an welcher Klippe alle ähnlichen Bündnisse civilisirter Staaten scheitern. Eine Zeit lang fanden die Verbündeten Beschäftigung für ihre Waffen im Thal selbst, bald aber überschritten sie seine Felsenwälle, und in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, unter dem ersten Montezuma, dehnten sie ihre Herrschaft bis an den Golf von Mexiko aus, Tenochtitlan, die Hauptstadt der Azteken, legte Zeugniß ab für den öffentlichen Wohlstand: an die Stelle der zerbrechlichen Wohnungen waren solide Steinbauten getreten, die Bevölkerung mehrte sich und die alten Spaltungen verschwanden. Auf dem Throne saß glücklicherweise eine Reihe von Fürsten, welche die neuen Hilfsquellen und den kriegerischen Geist der Nation zu benützen verstanden. Jedes Jahr sah man sie zurückkehren beladen mit der Beute eroberter Stadte und gefolgt von Sklavenschaaren. Kein Staat konnte lange den Verbündeten widerstehen. Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, im Augenblick wo die Spanier anlangten, dehnte sich die Herrschaft der Azteken von einem Meere zum andern aus, und unter der Regierung des kühnen blutdürstigen Ahuitzotl waren sie bis in die fernsten Gegenden von Guatimala und Nicaragua vorgedrangen. Die Ausdehnungen dieses Reichs, obwohl im Vergleich mit vielen andern Staaten beschränkt, ist doch wunderbar, wenn man erwägt, daß dieß die Eroberung eines Volkes war, das kurz zuvor noch in den Umkreis einer kleinen Stadt sich einschloß, und daß das eroberte Gebiet von zahlreichen Völkerschaften bewohnt war, die gleich den Azteken an die Waffen gewöhnt, und deren gesellschaftliche Einrichtung kaum geringer war als die ihrige. Die Geschichte der Azteken bietet eine auffallende Aehnlichkeit mit der der alten Römer, nicht nur durch ihre militärische Erfolge, sondern auch durch die Politik, wodurch sie geleitet wurden.

---

4. Religiöse Begriffe und Einrichtungen.

Man kann das mexikanische Religionssystem nicht näher untersuchen, ohne von einem auffallenden Widerspruch betroffen zu werden. Ein Theil scheint von einem vergleichungsweise milden und aufgeklärten Volk ausgegangen zu sein, der andere trägt den völligen Stempel der Wildheit. Dieser Widerspruch leitet auf zweierlei Quellen hin und läßt vermuthen, daß die Azteken von ihren Vorgängern im Lande einen minder grausamen Glauben erbten, dem sie später ihre eigene Mythologie einimpften. Diese letztere gelangte endlich völlig zur Herrschaft, und gab dem Glauben der übrigen Völker, welche Mexiko gleich dem alten Rom sich zu assimiliren strebte, jenen finstern Anstrich den man im ganzen Anahuac fand. Die Azteken erkannten einen einzigen Schöpfer und Herrn der Welt an, aber dieser einfache Begriff war ihrem Verstand noch viel zu erhaben, und sie flüchteten sich, wie dieß gewöhnlich geschieht, in die Mehrheit der Götter; man zählte 13 Haupt- und über 200 Nebengottheiten, von denen jede ihren besondern Tag und ihr Fest hatte. An der Spitze aller dieser Götter stand der furchtbare Huitzilopochtli, der Kriegs- und eigentliche Schutzgott der Azteken, dessen phantastisches Bild mit kostbaren Zierrathen beladen wurde. Seine Tempel waren die großartigsten öffentlichen Gebäude, und in allen Städten des Reichs strömte das Blut der Menschenopfer von seinen Altären. Dagegen hatte Quezalcoatl, der Gott der Luft, während seines Aufenthalts auf Erden das Volk den Gebrauch der Metalle, den Ackerbau und die Friedenskünste gelehrt. Unter seiner Herrschaft hatte die Erde sich mit Früchten bedeckt; ein Maiskolben war so groß, daß ein Mensch daran zu tragen hatte, die Baumwolle nahm von selbst die reichsten Farben an, die Luft war von berauschenden Gerüchen und dem melodischen Gesang der Vögel erfüllt, kurz dieß war das goldene Zeitalter von Anahuac.

Quezalcoatl hatte, man weiß nicht warum, den Zorn einer mächtigeren Gottheit auf sich geladen und mußte das Land verlassen. Auf seiner Reise hielt er in der Stadt Cholula an, wo man ihm später einen Tempel errichtete, dessen massive Ruinen eines der merkwürdigsten Alterthümer Mexiko's sind. Angelangt am mexikanischen Golf, nahm er Abschied von denen, welche ihm gefolgt waren, versprach in späterer Zeit wieder mit seinen Nachfolgern zurückzukehren, bestieg ein wahrhaftes Zauberschiff aus Schlangenhäuten und schiffte sich nach dem fabelhaften Lande Tlapallan ein. Der Sage nach hatte Quezalcoatl einen hohen Wuchs, weiße Haut, lange schwarze Haare und einen fließenden Bart. Die Azteken hofften auf die Rückkehr dieser wohlthätigen Gottheit, und diese merkwürdige, im Volk tief gewurzelte Sage bereitete der spanischen Eroberung den Weg. Wir können hier nicht umständlicher auf die aztekischen Gottheiten eingehen und bemerken blos noch, daß die Eigenschaften der meisten sehr sorgsam bestimmt waren und die Hierarchie ohne Unterbrechung herabging bis zu den Hausgöttern, deren kleine Bilder selbst die einfachsten Wohnstätten zierten.

Die Azteken hatten die allen Völkern und Zeiten natürliche Neugierde, den Schleier zu heben, der die geheimnißvolle Vergangenheit und die noch furchtbarere Zukunft deckt. Wie die Völker des alten Continents suchten sie eine Art Zuflucht gegen die erdrückende Idee der Ewigkeit in der Theilung der Vergangenheit in vier verschiedene Perioden von mehreren tausend Jahren. Am Schlusse eines jeden solchen Cyclus hatte eines der vier Elemente das Menschengeschlecht vernichtet, und die Sonne war erloschen, um später sich wieder zu entzünden.

Die Azteken dachten sich drei verschiedene Arten von Leben nach dem Austritt aus dieser Welt. Die Bösen sollten ihre Verbrechen an einem Ort ewiger Finsterniß büßen; eine andere Classe, deren einziges Verdienst darin bestand, daß sie an gewissen, launenhaft aus vielen andern ausgewählten Krankheiten starb, genoß eines negativen Daseyns, eines trägen Glücks. Das beste Theil war, wie bei allen kriegerischen Nationen, den in der Schlacht gefallenen Helden oder den den Göttern Geopfer-

ten vorbehalten: sie kamen zuerst zur Sonne, welche sie mit ihren Gesängen und Tänzen auf ihrer glänzenden Bahn durch den Himmel begleiteten. Nach einigen Jahren verwandelten sich ihre Geister in Wolken oder in Singvögel vom schönsten Gefieder. Mitten unter den Blumen und Wohlgerüchen des Paradieses genossen sie ewiger Seligkeit. Dieß war der Himmel der Azteken, viel idealer, als der des classischen Heidenthums, deren Elysium nur die kriegerischen Spiele und sinnlichen Vergnügungen dieses Lebens auf's neue darbot. Daß die abgeschiedenen Bösen nicht auch physisch gemartert wurden, contrastirt auffallend mit den sinnreich ausgedachten Qualen, wie man sie in dem Glauben selbst der aufgeklärtern Völker findet. Alle diese Ansichten, welche mit dem wilden Naturel der Azteken in so auffallendem Widerspruch standen, zeugen für eine weiter vorgeschrittene von ihren Vorgängern im Lande ererbte Civilisation.

Beim Tode eines Azteken bedeckte man seine Leiche mit den seiner Schutzgottheit besonders zukommenden Kleidern, so wie mit Papierschnitzeln, die mit Hieroglyphen und Talismanen gegen die Gefahren der Reise beschrieben waren. War er reich, so opferte man bei seiner Leichenfeier eine Menge Sklaven, verbrannte den Körper und bewahrte in einem Zimmer seines Hauses die gesammelte Asche in einem Gefäß auf. Diese sonderbare Mischung von Gebräuchen der verschiedensten Art, der Moslems, der Tartaren, der alten Griechen und Römer, beweist, wie sehr man sich vor Schlüssen, die bloß auf die Analogie gebaut sind, hüten muß. Mit Staunen findet man bei den Azteken fast das ganze Ceremoniell der christlichen Taufe. Ehe man den Kindern einen Namen gab, besprengte man ihre Lippen und ihre Brust mit Wasser. Man bat die Gottheit, daß „das heilige Wasser die von den Kindern vor der Gründung der Welt begangene Sünde austilgen und ihnen eine neue Geburt geben möge." Mehrere aztekische, von den Priestern verfaßte Gebete erinnern an die christliche Moral: „o Gott, willst du für immer uns aus dem Buche des Lebens tilgen. Soll diese Strafe nicht blos uns bessern, sondern uns vertilgen?" — „Gieb uns Herr, durch deine Gnade die Güter, die wir durch unser

eigenes Verdienst nicht zu erhalten würdig sind." — „Lebe in Frieden mit aller Welt, dulde die Beleidigungen mit Demuth; Gott, der alles sieht, wird dich rächen." Der auffallendste Zug von Aehnlichkeit mit der heiligen Schrift ist der merkwürdige Satz: „wer eine Frau mit allzu viel Neugierde betrachtet, begeht den Ehebruch mit seinen Augen." Allerdings sind diese erhabenen Lehren mit andern gemischt, deren kindische und selbst ganz rohe Art von den wirren sittlichen Begriffen eines Volks zeugt, bei welchem die Civilisation erst zu blühen beginnt.

Wenn die Mythologie der Azteken weder durch den Zauber der Dichtkunst, noch durch eine verfeinerte Philosophie bereichert ist, so verstanden es die Priester doch, die Einbildungskraft des Volkes durch ein pomphaftes Ceremoniell zu blenden. Die aztekischen Priester, Astrologen und Wahrsager, hielten die Schlüssel der Zukunft in der Hand, und flößten dem leichtgläubigen Volk mehr Schrecken ein, als irgendwo, selbst in dem fanatischen Aegypten, der Fall war.

Der Priesterstand war so zahlreich, daß der erste Tempel der Hauptstadt allein 5000 Priester zählte, deren Rang und Geschäfte genau bestimmt waren: die besten Musiker leiteten die Chöre, andere überwachten die Feier der Feste nach dem Kalender. Die Priester hatten auch die Jugenderziehung unter sich, die Aufbewahrung der hieroglyphischen Gemälde und der mündlichen Traditionen. Die höchsten Würdenträger behielten sich die Menschenopfer vor, an der Spitze der Hierarchie aber standen zwei Hohepriester, wie es scheint, von den Königen und dem vornehmsten Adel aus dem Schooße des Priesterordens gewählt, ohne Rücksicht auf Geburt. Diese beiden hohen Priester standen nur dem König nach, und dieser zog fast in allen wichtigen Angelegenheiten ihren Rath ein. Alle einfachen Priester waren dem Dienst einer besondern Gottheit geweiht, und wohnten, wenigstens während der Ausübung ihrer Functionen, in dem Umkreis des Tempels, denn sie durften sich verheirathen und ihre Familien außerhalb desselben haben. Während des klosterartigen Aufenthalts im Tempel waren sie der strengsten Disciplin unterworfen, und dreimal des Tages und einmal in der

Nacht rief man sie zum Gebet. Ihre Büßungen waren sehr hart: sie fasteten sehr lange und peitschten sich oft bis auf's Blut.

Die großen Städte waren in Quartiere getheilt, die unter der Aufsicht einer Art Kirchspielgeistlichkeit standen. Seltsamerweise fand man bei ihnen Beichte und Absolution; die Geheimnisse des Beichtstuhls waren unverletzlich und die Bußen, die man auferlegte, glichen sehr denen der römischen Kirche. Indeß hatten die aztekischen Ceremonien zwei merkwürdige Eigenthümlichkeiten; der Rückfall in einen Fehler, für den man bereits Verzeihung erhalten hatte, konnte nicht gebüßt werden, auch beichtete man nur einmal in seinem Leben, und verschob es deshalb gewöhnlich bis zum Alter; noch seltsamer war, daß die Absolution des Priesters an die Stelle der gesetzlichen Strafe trat und im Fall der Verhaftung dem Schuldigen die Freiheit verschaffte. Lange nach der Eroberung suchten die Eingebornen welche das Gesetz übertreten hatten, dessen Verfolgungen zu entgehen durch Vorzeigung eines Beichtzettels.

Eines der wichtigsten Geschäfte der Priester war die Erziehung der Jugend; zu diesem Endzweck befanden sich im Umkreis des Haupttempels mehrere Gebäude. Hieher brachte man gleich im zartesten Alter die Jugend beider Geschlechter aus den höchsten und mittlern Ständen. Die Mädchen übergab man den Priesterinnen, denn auch Frauen übten das Priesteramt mit Ausnahme des Opfers. Die Knaben, in mönchischer Disciplin erzogen, schmückten die Altäre der Götter mit Blumen, unterhielten das heilige Feuer und nahmen Theil an den Gesängen und Festen. In einer höhern Schule, Calmecac genannt, weihte man sie ein in die Schätze der Tradition, in die Mysterien der Hieroglyphen, in die Grundsätze der Regierung und in die den Priestern bekannten Zweige der Astronomie und Naturwissenschaften. Die Mädchen lernten weibliche Arbeiten, namentlich das Weben und Sticken der reichen Stoffe, womit man die Altäre der Götter bedeckte. Auf die sittliche Zucht beider Geschlechter wurde große Aufmerksamkeit verwendet, stets herrschte der strengste Anstand, und die Fehler wurden mit äußerster Strenge, manchmal selbst mit dem Tode bestraft.

Wenn die Mädchen mannbar, die Knaben im Alter standen, um in die Welt zu treten, verließen sie das Kloster; nach vielen Ceremonien und auf die Empfehlung der fähigsten Priester erhielten sie wichtige Posten im Staate. Das war die gewandte Politik der aztekischen Priester: im Besitz der Jugenderziehung, bildeten sie die noch weichen Gemüther nach ihrem Gefallen, pflanzten ihnen zeitig Achtung für die Religion und ihre Diener ein, und diese ersten Eindrücke beherrschten noch die Krieger, wenn auch das rohe Waffenhandwerk jede andere Spur der Erziehung ausgetilgt hatte.

Die den Haupttempeln beigegebenen Ländereien lieferten den Priestern ihren Lebensunterhalt; allmälig waren diese Güter theils durch die Politik, theils durch die Frömmigkeit der Fürsten ungemein angewachsen, und bedeckten endlich unter dem letzten Montezuma alle Provinzen des Reichs. Die Priester verwalteten diese Güter selbst, und scheinen ihre Pächter mit der den Mönchskörperschaften eigenthümlichen Nachsicht behandelt zu haben. Außer dem reichlichen Einkommen, das die Priester aus dieser Quelle schöpften, bereicherten sie sich auch noch durch die ersten Früchte und andere Gaben der Frömmigkeit oder des Aberglaubens. Der Ueberschuß der Einkünfte über die Kosten des Nationalcultus wurde an die Armen vertheilt, eine durch das Sittengesetz der Azteken streng vorgezeichnete Pflicht. Die mexikanischen Tempel Teocallis (Gotteshäuser), wie man sie nennt, waren sehr zahlreich: man zählte deren Hunderte in jeder bedeutenden Stadt, und natürlich mußten dies meist sehr unbedeutende Gebäude sein. Sie bestanden aus festen Erdmassen mit einer Bekleidung von Backsteinen oder Steinen, und ihre Form mahnt an die Pyramiden Aegyptens; sie hatten oft über 100 Fuß Länge am Boden und ihre Höhe war noch viel bedeutender. Sie waren in vier oder fünf allmälig kleiner werdende Stockwerke abgetheilt, zu denen man über eine äußere, in einer Ecke angebrachte Treppe hinaufstieg. Diese Treppe führte zu einer Art Terasse oder Gallerie, welche um das zweite Stockwerk herumlief und zu einer andern an derselben Ecke, wie die vorhergehende, angebrachten Treppe leitete, die zur nächsten

Gallerie führte, so daß man mehreremal den Tempel umkreisen mußte, ehe man auf den Gipfel gelangte. Manchmal jedoch führte die Treppe gerade in der Mitte der Westseite des Baues hinauf. Den Gipfel bildete eine breite Fläche, auf der ein oder zwei Thürme von 40 bis 50 Fuß Höhe standen, in denen man die Bilder der Schutzgottheiten aufbewahrte. Vor den Thürmen erhob sich der furchtbare Opferstein und zwei Altäre, auf denen man ein Feuer unterhielt, so unauslöschlich als das der Vesta. Man behauptet, es habe auf den kleineren Teocallis bloß im Umkreise des Haupttempels von Mexiko 600 solcher Altäre gegeben. Diese verbunden mit allen denen in den verschiedenen Quartieren der Stadt, beleuchteten die Straßen auch in den dunkelsten Nächten.

In Folge der eigenthümlichen Bauart der Tempel waren alle religiösen Ceremonien öffentlich. Aus den entferntesten Theilen der Stadt konnte man die lange Procession der Priester um die Seiten der Teocalli herumziehen sehen, ehe sie die Plattform erreichten, auf der das Opfer statt fand. Dieß Schauspiel erfüllte die Azteken mit Verehrung und Schrecken für die furchtbaren Diener eines solchen Cultus.

Alle Monate waren einer gewissen Schutzgottheit geweiht, keine Woche, kein Tag verging, für den nicht in dem religiösen Kalender irgend eine Ceremonie verzeichnet war. Man begreift nicht, wie die nothwendigen Beschäftigungen des Lebens sich mit diesen Anforderungen der Religion vertragen konnten. Eine große Menge Ceremonien trug den Charakter der Freude, und bestand aus Nationalgesängen und Tänzen, an denen beide Geschlechter Theil nahmen. Man veranstaltete Processionen von Frauen und Kindern, die, mit Blumengränzen geziert, Opfer von Früchten, Mais oder Wohlgerüchen darbrachten. Die Altäre der Gottheit wurden dann nur mit Thierblut besprengt, und dieß war ohne Zweifel der friedliche Cultus, den die Tolteken den wilden Azteken hinterlassen hatten. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, also zwei Jahrhunderte vor der Eroberung, nahmen diese die Menschenopfer an. Anfangs waren sie sehr selten, mit der Ausdehnung des Reichs aber wurden sie zahlreicher, und bald endeten alle Feste mit diesem blutigen Schau-

spiel. Die religiösen Ceremonien stellten gewöhnlich einen der auffallendsten Züge des Charakters oder der Geschichte des Gottes dar, den man ehren wollte. Eines der wichtigsten Feste zum Beispiel war das des Gottes Tescatlepoca, der nur dem höchsten Wesen im Range nachstand. Man nannte ihn die Seele der Welt, betrachtete ihn als deren Schöpfer, und stellte ihn mit den Zügen eines schönen jungen Mannes dar. Ein Jahr vor dem Fest wählte man, um diese Gottheit darzustellen, einen Gefangenen von vollkommener Schönheit; die Priester lehrten ihn seine Rolle mit der nöthigen Anmuth und Würde spielen, man bedeckte ihn mit prächtigen Kleidern, brachte ihm verschwenderisch Weihrauch und Blumen; wenn er ausging war er von einer Menge Diener begleitet, und wenn er in der Straße anhielt, um eine Lieblingsmelodie zu spielen, warf sich die Menge vor ihm nieder, und bezeugte ihm ihre Verehrung als dem Repräsentanten der Gottheit Vier schöne junge Mädchen, welche die Namen der Hauptgöttinnen trugen, wurden ausgewählt, um die Ehre seines Lagers zu theilen. Seine Tage flossen hin in Wollüsten und Festen, welche ihm die vornehmsten Adeligen bereiteten.

Aber der Unglückstag kam heran, und die kurze Zeit seines Glanzes ging zu Ende: man zog ihm seine reichen Kleider aus, er sagte den schönen Gefährtinnen seiner Vergnügungen Lebewohl, eine der königlichen Barken führte ihn über den See nach einem am Rande desselben eine Stunde von der Stadt erbauten Tempel. Alle Bewohner der Hauptstadt liefen herbei, um das Ende des Trauerspiels mit anzusehen. Während die Procession die Seite der Pyramide hinaufzog, zerriß der arme Gefangene nach und nach seine Blumenkränze und zerbrach seine musikalischen Instrumente. Oben erwarteten ihn sechs Priester, deren lange geflochtene Haare in Unordnung über ihre schwarzen, mit geheimnißvollen Hieroglyphen bedeckten Gewänder hinabflossen. Sie ergriffen das Opfer, streckten es auf dem Opferstein aus, einem Jaspisblock, der in seinem obern Theile convex war. Fünf Priester hielten den Kopf und die Glieder des Opfers, während der sechste, mit einem rothen Mantel, dem Emblem

seines blutigen Amtes bekleidet, die Brust des Opfers mit einem scharfen Messer von Itzli, einer vulkanischen, kieselharten Substanz, öffnete, mit der Hand in die Wunde hineingriff, das zitternde Herz herausriß, es der Sonne, dem Gegenstand der Verehrung in ganz Anahuac, darbot und dann zu den Füßen der Gottheit niederwarf, welcher der Tempel geweiht war. Die Volksmenge warf sich hierbei betend zu Boden und der Priester schilderte die traurige Geschichte des Gefangenen als ein Bild des menschlichen Geschicks, das oft im Anfang glänzend ist, dann aber in Schmerz und Unglück endet.

Dieß war die Form der Menschenopfer bei den Azteken, dieß das Schauspiel, dem die Europäer, wenn sie ins Land eindrangen nur allzuhäufig beiwohnten und das traurige Schicksal, das sie selbst zu fürchten hatten. Manchmal wurde auch das Opfer Qualen ausgesetzt, die wir nicht näher schildern wollen, die aber keineswegs, wie bei den Indianern Nordamerikas blos die Wirkung natürlicher Grausamkeit, sondern strenge Religionsvorschrift waren.

Bei andern Gelegenheiten, namentlich bei großer Dürre, wurden dem unersättlichen Tlalac, dem Gotte des Regens, Kinder geopfert, meist Knaben. Wenn man sie in ihren Festkleidern und mit den frischesten Blumen bedeckt in offenen Sänften zum Opfertod trug, erregten sie das Mitleid der härtesten Herzen, aber ihr Geschrei wurde durch die wilden Gesänge der Priester übertäubt, die selbst in ihren Klagen eine günstige Vorbedeutung sahen. Gewöhnlich kaufte man die unschuldigen Opfer von armen Eltern, man muß aber zur Ehre der Menschheit annehmen, daß diese nicht blos aus Habsucht, sondern aus Aberglauben also handelten, wie denn auch erwachsene Azteken oft den Opfertod als den ruhmvollsten erwählten.

Menschenopfer waren bei vielen Nationen im Gebrauche, aber nirgends in so ungeheuerer Zahl; die niedrigste Angabe ist 20,000 jährlich, und mehrere Geschichtschreiber schätzen sie auf 50,000. Bei großen Festen, wie die Krönung eines Königs, die Einweihung eines Tempels, stieg die Zahl ins Unglaubliche. Bei der Einweihung des großen Tempels des Huitzilopochtli im

J. 1486 wurden die seit Jahren für diese Feierlichkeit aufgesparten Gefangenen aus allen Gegenden des Königreichs nach der Hauptstadt geführt. Die Feierlichkeit dauerte mehrere Tage, und 70,000 Gefangene sollen auf den Altären des schrecklichen Gottes geschlachtet worden sein. Wie ist aber anzunehmen, daß eine solche Anzahl Menschen sich ohne Widerstand wie Schafe zur Schlachtbank führen ließ? Wie sollten ihre Leichen, die man nicht auf die gewöhnliche Weise verzehren konnte, nicht eine Epidemie in der Hauptstadt erzeugt haben? Und doch war dieß zur Zeit der Eroberung noch ein neues Ereigniß und die bestunterrichteten Geschichtschreiber bezeugen es ausdrücklich. Gewiß ist, daß es Sitte war, die Schädel der Opfer in besondern Gebäuden aufzubewahren, und daß die Gefährten von Cortez in einem einzigen derselben 136,000 zählten. Ohne eine genaue Rechnung machen zu wollen, darf man hieraus doch zum mindesten schließen, daß jährlich in den verschiedenen Städten von Anahuac Tausende geopfert wurden.

Der Krieg hatte bei den Azteken nicht minder die Herbeischaffung der Gefangenen als die Ausdehnung des Reichs zum Zweck, darum tödteten sie auch im Gefecht nie einen Feind, den sie zum Gefangenen zu machen hofften; die Spanier selbst dankten ihre Rettung mehrmals diesem Umstand. Als man Montezuma fragte, weßhalb er die Unabhängigkeit der benachbarten Republick Tlascala geachtet habe, antwortete er: „damit sie fortfahren unsern Göttern Opfer zu liefern.“ Wenn es an Opfern fehlte, erhoben die Priester ein großes Geschrei, bedrohten den Herrscher mit dem göttlichen Zorn, zogen selbst mit zum Kampf aus und machten sich durch ihren scheußlichen Anblick und ihre wüthenden Gebärden bemerklich. Ein solcher Gottesdienst konnte nicht verfehlen bei diesem Volke einen blutgierigen Charakter zu entwickeln, und dasselbe ernst und melancholisch zu stimmen, was man jetzt noch bei seinen Nachkommen bemerkt. Die Priesterkaste übte einen unbeschränkten Einfluß und ihr Widerstand hinderte auch den Abschluß der Capitulation, welche die Hauptstadt gerettet hätte.

Der schlimmste Zug bei diesen scheußlichen Opferfesten war

der Cannibalismus; das Opfer wurde nach vollbrachter Opferung denjenigen übergeben, welche den Gefangenen eingebracht hatten und von diesen bei einem feierlichen Gastmahle verzehrt. Die Azteken waren keine Cannibalen im gewöhnlichen Sinne des Worts, sondern sie befolgten ein religiöses Gebot, aber die Menschenfresserei, in welcher Gestalt sie auch auftreten mag, übt auf die Nation, welche sich derselben hingibt, einen erniedriegenden Einfluß aus, und die Mexikaner machten hierin keine Ausnahme von der Regel. Sie erhielten ihre Civilisation von den Tolteken, die nie ihre Altäre und noch minder ihre Tafeln mit Menschenopfern besudelt hatten. Alles was den Namen Wissenschaft verdiente, dankten die Azteken den Tolteken und die Ruinen der Gebäude, welche man den letzteren in mehreren Theilen Neuspaniens zuschreibt, zeugen noch für die Ueberlegenheit ihrer Architektur über die der spätern Raçen. Allerdings machten die Mexikaner große Fortschritte in der Regierungskunst und in der materiellen Cultur, eine natürliche Folge des Anwachsens ihrer Reichthümer; aber hinsichtlich der Entwicklung des Verstandes standen sie hinter den Tezkukanern zurück, deren weise Fürsten nur mit Widerstreben sich den Menschenopfern bequemten, und stets sie nur in geringem Maße übten.

Bei dieser Lage der Sachen kann man es als eine Wohlthat der Vorsehung ansehen, daß ein fremdes Geschlecht das Land von einer blutigen Religion befreite, deren Opfer Tag für Tag mit der Erweiterung des Reichs an Zahl wuchsen. (Aus Prescotts Geschichte, nach der Revue britannique.)

---

5. Religiöse Sagen.

Die aztekische Lehre nimmt vier große Erdumwälzungen an*). Besonders stimmt die Sage von der Sündfluth mit der hebräi-

*) Diese Eintheilung der Zeit in vier oder fünf Zeitkreise oder Zeitalter findet sich bei den Hindus, den Thibetanern, den

schen und chaldäischen fast überein. Sie glaubten nämlich, daß zwei Menschen die Fluth überlebten, ein Mann Namens Coxcox und sein Weib. Ihre Köpfe werden auf alten Bildern zugleich mit einem auf dem Wasser schwimmenden Boote, am Fuße eines Berges, dargestellt. Auch eine Taube ist abgemalt, mit bildschriftlichen Zeichen von Sprachen im Schnabel, die sie unter Kinder des Coxcox, die stumm geboren waren, austheilt. Das benachbarte Volk von Machuacan, das dieselben Hochebenen der Andes bewohnt, hatte noch ferner eine Sage, daß das Boot, in welchem ihr Teppi, ihr Noah, entkam, mit verschiedenen Arten vierfüßiger Thiere und Vögel angefüllt war. Nach einiger Zeit wurde ein Geier hinausgesandt, der aber fort blieb und sich von den Leichen der nach dem Ablauf der Gewässer auf der Erde zurückgelassenen Riesen nährte. Der kleine Fliegenvogel Huitzitzilien ward dann ausgesandt und kehrte mit einem Zweige im Schnabel zurück. Ein anderer Uebereinstimmungspunkt findet sich in der Göttin Ciocoatl, „die erste Göttin, welche gebar," welche „die Leiden des Kindergebärens den Frauen, als einen dem Tode zu entrichtenden Zoll, hinterließ; durch welche die Sünde in die Welt kam". Dies war die merkwürdige von den Azteken dieser verehrten Gottheit beigelegte Sprache. Sie wurde gewöhnlich mit einer Schlange neben sich dargestellt, und ihr Name bedeutet „die Schlangenfrau".

Sie hatten einen Thierkreis, dessen wissenschaftliche Aehnlichkeit mit dem unsrigen Humboldt in das klarste Licht gesetzt hat*). Prescott zieht aus Obigem und mehreren Anderen die nicht ganz neue Folgerung, daß der Einfluß Ostasiens auf die Bildung Anahuacs gewirkt habe und die Abweichungen der Art sind, daß man die Verbindung beider Erdtheile auf einen sehr entfernten Zeitraum zurückführen muß. —

Persern, den Griechen, obgleich die Griechen, höher gebildet, sie geistig auffaßten.

*) Vues des Cordillères, p. 125—194, doch fehlt in seinen Tafeln der mongolische Kalender, der eine noch größere Annäherung an den mexikanischen bietet, als der der anderen tartarischen Stämme. Vergl. Ranking, Researches, p. 370. 371.

Das heutige Mexiko.

schen und chaldäischen fast überein. Sie glaubten nämlich, daß zwei Menschen die Fluth überlebten, ein Mann Namens Coxcox und sein Weib. Ihre Köpfe werden auf alten Bildern zugleich mit einem auf dem Wasser schwimmenden Boote, am Fuße eines Berges, dargestellt. Auch eine Taube ist abgemalt, mit bildschriftlichen Zeichen von Sprachen im Schnabel, die sie unter Kinder des Coxcox, die stumm geboren waren, austheilt. Das benachbarte Volk von Machuacan, das dieselben Hochebenen der Andes bewohnt, hatte noch ferner eine Sage, daß das Boot, in welchem ihr Teppi, ihr Noah, entkam, mit verschiedenen Arten vierfüßiger Thiere und Vögel angefüllt war. Nach einiger Zeit wurde ein Geier hinausgesandt, der aber fort blieb und sich von den Leichen der nach dem Ablauf der Gewässer auf der Erde zurückgelassenen Riesen nährte. Der kleine Fliegenvogel Huitzitzilien ward dann ausgesandt und kehrte mit einem Zweige im Schnabel zurück. Ein anderer Uebereinstimmungspunkt findet sich in der Göttin Ciocoatl, „die erste Göttin, welche gebar," welche „die Leiden des Kindergebärens den Frauen, als einen dem Tode zu entrichtenden Zoll, hinterließ; durch welche die Sünde in die Welt kam". Dies war die merkwürdige von den Azteken dieser verehrten Gottheit beigelegte Sprache. Sie wurde gewöhnlich mit einer Schlange neben sich dargestellt, und ihr Name bedeutet „die Schlangenfrau".

Sie hatten einen Thierkreis, dessen wissenschaftliche Aehnlichkeit mit dem unsrigen Humboldt in das klarste Licht gesetzt hat*). Prescott zieht aus Obigem und mehreren Anderen die nicht ganz neue Folgerung, daß der Einfluß Ostasiens auf die Bildung Anahuacs gewirkt habe und die Abweichungen der Art sind, daß man die Verbindung beider Erdtheile auf einen sehr entfernten Zeitraum zurückführen muß. —

Persern, den Griechen, obgleich die Griechen, höher gebildet, sie geistig auffaßten.

*) Vues des Cordillères, p. 125—194, doch fehlt in seinen Tafeln der mongolische Kalender, der eine noch größere Annäherung an den mexikanischen bietet, als der der anderen tartarischen Stämme. Vergl. Ranking, Researches, p. 370. 371.

Das heutige Mexiko.

auf der Landenge von Tehuantepec, wo der Austral-Ocean vom Golfe nur 27 Meilen entfernt ist.

Oberfläche; physische Beschaffenheit. — Mexiko ist ein Höhenland, ein ungeheueres Bergplateau, eine Fortsetzung der Anden. Das Bergplateau bildet den Rücken des Hauptgebirges (auf welchem Gruppen kegelförmiger, auf ihren Gipfeln mit ewigem Schnee bedeckte Piks, der Orizaba und Popocatepetl, sich erheben), welches sich bis zu einer Höhe von 2,000 bis 2,700 Metres über die Meeresfläche, und die Hochebene, besonders im südlichen Theile des Landes, von 6,000 bis 8,500 Fuß erhebt. In einer Strecke von mehreren hundert Leguas zieht sich die Hochebene nach der nördlichen Grenze hin, wo sie sich immer mehr verflächt, und bei der kleinen Stadt Durango kaum noch 500′ Höhe hat. Gegen Westen und Osten ist das Land schwer zugänglich und der Verkehr an der Küste und mit anderen Ländern schwierig; denn obgleich ein niederer Erdgürtel den Küstenstrich im Osten und Westen bildet, erhebt sich doch dicht hinter ihm das Land gleich hohen Mauern. Trotz der Menge kleiner Ströme ist Mexiko doch ein wasserarmes Land und gleicht auf der Höhe einer dürren Sandebene. Der niedrige, gegen die Küste hin liegende Boden aber ist feucht und ungemein fruchtbar und nicht nur für jede Getreideart tauglich, sondern auch für Zucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle, Cacao u. s. w. ganz vorzüglich geeignet, obgleich ungesund. Die Hochebenen sind bis auf eine Höhe von 6,800 Fuß, wo die Tierras frias beginnen, für alle Arten Tropengewächse geeignet, höher hinauf aber nur für Erzeugnisse der gemäßigten Zone. — Nur ein einziger bedeutender Fluß ist im ganzen Lande, der Rio Grande del Norte, welcher nach Texas zu die Grenzen bildet und nach dem Golfe zu strömt; alle anderen sind klein und münden: der Tigre, Las Palmas, Tampico oder Panuco, der Nautla, Atoyan und Yamaca, der Rio blanco, Huasacualco, der Grijalva oder Tabasco, der Zeldales und Sumasinta in den Golf, der San Francesco, Felipe, Colorado, Ascension, der Tololotlan oder Rio grande de San Jago, die Zacatula, der Papagallo, die Naspa und die Chimalapa in den Austral-

Ocean. Die Quellen der letzteren liegen denen des Huasacualco so nahe, daß hier eine Vereinigung beider Flüsse mittelst eines Kanales wohl auszuführen stände. — An Binnenseen hat Mexiko: den Chapala in Guadalaxara mit einem Spiegel von 58 d. Quadratmeilen; die Seen des Thales von Mexiko, unter denen der Tezcuco der bedeutendste ist; die Seen von Pascuaro und Cuisco in Valladolid; die von Parras und Caiman, in den Bolson von Mapimi, und den Timpa nogos, zwischen Lat. 41 bis 42° N., und an Lagunen und Bayen an der Ostküste: die Lagune Tamjagua oder den Hafen von Tampico, Matamoros, Santa Anna, Vera-Cruz und die Laguna de Terminas; und an der Westküste: den Golf von Tehuantepec, das Purpurmeer oder den Busen von California, und den Port San Francesco, Monterey, die San Pedrobay, die Bay Todos Santos, de las Virginas, Port de la Paz, die Mulgrebay, den Golf von Bayone und Acapulco. — Das Klima ist, wie es in einem so ausgedehnten Lande nicht anders zu erwarten ist, ausserordentlich verschieden. Im Allgemeinen heiß; da aber Mexiko größtentheils Hochebene oder Gebirgsplateau ist, welches mehrere tausend Fuß über die Meeresfläche erhaben liegt, so wird die Hitze dadurch sehr gemildert. Die Gegenden, die über 7,000 Fuß hoch liegen, haben selten 7° bis 8°; die Hochlande bis zu 7,000′ ungefähr 17°: die niederen Gegenden zwischen 3,800 — 4,800′ Erhöhung 20° — 21° und die unter 3,800′ bis an die Meeresküste 21° — 26° R. mittlere Wärme. Die Stadt Mexiko selbst hat im Sommer nicht leicht über 24° Wärme, im Winter nur höchst selten Frost; überhaupt besitzt das Land ein italienisches Klima. Man hat zwar in den nördlichen Gegenden zuweilen etwas Frost im Winter, aber selten Eis, und wechselt das ganze Jahr die Kleider nicht. — Wegen dieser hohen Lage ist das Klima auch das gesundeste fast aller spanischen Staaten, die Hochländer Peru's ausgenommen, und die Menschen werden daselbst sehr alt. Nur die zwischen der Küste und den Hochebenen liegenden Gegenden sind, ihrer niederen, sumpfigen Lage wegen, ungesund, obgleich sehr fruchtbar. Der gesundeste Aufenthalt ist die Gegend um Jalappa,

Chilpanzingo und Tasca, mit herrlicher Luft und berühmten Obstpflanzungen. Auch San Blas und der größte Theil der Westküste hat sehr reine Luft, kraft der Wälder von Schiffbauholz, die sie umgeben, und des regelmäßig wechselnden Seewindes *).

Naturprodukte. — Der Naturreichthum Mexiko's ist unermeßlich, und Mexiko unstreitig das reichste Land an Gold und vorzüglich an Silber auf Erden. Man zählt über tausend Minen, auf deren Bearbeitung die Revolution allerdings äußerst nachtheilig eingewirkt hat, so daß deren jährliche Ausbeute sich gegenwärtig nur auf circa 4,000 köln. Mark an Gold und 1,956,000 köln. Mark an Silber beläuft. Zwar enthalten die hiesigen Silbererze nur selten mehr als 4 — 8 Unzen im Centner, während sie in Sachsen bis 10 Unzen geben, aber sie sind von einer Mächtigkeit, wie man sie in keinem Theile der Erde wieder findet. Die wichtigsten Minen sind bei Temascaltepec, Catorce und Zacatecas, Oaxaca, Sinaloa, Sonora, Xalisco, Guadalaxara und San Louis de Potosi, und in den berühmten Minen von Guanaxuato enthält ein und dasselbe Erzlager Gold und Silber. — Die Perlenfischerei ist beträchtlich und wird an beiden Küsten des Landes betrieben; Edelsteine, vornehmlich Smaragde und Türkisse, findet man in verschiedenen Gegenden; Quecksilber und Chilapan, und Marmor in mehreren Staaten. Die Vegetation ist ausserordentlich üppig: die herrlichsten Blumen und Schlingpflanzen entsprossen nach dem geringsten Regen den Boden, wenn er nur irgend etwas mit Erde bedeckt ist. In den Gebirgen des Landes liegt ein wahres Paradies; ein Teppich der üppigsten Pflanzen, mit dem Farbenglanze der Tropenregion, bedeckt das Land. Alles gedeiht hier, und die Erzeugnisse aller Zonen: Getreide, besonders Mais und Reis, Wein, Tabak, Flachs, Hanf, Baumwolle, Zucker, Kaffe, Cacao, viele Gewürze, Farben- und Apotheker-Waaren vermag Mexiko in ungeheurer Menge hervorzubringen. — Eben so reich ist die animalische Welt: jedes Labyrinth von Pflanzen ist von unzäh-

*) Ueber das Klima folgt weiter unten noch ein eigener Abschnitt.

ligen Thieren bevölkert. Vögel von allen Farben schweben vor dem Blicke, besonders Papageien und Kolibris, und prachtvolle Schmetterlinge und Käfer entzücken das Auge. Wild ist auch noch in Menge vorhanden, und in den Schluchten der weniger bevölkerten Gebirgsdistrikte findet man Juguare und Caguare, Panther Tiger, Wölfe und wilde Katzen, und Hirsche, Rehe, Hasen und Eichhörnchen erfüllen die Wälder, während Bisons und verwilderte Pferde heerdenweise die noch unbebauten Prairieen des Nordens durchziehen. Die einheimischen Hausthiere sind sämmtlich eingebürgert und gedeihen vortrefflich.

---

2. Das Volk.

Abstammung, Charakter, Sitten und Zahl. — Die Bevölkerung Mexiko's besteht theils aus eingebornen Indianern, theils aus eingewanderten Europäern, größtentheils aus Spaniern, theils aus nachgeborenen Weißen, hier Kreolen genannt, zum dritten Theile aber aus Mischlingen, und nur wenige gehören der afrikanischen Raçe an: die Volksmenge belief sich 1840 auf 7,687,000 Seelen, mithin betrug die Volksdichtigkeit 175 Seelen auf die deutsche Quadratmeile. Den Raçen nach begreifen die Indianer 56,2 Proc.; die Weißen 12,2; die Schwarzen 0,1, und die gemischte Raçe 31,2 Procent. — Der Charakter der Mexikaner ist, im Ganzen genommen, herabgewürdigt: die Indianer sind unthätig, gleichgültig, unterwürfig, händelsüchtig und zum Trunke geneigt; die Kreolen sind jetzt diejenigen, welche das meiste Ansehen genießen, die Regierung in den Händen haben und im Besitze sowohl der besten Güter des Landes, als des Ertrages sind. Der Kreole ist listig und verschlagen, dabei feurig, entschlossen, thätig, für jede große Idee auflodernd, im Unglücke aber verzagt, niedrig, kriechend und erbärmlich; heftig in allen seinen Leidenschaften, ist er sinnlich, habsüchtig, stolz, nachtragend und rachsüchtig. Mit Ausnahme einer Anzahl Grundeigenthümer, Kaufleute, Landwirthe,

Künstler und Minenbesitzer, die sich nicht um die politischen Wirren kümmern, sind sie das Verderben ihres Vaterlandes; zum Theile ganz ungebildete Menschen, theils ohne Solidität der Kenntnisse; welche allein tüchtig machen zur Behauptung der ersten Rolle in einem Freistaate, sind sie voll Dünkel, der mit der Dummheit und Unwissenheit stets Hand in Hand geht, dem Müssiggange, dem Spiele und der Intrigue ergeben und kennen nur eine Erwerbsquelle: „öffentliche Aemter!“ in denen sie Gelegenheit finden, Stolz, Faulheit und Habsucht zugleich zu befriedigen. Republiken sind diejenigen Staatskörper, deren Leben und Gesundheit von der idealen Tugend ihrer begeisterten Mitbürger abhängt, und der Republikaner, im eigentlichen Sinne des Wortes, muß so viel Gemeinsinn haben, daß sein Individuum in seinem eigenen Auge vor dem Vaterlande verschwindet. Das ist leider in Mexiko nicht der Fall: die herrschenden Kreolen sind in sich zerfallen, in Factionen getheilt, die mit den Waffen in der Hand um Macht und Reichthum einander befehden und das Vaterland aus einem Bürgerkriege in den anderen stürzen. — Man hat, nachdem man die eingewanderten Spanier zum größten Theile vertrieben, für diese Kaste, an deren Spitze Santa Anna steht, der sich in seinem Titel „Wohlthäter der Nation“ nennen läßt, eine Unzahl reich besoldeter Stellen geschaffen, wodurch der Schatz erschöpft und das Elend vermehrt wird, und Niemand mehr zu sorgen hat, als der noch kein Bettler ist. Dieses Land, von dem v. Humboldt ein so verführerisches Gemälde entwarf, weil er es schilderte, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorging; dieses Nachbarland der Vereinigten Staaten, die von der Natur weit weniger begünstigt sind, aber gut verwaltet werden; dieses Land, in welchem 150 Millionen Menschen behaglich leben könnten, hat circa 8 Millionen Einwohner, von denen man bei uns wenigstens sechs zu Dürftigen ja wohl gar zu Bettlern, Landstreichern und Dieben rechnen würde; wenn man in eine Stadt von 20—30,000 Seelen tritt, findet man, 40 bis 50 Familien ausgenommen, lauter müßige, halbnackte, mit allen Lastern vertraute, abscheuliche Menschen, unter denen die Hälfte, in Folge ihrer aus Unsauberkeit

und Laster entstandenen Krankheit, mit welcher sie behaftet sind, Leperos *) genannt werden. Die Stadt Mexiko allein hat 50,000 dieser Menschen, die 1828 die schauderhafteste Plünderung vollbrachten und stets nur auf Gelegenheit zu neuen Gräueln warten. — Die gemischte Bevölkerung beginnt übrigens jetzt sich mehr zu heben; in vielen der westlichen Staaten, die Santa Anna zu Departamientos degradirt hat, um seine Centralisation besser ausführen zu können, nimmt indeß der Einfluß der Kreolen täglich ab, und nicht fern wird die Zeit mehr sein, wo das Land in die Hände derer zurückfällt, denen es ursprünglich gehörte. Die vier Millionen Indianer und die aus ihnen hervorgegangene Mischung, so indolent selbige auch zum großen Theile noch ist, haben es noch keineswegs vergessen, daß sie die ursprünglichen Herren des Landes sind, und bei ihrer physischen Ueberlegenheit täglich in dem Maaße mehr Einfluß auf die Verwaltung des Landes gewinnen, als die Weißen, die Kreolen, an moralischer Kraft und Einfluß abnehmen, und daher ist es keineswegs eine aus der Luft gegriffene Vermuthung, daß diese Menschen-Raçe sich eines Tages der Regierung und Herrschaft des Landes bemächtigen könne.

Wissenschaft und Kultur; Betriebsamkeit; National-Reichthum. — Mexiko ist, trotz seiner moralischen Gesunkenheit, immer noch voll Spuren ehemaliger Größe; bedeutende Städte und eine hohe Kultur zeichneten es einst aus, und hat auch der erste Bischof von Mexiko in seiner fanatischen Wuth, um dem Christenthume schneller Eingang zu verschaffen, alle Denkmale der Geschichte, Literatur, Kunst und Wissenschaft aufthürmen und verbrennen lassen, so zeugen doch in düsteren Wäldern verwachsene Ruinen, daß die frühere indianische Bevölkerung eben so hoch, wo nicht höher stand, als die jetzige, mit sammt ihrem Anstriche von europäischer Kultur. Indeß selbst noch jetzt steht Mexiko in Hinsicht auf Civilisation unter den neuen amerikanischen Staaten spanischer Nationalität auf der höchsten Stufe. Der Bergbau ist die Hauptquelle des mexikanischen Nationalreichthumes, er ist aber durch die Revolution sehr gestört worden. Durch auswärtige Bergbaugesellschaften von

*) Wörtlich: Aussätzige, der Name der mexikanischen Lazzaronis.

Engländern und Deutschen, die mit großen Kapitalien arbeiteten und zu großen Spekulationen durch ihn veranlaßt wurden, belebte er sich wieder von Neuem und veranlaßte eine bedeutende Circulation fremden Geldes; die ursprünglichen Aktionäre aber werden schwerlich ihre Einzahlungen wieder zu sehen bekommen. — Der Ackerbau ist eben so wenig blühend und kennt, trotz dem Reichthume der Natur, fast gar nichts weiter, als Maiskultur und etwas Zuckerpflanzungen. — Die Viehzucht ist bedeutender, wenigstens verbreiteter, und wird durch ansehnliche Weiden unterstützt. — Die Industrie steht eben so tief, als die Landwirthschaft; früher stand sie höher; die Revolution brachte sie aber zurück, und jetzt macht sie nur langsame Fortschritte. Schöne Gold- und Silberarbeiten finden sich in der Stadt Mexiko; der Hauptsitz des Kunstfleißes aber ist Puebla de los Angelos, wo die einzige Glashütte des ganzen spanischen Amerika's ist, und Fayence, Gewehre, Tücher, baumwollene Zeuge, gute Tressen und Stickereiarbeiten gemacht werden. Rum- und Tafia-Brennereien findet man bei allen Zuckerpflanzungen; Pulque wird in verschiedenen Theilen des Landes aus der Agave gewonnen, und Papiermühlen finden sich zu Guadalarara, Queretaro und San Angelo. Die Arbeit wird mit Indianern betrieben und die Arbeiter sehr streng behandelt; die Fabriken gleichen daher Gefängnissen und sind Sitze der Sklaverei, daher auch der Gewerbfleiß von der Masse des Volkes verachtet wird. Man verurtheilt Verbrecher auf viele Jahre in Fabriken — auch werden viele Personen Schulden halber dahin versetzt. Die Eigenthümer der Fabriken zahlen auch in diesem gold- und silberreichen Lande nicht mit Geld, sondern mit Tabak; die Fabrikgebäude sind mit hohen Mauern umgeben, und in denselben finden, trotz der proclamirten Freiheit, körperliche Züchtigungen Statt. — Der Handel hat sich seit der Freiwerdung des Landes in etwas gehoben, besonders zu Vera-Cruz und Tampico, doch nicht zu der Höhe, wie man von einem Lande von solcher Ausdehnung und Bevölkerung erwarten sollte. Die bedeutendsten Einfuhrartikel sind: Leinenwaaren aller Art, Baumwollen-, Seiden- und Wollenwaaren (besonders feine Tücher, Casimirs, Kamelots und Ser-

gen), Putz- und Modewaaren, Papier, Glas, Guß- und Schmiede-Eisen, Eisen- und Stahlwaaren, Wein, Branntwein, Cacao (aus dem Hafen Guayaquil), Oel, Wachs und gesalzene Fische. Der Totalwerth der Einfuhr in Mexiko betrug 1840: 19,356,980 Dollars, worunter an deutschen Waaren für 2,940,505 Dollars. Die Hauptausfuhr besteht in edlen Metallen und Cochenille, und betrug die Ausfuhr der ersteren 1840: 11,322,500, die der letzteren 1,022,850 Dollars. Alle übrigen Ausfuhrartikel sind nur von geringem Belange und betrugen im Ganzen nach den Zollangaben der Ausfuhrhäfen 2,810,300, die Gesammtausfuhr mithin nur 15,155,750 Dollars.

Staatswirksamkeit; Verfassung und Verwaltung. — Mexiko ist ein Bundes- oder Föderativ-Staat, der, wie der nordamerikanische Freistaat, die einzelnen Provinzen als freie Staaten, die wiederum ihre besonderen Verfassungen haben, umschließt. Seine Vereinigung hierzu beruht auf einem Congreßbeschlusse vom 16. December 1823, demgemäß eine Bundesverfassungs-Urkunde nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika ausgearbeitet wurde. Die Grundzüge der neuen Verfassung des Föderativ-Staates wurden am 31. Januar 1824 bekannt gemacht, die Urkunde selbst am 4. October 1824 ausgefertigt, vom Congresse beschworen und dieser selbst am 1. Januar 1825 von dem ersten Präsidenten Guadelupe Vittoria eröffnet. Die Grundzüge der Verfassung sind folgende: Die mexikanische Nation ist für immer frei und unabhängig von Spanien und jeder anderen Macht; — die katholische Religion ist und bleibt die Religion des mexikanischen Volkes, doch schützen die Gesetze auch die Ausübung anderer Religionen; — die Regierungsform ist die einer repräsentativen, volksthümlichen und föderativen Republik; — die Ausübung der höchsten Macht zerfällt in die gesetzgebende, richterliche und vollziehende; — die gesetzgebende Macht ruht auf dem allgemeinen Congresse, der aus zwei Kammern besteht, der der Abgeordneten, zu welcher von 40,000 Einwohnern ein Deputirter kommt, und der des Senates, zu welcher jeder Staat zwei Mitglieder stellt; — der Congreß schützt die Freiheit der Presse, nimmt neue Staaten

oder Gebiete in den Bundes=Staat auf, setzt die Grenzen der einzelnen Staaten fest, hat die Steuern und öffentlichen Abgaben zu bestimmen, die öffentlichen Schulden anzuerkennen und die Mittel zu ihrer Consolidirung und Amortisation zu treffen, über den Credit des Staates zu wachen, den in= und ausländischen Handel zu leiten, das Concordat mit dem römischen Stuhle vorzubereiten, Bündnisse und Verträge zu prüfen, abzuschließen und zu realisiren, die Stärke der Land= und Seemacht zu bestimmen und den Krieg auf Antragen des Präsidenten zu erklären; — er entwirft alle Gesetze und trägt auf Zurückweisung fremder Truppen an; — die Vorschläge zu den Gesetzen gehen von beiden Kammern aus, die Steuersachen aber werden zuerst von der Kammer der Abgeordneten berathen; — die vollziehende Gewalt steht dem Präsidenten zu, der, wie der Vicepräsident, auf vier Jahre gewählt wird; — die Mehrheit der Stimmen entscheidet über die zwei von jedem Staate vorgeschlagenen Kandidaten; — ein Rath aus der Hälfte des Senates steht ihm während der Zeit der Versammlung des Congresses zur Seite; — er ernennt und entläßt die Staats=Secretäre, er ernennt alle Civil= und Militärpersonen, macht Verbesserungsvorschläge für das öffentliche Wohl, publicirt die Gesetze, wacht über deren Erfüllung, gebietet über die bewaffnete Macht, sorgt für die innere und äußere Sicherheit des Bundes und schließt alle Verträge unter Vorbehalt der Genehmigung des Congresses ab; auch kann er den Congreß ausserordentlich versammeln. — Leider ist die Bundesverfassung von einzelnen Partheihäuptlingen öfters umgestoßen oder zurückgeschoben worden, was wiederum für Andere Veranlassung war, für Aufrechthaltung derselben Gegenrevolutionen hervorzurufen; wer sich populär machen will, stützt sich auf diese Verfassung, um den Gegner zu stürzen, und hat er die Macht erlangt, beseitigt er sie, um willkürlich zu regieren; wie Santa Anna, der auf die Aufrechthaltung der Verfassung von 1824 hin die Präsidentur erwarb, den 13. Mai 1834 durch Hülfe der aristokratischen und Priesterparthei die bestehende Verfassung über den Haufen warf, eine einzige untheilbare Republik, mit alleiniger Ausübung der Souverainetätsrechte, an ihre

Stelle setzte, die bisherigen souverainen Staaten in Departements verwandelte, die executive Regierungsgewalt in die Hände eines obersten Führers (Xefe supremo) legte, der er, versteht sich, selbst ward, und dann förmlich als Dictator auftrat, in Folge dessen sich Texas und 1841 auch Yucatan von Mexiko losriß. Santa Anna sucht, an der Spitze einer Revolution, die Einheit des Staates und für sich das Regiment zu retten. Die richterliche Gewalt ist in Mexiko frei und unabhängig, und es besteht ein höchster Gerichtshof, Staats- und Distrikts-Tribunale, Militär- und geistliche Gerichte, aber nirgends sind die Richter so feil und bestechlich, als hier, und die Justizverwaltung höchst unvollkommen. Die Staatswirthschaft liegt noch ganz darnieder, man hat keine Straßen, keine Kanäle, kein Postwesen, sondern nur Couriere nach Vera-Cruz ꝛc. wegen Mangel an Straßen zum Fahren. Man findet überhaupt im ganzen Lande nur dre Straßen, oder vielmehr nur elende Wege, auf denen man, der häufigen Räubereien und Anfälle wegen, nur bewaffnet reisen kann: von Mexiko nach Vera-Cruz, von Mexiko nach Acapulco und von Mexiko ins Innere des Landes. — Der öffentliche Unterricht ist ebenfalls noch höchst unvollkommen, und, ausser einigen Schulen in den größeren Städten, bestehen nur drei blühende Gymnasien, zu Mexiko, Guanaxuato und zu San Luis Potosi, und die Collegien zu Mexiko. — Der Kirchenstaat ist am besten organisirt; der gesammte Bundesstaat hat einen Erzbischof, dessen Sitz zu Mexiko ist; 9 Bischöfe; 3,677 Weltgeistliche in 1,190 Kirchspielen; 150 Mönchsklöster mit 2,009 Mönchen von fünf verschiedenen Orden und 51 Nonnenklöster mit 1,972 Nonnen. Alle Klöster zusammen haben 337,373 Dollars Einkünfte, folglich ein Vermögen von circa 7 Millionen Dollars, was nicht so viel ist, als man gewöhnlich glaubte. — Die Militärmacht ist nicht unbedeutend; sie bestand 1841 aus 23,250 Mann Linientruppen und 44,580 Mann permanenter Miliz, die jedoch nu zur Hälfte bewaffnet und im Dienste war. Das Heer hat 12 Regimenter Fußvolk à 1 Bataillon von 8 Kompagnien, nämlich 6 Kompagnien Füseliere und 2 Kompagnien Grenadiere, und an Cavallerie 12 Regimenter Dragoner à 4 Schwadronen, jede zu

2 Kompagnien; dazu 1 Artillerie-, 1 Genie- und 1 Sappeur-Corps und die Handelsmiliz, die auf Kosten der Kaufleute erhalten wird. Die Garde des Präsidenten besteht aus 2 Pelotons Grenadiere. — Die Marine zählt im Ganzen 12 Fahrzeuge, darunter 1 Corvette von 30 Kanonen, 5 Briggs, 3 Goeletten und 3 Stationsschiffe.

Die Finanzen sind keineswegs brillant, und durch den Krieg mit Texas die Staatsschuld nicht wenig gewachsen. Nach dem Berichte des Finanzministers, mitgetheilt im mexikanischen Diario de Gobernio vom 15. u. 16. December 1840, ist der Zustand der Finanzen folgender:

1839 veranschlagte Einnahmen		29,136,536	Doll.
Abzug der Verwaltungskosten		1,617,959	=
bleibt:		27,578,577	Doll.
Verausgabt wurden		25,700,769	=
nämlich für das Ministerium der Finanzen	17,480,839		
Ministerium des Innern . .	1,030,388		
Ministerium des Krieges und der Marine	7,088,148		
Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten	101,402		
Ueberschuß		1,877,808	Doll.

Aber dieses Budget besteht nicht in der Wirklichkeit, indem Posten als verwendet angeführt wurden, ohne daß ein Rechenschaftsbericht abgelegt werden konnte; eben so sind die Einnahmen ohne hinlängliche Kenntniß der Staatsquellen angenommen.

Für das Jahr 1841 stellte sich ein muthmaßliches Deficit von 13 Millionen Dollars heraus:

Ausgaben: Auswärtiges Ministerium . .		329,270	Doll.
Inneres		2,843,001	=
Krieg und Marine		17,116,878	=
Finanzen		1,547,632	=
		21,836,781	Doll.
Brutto-Einnahme	12,874,100 D.		
Davon ab als Verlust bei den 8, 10, 15, 17 Procent creirten Fonds, den Seezoll-Einnahmen, Zinsen der auswärtigen Staatsschuld ꝛc. belaufen	4,800,000		
bleiben an Netto-Einnahme:		8,074,100	Doll.
1841 Deficit:		13,762,681	Doll.

Die Staatsschuld betrug im Jahre 1841: 5 Millionen Dollars circulirende Schuld, und englische Schuld 5,280,000 Pfd. Sterling, und zwar beträgt die 5procentige Anleihe in London, nach Zurückzahlung von 1,069,500 Pfd. St., noch 2,130,000 Pfd., und die 5procentige englische Anleihe, nach Zurückzahlung von 50,000 Pfd., noch 3,150,000 Pfd. St.*).

Der Titel des Staates ist: Republik von Mexiko; das Wappen: ein gekrönter Adler, der mit dem linken Fuße auf einer Nopalpflanze steht, die aus einem, mitten in einem See liegenden Felsen hervorwächst, mit der rechten Klaue eine Schlange faßt und im Begriffe ist, diese mit dem Schnabel zu zerreißen. — Die Nationalflagge besteht aus drei lothrechten Streifen, grün, weiß und roth, in der Mitte mit dem schwebenden Adler.

3. Eintheilung. — Topographie.

Die Republik Mexiko zerfällt gegenwärtig, nach Losreißung der Staaten Texas und Yucatan, an welch' letzteren sich auch Chiapas in Guatemala anschloß, in 18 Staaten oder Departamientos und 5 Gebiete. — Zur Zeit der spanischen Herrschaft aber war das Land in 15 Intendanzen und Provinzen abgetheilt: 1) Mexiko, 2) Puebla, 3) Oaxaca, 4) Guadalaxara, 5) Guanaxuato, 6) Valladolid, 7) Zacatecas, 8) Merida, 9) Vera-Cruz, 10) San Luis Potosi, 11) Sonora und 12) Nueva Viscaya, welche den Titel von Intendanzen, und 13) Nuevo Mexiko, 14) Alta (Ober-) California und 15) Baja (Unter-) California, welche den Titel von Provinzen führten, und alle diese Intendanzen und Provinzen enthielten 128 Alcaldias mayores, Gobernien und Corregimientos.

*) Man vergleiche über alle die vorstehenden Zahlen-Angaben den weiter unten folgenden Abschnitt: Vera-Cruz II., wo neuere statistische Nachweisungen aufgeführt sind.

Die 18 Staaten oder Departamientos und 5 Gebiete sind:

Staaten oder Departamientos.	Eintheilung in:					Hauptorte.	Einwohner-Zahl.
	Bevölkerung 1841	Provincias	Partidos	Ayntamienlos	Kirchspiele		
Oestliche Küstenstaaten:							
Tabasco	90,500	3	9	—	—	Villa hermosa de Tabasco	4,180
Vera-Cruz	251,500	4	12	—	—	Jalapa	13,530
Tamaulipas	167,950	3	11	—	—	Tampico	6,350
Westliche Küstenstaaten:							
Oaxaca	685,500	8	22	—	—	Oaxaca	24,400
Puebla	902,000	7	25	—	—	La Puebla	67,800
Mexiko	1,627,750	8	38	—	—	Mexiko	204,430
Michoacan	586,000	4	—	62	—	Valladolid	18,712
Xalisco	623,500	—	8	—	—	Guadalaxara	19,500
Cinaloa	156,800	3	8	—	—	Cinaloa	2,300
Sonora	121,450	2	6	—	—	Villa del Fuerte . . .	6,900

Innere Staaten:							
Queretaro	315,800	—	6	—	—	Queretaro	35,222
Guanaxuato	622,000	—	—	—	33	Guanaxuato	41,530
Zacatecas	303,400	—	11	—	—	Zacatecas	53,109
San Luis Potosi	248,700	4	10	—	—	San Luis Potosi	13,080
Nuevo Leon	129,000	—	5	—	—	Monterey	11,645
Cohahuila	63,000	—	—	19	—	Monilova oder Cohahuila	4,400
Durango	265,000	—	11	—	—	Durango	13,200
Chihuahua	268,000	—	11	—	—	Chihuahua	11,600
Gebiete:							
Alta-California	22,500	1	—	—	—	San Carlos Monterey	1,018
Baja-California	18,200	1	—	—	—		
Colima	55,000	1	—	—	—	Colima	1,200
Nuevo-Mexiko	83,400	1	—	—	—	Santa Fé	6,900
Tlascala	79,250	1	—	—	—	Tlascala	5,500
Total:	7,687,000	51	193	81	35		

(Berghaus.)

Klima.

In Mexiko unterscheidet man die Gegenden hinsichtlich ihrer Temperatur und der die letzteren bedingenden Erhebung über die Meeresfläche in heiße (**tierra caliente**), gemäßigte (**tierra templada**) und kalte Gegenden (**tierra fria**).

In den ersten findet man im Allgemeinen die Temperatur der heißen Zonen, in welcher alle Früchte südlicher Länder, wie Zucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle, u. s. w. gedeihen und die sich wenig (8—900 Fuß) über die Meeresfläche erheben.

In der zweiten ist die Hitze weniger groß, doch auch strenge Kälte unbekannt. Es ist unstreitig das angenehmste, der Gesundheit zuträglichste Klima, welches man finden kann. Jalapa, Tabasco, Chilpanzingo rc. befinden sich in der **tierra templada**; ihre Meereshöhe scheint zwischen 4000 und 5000 Fuß zu schwanken.

Diejenigen Gebirgs-Plateaus, welche sich über die letztgenannte Höhe erheben, befinden sich schon in **tierra fria**. Auch in diesen, zwischen den beiden Wendekreisen gelegenen Gegenden ist die Temperatur in einer Höhe bis zu 7000 Fuß noch sehr angenehm. Die mittlere Temperatur des Tages ist hier 13° bis 14° des hunderttheiligen Barometers, und nur selten sieht man kurz vor Sonnenaufgang das Thermometer unter den Nullpunkt sinken. Auch in den höher gelegenen Gebirgsgegenden (**Real del monte, Zacatecas**) ist das Klima noch weit milder, als im nördlichen Deutschland, doch ist das Wetter unbeständig, feucht und das Thermometer sinkt in den Wintermonaten häufig unter den Nullpunkt, erhebt sich doch während desselben Tages wieder um mehrere Grade über denselben.

In Beziehung auf die Temperatur will ich nur noch bemerken, daß man sich bei einer Reise nach dem Inneren Mexiko's nicht durch die Meinung, „in der heißen Zone müsse man jede, auch noch so leichte Kleidung zu schwer und zu warm

fühlen", zum Zurücklassen aller Tuchkleidung verführen lassen dürfe.

Auf allen meinen größeren Reisen habe ich zu Pferde stets Tuchkleidung getragen und solche am Morgen und am Abende so angenehm gefunden, daß die Wärme während des Tages mich nicht zur Aenderung meiner Reisekleidung bewegen konnte. Bei der Ankunft im Nachtquartiere wird es indessen immer sehr angenehm sein, leichte Kleidung zum Wechseln bei sich zu führen. Wer auf dem Plateau Mexiko's reist, der wird es auch häufig angenehm finden, einen leichten Mantel mit sich zu führen, weil man hier oft so hoch im Gebirge steigt, daß bei gleicher Kleidung der Temperaturwechsel empfindlich wird, denn bald nähert man sich hier der Schneelinie auf 2 bis 3000 Fuß, bald berührt man in den Thälern die **tierra templada.** Der spanische braune Hut mit niedriger kleiner Kuppe und 5 bis 6 Zoll breiten Rande ist ebenfalls auf Reisen sehr zweckmäßig; er schützt gegen Sonne und Regen; da die Regengüsse in den Tropengegenden sehr stark sind, so habe ich auch keinen Anstand genommen, eine andere mexicanische Tracht zu Pferde, die „**Armas de agua,**" anzunehmen. Diese **armas de agua** bestehen aus zwei gegerbten Kalb-, Bären- oder Tigerfellen, welche mit nach Aussen gegerbten Haaren, vorne zu beiden Seiten des Sattels, befestigt sind, und im Regen über die Beine des Reiters gezogen werden, so daß der untere Theil des Körpers ganz vor Nässe geschützt ist. Auf dem mexikanischen Sattel gelten diese **armas de agua** als große Zierde, und sind alsdann am obersten Theile mit rothem oder gelbem Saffian ausgeschlagen und mit Gold- oder Silberstickereien geziert. (Burkart.)

Giftige und lästige Thiere.

Es gibt (ausser Klapperschlangen u. s. w.) andere giftige Reptilien, gegen deren Biß kein Mittel hilft, und Nachstehendes

ist eine auf bester Autorität beruhende Liste nach den einheimischen Namen. Es gibt eine Chicaclina, eine gestreifte Viper von schönen Farben, die Coralillo oder korallenfarbige Viper mit schwarzem Kopfe, und den Vinagrillo, ein Thier wie eine große Grille; wenn dieser in's Zimmer kommt, so erkennt man ihn an einem starken Essiggeruche. Er ist orangefarb und macht, wenn er einem über die Haut hinwegläuft, keine Schmerzen, läßt aber einen langen Streif von tödtlichem Gifte zurück. Der Biß der eidechsenartigen Salamanquesa ist tödtlich; der Eslaboncillo stirbt vor Wuth, wenn er sich auf Jemand wirft und am Beißen verhindert wird; der Cencoatl hat fünf Füße und leuchtet im Dunkeln, so daß man glücklicherweise von der Nähe dieser Thiere auf mannigfache Weise gewarnt wird. Ferner findet sich eine schöne, schwarze und rothe Spinne, Chinclaquili genannt, deren Stich durch alle Knochen Schmerzen macht; das einzige Mittel dagegen ist, sich mehrere Tage in einem mit Rauch gefüllten Zimmer aufzuhalten. Endlich gibt es Taranteln und Cacampulga-Spinnen. Die erste ist ein abscheulich aussehendes, weiches, fettes, mit dunkeln Haaren bedecktes Thier, und man sagt, das Pferd, das auf ein solches trete, verliere augenblicklich den Huf; doch dies bedarf der Bestätigung.

Eine große Plage des Reisenden in den warmen, besonders in den Küstengegenden von Mexiko sind die Sandfliegen (mosquitos), die Zecke (Garrapatas) und die Sandflöhe (niguas).

Die ersteren sind in allen warmen Gegenden Mexiko's an Bächen und Flüssen, vorzüglich im Sommer, zu finden; sie sind äusserst klein und setzen sich in der Nacht auf alle unbedeckten Theile des Körpers, weshalb man fast nie in einem Bette ohne Fliegennetz schlafen kann; ihr Stich bringt eine Geschwulst hervor, welche durch die entstehende Entzündung der Haut ein unangenehmes Jucken verursacht und über einen Tag lang anhält. Die Zecke (Garrapata) lebt auf Bäumen und befällt Menschen und Thiere schaarenweise. Ihr Biß verursacht ebenfalls eine starke Beule und durch das eingesogene Blut schwillt

die Zecke bis zur Größe einer Erbse an; in diesem Zustande fällt sie ab, setzt sich aber bald wieder auf eine andere Stelle des Körpers an, wenn sie in den Kleidern liegen bleibt. Pferde und Maulthiere werden von diesem Insekte so gequält, daß sie abmagern, ganz traurig und krank werden. Man muß sie daher sorgfältig davon reinigen. Der Sandfloh (nigua) ist gefährlicher, wie die beiden vorhergehenden Insekten, da er sich unter den Zehennägeln in die Haut bohrt, durch das Anschwellen seiner Eiersäcke eine Geschwulst und, nach dem Auskriechen der Maden, ein sehr bösartiges Geschwüre verursacht. Das Ausziehen dieser kleinen Thierchen ist schwierig und als einziges Mittel zur Verhütung der Geschwüre sucht man gerne etwas Tabaksasche in die Wunde einzureiben. So gefährlich dieses kleine Thierchen ist, so sind doch sorgfältiges Reinhalten der Füße, und die Vorsicht, nur in Stiefeln den Boden zu betreten, gute Schutzmittel dagegen. Noch weit gefährlicher ist der Biß des Scorpions. Vorsichtiges durchsuchen des Bettes und eine solche Stellung desselben, in der es keine Wand berührt, machen es indessen leicht, dem Uebel zu begegnen.

Vertheilung der Bevölkerung Mexikos.

Die Elemente, aus welchen die Bevölkerung Mexikos zusammengesetzt ist, sind sehr ungleich über das Land vertheilt. Der Hauptsitz der weißen Bevölkerung ist das Taffelland und zwar besonders dessen Mitte, die Staaten Puebla, Mexiko, Queretara, Mechoacan, Guanajauto, Zacatecas und Jalisco, dann auch Oajaca und San Luis Potosi. Die verschiedenen Stämme der Indier sind ebenfalls in diesen Landestheilen concentrirt, welche die Gebiete des ehemaligen Kaiserreichs Anahuac und der ihm mehr oder minder tributpflichtigen oder verbündeten und befreundeten Königreiche und Republiken umfassen. In den Nordstaaten treffen wir fast ausschließlich nur auf Nachkommen

von Weißen. Sie stammen meist alle von Biscayern, Navarresen und Cataloniern ab, haben ihr Blut von aller Mischung mit dem der Eingebornen rein erhalten und sind stolz darauf. Viele der ursprünglichen Sitten und Eigenthümlichkeiten ihrer Altvordern haben sich unter ihnen erhalten. Sie sind unternehmend, freisinnig, gastfrei, höflich, gewandten Geistes und Körpers. Die nomadischen Indier (**Indios bravos**), welche früher in diesen Gegenden der Jagd oblagen, wie z. B. die Apaches und Comanches, haben sich zur Zeit der Eroberung nach manchen Kämpfen mit den Eindringlingen, in den Bolson de Mapimi, in die Gebirge von San Saba zwischen dem Rio del Norte und den Südgränzen der Vereinigten Staaten, und in die unwirthlichen Regionen des höheren Nordwesten zurückgezogen. Man sieht sie nur selten aus ihren Wäldern hervorkommen, mit den Weißen Handel zu treiben oder deren Niederlassungen zu beunruhigen. In Durango und Chihuahua, in Neu-Leon und Cohahuila wie in Neu-Mexiko, ist der rein indische Stamm fast unbekannt. In Cinaloa und Sonora findet er sich wieder, denn in diesen Gegenden überholten die Eroberer einige friedlichere Stämme der Eingebornen, welche sich noch nicht hinter den Rio Gila zurückgezogen hatten. Ebenso trifft man auch in Californien wieder verschiedene eingeborne Stämme an, aber allenthalben in diesen Gegenden leben die ansässigen Indier in eigenen Ortschaften, unvermischt mit den Weißen. Neger, Mulatten und Zambos bewohnen die Küsten an beiden Meeren, so wie die tiefen, heißen und feuchten Thäler, in welchem das Zuckerrohr und die Banane üppiges Gedeihen finden. In diesen ungesunden Gegenden wurden die verhältnißmäßig nur wenig zahlreichen Sklaven, welche man ehemals in Mexiko einführte, am häufigsten gebraucht, da die Eingebornen des Tafellandes unfähig waren, das daselbst herrschende, brennende Klima zu ertragen oder gar darin mit Anstrengung zu arbeiten. Es ist bekannt, daß der menschenfreundliche Bischof von Guatimala, Bartolomeo de las Casas, durchdrungen von Mitleid mit den geplagten Indiern, deren Körper jede Klimaveränderung hart empfindet, zuerst die Einführung von Negersklaven veranlaßte.

durch Zwischenheirathen derselben mit den Indiern entstanden die Zambos, ein Geschlecht, ganz geeignet für die Tierra caliente, von starkem, knochigem Körperbau, schwarzbrauner Farbe und hoher Statur. An den Küsten verrichten sie die meisten schweren Arbeiten in den Städten und treiben häufig Viehzucht in zerstreut liegenden Dörfern und Weilern. Um Origava und Cordova, im Thale von Cuernavaca, an den Küsten von Oajaca und Mechoacan, überhaupt allenthalben wo Zucker, Kaffee und Indigo gebaut wird, sind sie, nebst den Mulatten und Negern, die Arbeiter der Plantagen und, obgleich freie Leute, doch zumeist auf gewisse Weise, unter dem Namen von Guts- oder Hausbedienten — **Dependientes de hacienda** — **de casa** — an diese Pflanzungen gebunden. Sie sind den nachtheiligen Einflüssen des Klimas nicht unterworfen und leiden nicht vom gelben Fieber oder dem Vomito prieto. — Die Mestizen trifft man allenthalben im Lande an; sie bilden größtentheils die Mittelclasse der Bevölkerung, Handwerker, Krämer, Maier und Angestellte der niedern Grade.

Die Indier, welche dem oberflächlichen Beobachter nur als eine einzige große Masse erscheinen, zerfallen auf die merkwürdigste Weise in zahlreiche Abtheilungen und Unterabtheilungen. Sie bestehen aus einer sehr großen Anzahl verschiedener Stämme, die zwar in der Hautfarbe und einigen andern Kennzeichen übereinstimmen, welche auf einen gemeinschaftlichen Ursprung zu deuten scheinen, sich aber bei genauerer Beobachtung gar bald unterscheiden lassen und in sehr vielen Dingen, in Sprache, Sitten, Kleidung, ja Körperbildung ganz von einander abweichen. Man rechnete, daß nicht weniger als zwanzig verschiedene indische Sprachen auf Merikos Gebiete geredet würden; es sind derselben aber ohne allen Zweifel noch weit mehr und zwar nicht etwa bloße Dialecte einer und derselben Grundsprache, sondern ganz für sich bestehende, einander oft völlig unähnliche Mutter- und Wurzelsprachen. Einige derselben haben Laute (Buchstaben), welche sich bei anderen nicht finden, und die meisten lassen sich schon durch den bloßen Klang unterscheiden, selbst wenn man nichts von ihnen versteht. Die tiefen Kehllaute des

Aztekischen, in den Staaten Mexiko, Puebla und Veracruz vorherrschend, unterscheidet man z. B. leicht von dem wohltönenden Otomi, welches im Staate Mechoacan geredet wird, die knarrende und polternde Sprache der Mijes leicht von der sanften und weichen, etwas singenden Rede ihrer unmittelbaren Nachbarn, der Zapoteken. (Schilderung der Republik Mexiko. Von Ed. Mühlenpfordt).

Verhältniß der Raçen in Mexiko. — Hohes Alter.

Ueber den gegenwärtigen Verhältnißstand der verschiedenen Hautfarben oder Raçen ist es sehr schwierig, eine wohlbegründete Meinung zu äußern. Die Mexikaner, wenn man sie fragt, sind zwar sehr schnell mit der Antwort bei der Hand: „die Hälfte ihrer Population bestehe aus Weißen, die andere Hälfte größtentheils aus Ureinwohnern mit einigen Mischlingen und sehr wenigen Negern,“ — ja man findet dieselbe Ansicht in offiziellen und halboffiziellen Zeitungs- oder Kalenderartikeln ausgelegt. Nichts desto weniger ist sie, ausser was die geringfügige Negerzahl betrifft, grundfalsch. Ganz ohne allen Zweifel bilden die Indianer die bei Weitem zahlreichste Klasse; dann kommen die verschiedenen Mischlinge (Mestizen, Zambos und Mulatten aller Grade); dann erst die Weißen, endlich die Neger. Der Irrthum beruht darin, daß man nur Mischungen des ersten oder höchstens zweiten Grades als solche rechnet, die Terzeronen, Quarteronen, Quinteronen 2c. aber schon wieder zu den Weißen zählt, und zwar noch immer in Folge jener zur Kolonialzeit so bedeutenden, durch die Revolution zwar theoretisch und rechtlich aufgehobenen, keineswegs aber schon aus den Sitten verdrängten Aristokratie des europäischen Blutes. Deßhalb und weil Jeder darauf hält, allem Augenscheine zum Trotze für weiß zu gelten, würde es dann auch ganz unmöglich

sein, Bevölkerungstabellen mit genauer und wahrhafter Klassifikation der Hautfarben aufgestellt zu erhalten; die Individuen würden rebellisch werden, und der Alcade, der dabei mit mehr Pflichttreue als Höflichkeit verfahren wollte, wäre seines Lebens nicht sicher; es würde ein Spektakel sein, als wenn man bei uns die Polizei herumschicken wollte, um Alters- oder Schönheitslisten der Frauen aufzunehmen. Auch wird die Regierung jetzt sich wohl hüten, aus einer rein physiologischen Neugierde, deren Resultat allen praktischen und politischen Werth verloren hat, dergleichen anzubefehlen; sie hat vielmehr das verfassungsmäßige Princip aufrecht zu erhalten, vermöge dessen alle ehemaligen Kasten- und Farbenprivilegien im Prädicate des „mexikanischen Bürgers" erlöschen und verschmelzen! Humboldt theilte bekanntlich die für das Jahr 1823 von ihm angenommenen 6,800,000 Seelen folgendermassen ein:

Indianer	3,700,000,
Weiße	1,230,000,
Neger	10,000,
Mischlinge	1,860,000
	6,800,000

und diese Zahlen mögen damals vielleicht der Wahrheit ziemlich nahe gekommen sein, obschon mit Grund vermuthet werden kann, daß auch damals die Vorliebe für rein europäische Abstammung ein beständiges Störungselement der Richtigkeit solcher Berechnung war, und manche Mestizenseele schon damals unter die Weißen sich ungebührlich eingeschlichen hat. Wollte man aber gar eine Klassifikation der jetzigen Bevölkerung, von etwa 8 Millionen, auf derselben Basis und in derselben Proportion vornehmen, und folglich (mit Beseitigung der Bruchzahlen)

4,352,942	Indianer,
1,447,059	Weiße,
11,764	Neger,
2,188,235	Mischlinge

als jetzt in der Republik gegenwärtig angeben, so dürfte man sich in starkem Irrthume befinden. Denn es ist mehr als wahr-

scheinlich, daß die durch die Revolution manches Druckes entledigten Indianer seitdem in einem stärkeren Verhältnisse sich vermehrten; daß reines europäisches Blut seltener ist, als vor zehn Jahren, theils weil die vielen vertriebenen oder ausgewanderten Gachupines (europäische Spanier) durch Einwanderung aus anderen europäischen Ländern schwerlich in der Zahl ersetzt werden, theils weil sich die Raçenkreuzung durch den politischen Zustand des Landes mehr als zuvor begünstigt fand; daß ferner die schon geringe Zahl reiner Neger relativ noch geringer wurde, weil überall keine neuen hinzukamen, und die schon anwesenden, der persönlichen Freiheit zurückgegeben, sich leichter mit den übrigen Einwohnern mischten; daß also endlich die Zahl der Mischlinge aller Farben in stärkerer Proportion als die oben angegebenen sich vergrößert haben mag. Alle auf dergleichen Raisonnements gebauten Zahlen bleiben allerdings mehr oder weniger willführlich und ungenau, doch scheint es, man entfernt sich, bei Eintheilung der jetzigen Bevölkerung von Mexiko in

4,500,000 Indianer,
1,000,000 Weiße,
6,000 Neger,
2,494,000 Mischlinge aller Farben,

nicht sehr beträchtlich von der Wirklichkeit. — Nicht selten sind hier Fälle einer ungewöhnlich langen Lebensdauer, 90—100jährige Greise erregen wenig Aufsehen. Ja, es lebte noch am 20. Mai 1831 auf dem Landgute St. Cruz bei Altotongo, Kantons Jalocingo, Staates Vera-Cruz eine Frau Namens Maria Nicolosa Mendez, welche nach dem Kirchenbuche ihr 147. Jahr zurückgelegt hatte, mit Ausnahme ihres etwa geschwächten Gehöres noch im vollen Gebrauche aller Sinne sich befand, Baumwolle spann, nähete, die Nadel ohne Brille einfädelte und wenigstens einmal jede Woche eine Legua weit zu Fuße in die Messe ging. Im Kanton Ucayucan desselben Staates war während des Jahres 1830 eine Frau im 136. Jahre ihres Alters gestorben. (Ausland).

Ueber einige Krankheiten.

Bekannt ist die Eintheilung des mexikanischen Landes in den kalten, gemäßigten und heißen Strich. In dem letzteren herrschen Krankheiten eigenthümlicher Art. Auf dem Ostufer, namentlich Vera-Cruz, herrscht bekanntlich jedes Jahr das gelbe Fieber (vomito prieto) von Anfang Aprils bis zum Wiedereintritte der Nordwinde gegen Ende Octobers. Auf der Westküste nimmt die Geißel den Charakter von Wechselfiebern an, welche bei den Landeseingebornen Calenturas genannt werden. Sie sind im Allgemeinen eben so verderblich, als das gelbe Fieber, und vielleicht noch viel schlimmer; denn das gelbe Fieber trifft und tödtet; aber die andere Krankheit macht das Leben langsam erlöschen und führt das Opfer erst nach einer langen und schmerzlichen Agonie ins Grab. In den Niederungen des Südens herrscht der Pinto, eine Hautkrankheit, woraus sich die Mexikaner nicht sonderlich viel zu machen scheinen; sie greift das Gesicht an, und die, welche damit behaftet sind, hauchen einen unerträglichen Gestank aus. Bis jetzt hat man noch nicht versucht, die wahre Natur dieser häßlichen Ausschläge zu entdecken. (Journal du Commerce).

Sitten und Lebensweise der Mexikaner.

Durch die Lebensweise des Mexikaners ist der Tag in mannigfache Unterabtheilungen getheilt, und viel Zeit geht unbenutzter Weise verloren; doch stellt der Kaufmann, der Ackersmann u. s. w., die übliche müßige Zeit leicht gegen die Ausübung seiner Geschäfte zurück.

Im Allgemeinen steht der Bewohner mexikanischer Städte

nicht sehr früh auf; er ist etwas empfindlich gegen die kühle Morgenluft auf der Hochebene, ohne gerade von Natur träg zu sein. Beim Aufstehen nimmt er gewöhnlich eine Tasse Chocolade nebst einem Stückchen Brod nicht als Frühstück, wie wir es nennen würden, denn dies soll erst folgen, und raucht gleich eine Cigarre, wenn er diese nicht schon vorher angezündet hatte. Das Kohlenbecken, welches zum Anzünden des letzteren herbeigebracht wurde, bleibt nun den ganzen Tag auf dem Tische. Wer Beruf dazu fühlt, besucht nun die Kirche, um eine Messe zu hören und kehrt zwischen 8 und 9 Uhr nach Hause zurück, um das Frühstück zu nehmen, welches in etwas gebratenem Fleische, Ragout oder gebackenen Eiern und schwarzen Bohnen besteht. Gleich nachher wird wieder geraucht. Jetzt folgen einige Geschäftsstunden; wer etwas zu thun hat, sucht solches bis zur Mittagsstunde abzumachen; wer indessen Zeit erübrigen kann, wird gegen 11 Uhr wieder etwas genießen (**tomar las onze**), einige Früchte, etwas Gebackenes, ein Stückchen Brod und Gläschen Liqueur oder Wein, wie dies auch in Deutschland häufig geschieht. Zwischen 12 und 1 Uhr wird zu Mittag gegessen. Dieses besteht 1) aus der Suppe oder **caldo**, gewöhnlich klarer Fleischbrühe; 2) aus der **Zopa**, einer Schüssel Reis, gerösteten Brode oder Nudeln, im bloßem Wasser gekocht und mit etwas Schweinefett übergossen; 3) aus der **olla**, in gekochtem Rind- oder Hammelfleisch und etwas Gemüse bestehend, oder an deren Statt der **olla podrida**, nämlich Rindfleisch, Hammelfleisch, Geflügel, einem Stücke Schweinefleisch, Zwiebeln, Gemüse und Aehnlichem mehr, in einem Topfe zusammengekocht, welches mit einer Sauçe von Liebesäpfeln, Zwiebeln und Essig (**Salza de Xitomato**) gegessen wird. Diesem Gerichte folgen 4) einige Fleischspeisen als Ragouts oder Braten, und nach diesen 5) eine Schüssel schwarzer Bohnen (**frijoles**), häufig mit frischem Käse belegt. Zum Schlusse wird 6) etwas eingemachtes Obst oder eine süße Milchspeise aufgetragen. Selten genießt der Mexikaner Wein oder Pulque über Tische und trinkt überhaupt nicht während des Essens. Erst nachdem er etwas eingemachtes Obst gegessen hat, wird Wasser herumgereicht;

noch Etwas zu genießen, nachdem er getrunken hat, hält er für schädlich, und die Worte ya tomè agua (schon habe ich Wasser getrunken) sind die bestimmteste Ablehnung, noch Etwas zu nehmen. Anstatt des Brodes ißt man Maisfladen (tortillas), mit deren Bereitung eine Magd, während der Mahlzeit der Familie beschäftigt ist, um solche immer warm genießen zu können; doch fehlt selten Weißbrod auf dem Tische, und im Allgemeinen ist es sehr gut.

Fast alle Küchengewächse, welche man in der europäischen Küche gebraucht, kennt man auch in Mexiko. Zu der olla oder olla podrida nimmt man indessen vorzüglich gerne Zwiebeln, Birnen, Kohl, grüne Bohnen, gelbe Rüben u. s. w. Kartoffeln werden zwar gezogen, aber nicht häufig gegessen; sie stehen unseren europäischen weit nach, da man keine Sorgfalt auf ihren Anbau verwendet. Ich habe nur einige Sorten einer kleinen runden Kartoffel in Mexiko gesehen, die großen mehligen und die langen Kartoffeln dort aber ganz vermißt. Kürbisse werden viele gezogen, und, wenn sie noch jung und weich sind, häufig als Zugemüse gegessen. Kein Gemüse wird eingeschmalzen, sondern alle ohne Fett genossen, mit Ausnahme der Artischoken, welche nicht selten in Fett gebraten werden. Butter wird nur äußerst selten in der mexikanischen Küche gebraucht. Da man keine Stallfütterung kennt, so ist sie während der ganzen Trockenheit nicht zu haben, und in der Regenzeit ist sie selten gut, da man weder Mühe noch Reinlichkeit auf ihre Bereitung verwendet. Sie wird durch Schweinefett ersetzt, und dieses ist gewöhnlich den Speisen in zu reichlichem Maße beigefügt.

Als Gewürz dient hauptsächlich der spanische Pfeffer (chilo). Er wird zu sehr vielen Speisen als eine Sauçe bereitet, häufig aber auch, so lange er noch grün ist, roh gegessen. Diese Sauçen, so wie der grüne chilo, sind sehr scharf und beißend. Obgleich ich mich häufig gezwungen fand, Speisen mit spanischem Pfeffer zubereitet, zu genießen, so habe ich ihnen doch nie Wohlgeschmack abgewinnen können, und lieber Speisen ohne Gewürz, als mit diesem scharfen Pfeffer genossen.

Rind=, Schweine= und Hammelfleisch wird als Braten genossen; Kälber werden fast nie geschlachtet. Es scheint dies noch aus jenen Zeiten herzurühren, wo das Rindvieh nicht zahlreich in Mexiko war. Das Land besitzt bekanntlich keine einheimischen großen Hausthiere, und als nach der Eroberung Mexikos Rindvieh von Spaniern dort zuerst eingeführt wurde, ward es für nöthig erachtet, dessen schnellere Verbreitung durch ein Gesetz zu schützen, welches das Schlachten der Kälber und der Rinder unter einem gewissen Alter verbot. Dieses Gesetz soll nun noch bestehen, obgleich der jetzige sehr zahlreiche Viehstand Mexiko's dessen Aufrechthalten nicht mehr erfordert. An Geflügel, Hühnern, welschen Hahnen, Tauben, Wachteln, wilden Enten u. s. w. ist ebenfalls kein Mangel; zahme Enten und Gänse habe ich indessen nirgends gesehen; Hasen und Rehe mag ein Jäger sich ebenfalls in vielen Gegenden häufig verschaffen, wer indessen nicht Jäger ist, muß darauf Verzicht leisten, da das Wild selten zum Kaufe gebracht wird.

Wesentlich in einer mexikanischen bemittelteren Haushaltung ist eingemachtes Obst, und nicht selten bietet die Hausfrau ihre ganze Geschicklichkeit auf, um eine gute dulce zu bereiten. Früchte aller Art werden hierzu genommen, sie verliert aber den eigenthümlichen Fruchtgeschmack durch den allzustarken Ueberguß von Zucker. Auch bildet getrocknetes und eingemachtes Obst einen ziemlich bedeutenden Handelszweig; der Aermere, der sich keinen Vorrath davon im Hause halten kann, findet solchen in den Kramläden. Der Genuß solchen Obstes ist dem Mexikaner ein Bedürfniß, worauf er ungerne verzichtet, Alt und Jung liebt dieses Konfekt, und häufig sieht man nach Tische starke, rüstige Bursche nach einem Kramladen eilen, um dort etwas süßes Brod und getrocknetes Obst zu kaufen. Am gewöhnlichsten findet man hier eingemachte Quitten in hölzernen Schachteln und getrocknete Bananen.

Nach Tische wird geraucht und dann bis 3 oder 4 Uhr geschlafen. Während dieser Zeit pflegt in den meisten Städten der Republik die größte Ruhe zu herrschen; alle Kramläden, alle Hausthüren sind geschlossen, und wen kein dringendes Ge=

schäft aus dem Hause treibt, geht nicht auf die Straße. In der tierra caliente und templada (den heißen und gemäßigten Gegenden) mag es der Gesundheit nicht zuträglich sein, während der drückenden Mittagshitze in den Straßen umherzugehen, wo das Pflaster und die weißen Wände der Häuser die Hitze um ein sehr Bedeutendes vermehren, auf der Hochebene Mexikos indessen, wo die meisten Städte in der tierra fria liegen, ist es zwar die große Hitze nicht, welche am Ausgehen hindert, aber doch wird die Siesta nicht versäumt. Nach der Siesta wird eine Tasse Chokolade genommen und geraucht; der Geschäftsmann geht an seine Geschäfte, der Müßige aber und die schöne Welt gehen, reiten oder fahren nach den öffentlichen Promenaden, wenn der Ort deren hat, und vertreiben sich die Zeit so gut wie möglich. Zwischen 6 und 7 Uhr Abends ist die Besuchsstunde; nachdem man zu Hause eine kleine Erfrischung genommen hat, zündet man eine neue Cigarre an und vereinigt sich nun in größeren oder kleineren Familienzirkeln (Tertulia). Hier wird geraucht, geplaudert, gesungen, Guitarre gespielt, getanzt u. s. w. Die Männer besuchen um diese Zeit auch wohl ein Billard oder ein Weinhaus, wo sie spielen und sich über politische Angelegenheiten unterhalten. Die Weinhäuser (vinateria) bieten nicht die Bequemlichkeit wie bei uns, sie sind ganz wie ein Krämerladen eingerichtet, und der Gast trinkt sein Glas Wein auch wohl Branntwein vor dem Schenktische stehend, wenn ihn der Hausherr nicht auf besondere Veranlassung in seine Stube bittet, welche indessen keineswegs als Gastzimmer betrachtet werden darf. Früher fand man in Mexiko nur spanische Weine, Xeres und catalonische Weine gewöhnlich sehr stark mit Branntwein versetzt, jetzt gibt es indessen auch häufig französische und andere Weine. Bordeauxwein ist der häufigste; er wird an der Küste oft für 4 bis 5 Piaster per Dutzend Flaschen verkauft, kostet aber auf dem Plateau wenigstens das Doppelte und häufig $1^1/_4$ à $1^1/_2$ Piaster die Flasche, wenn man ihn in einem Weinhause kaufen läßt. Die guten Weine sind verhältnißmäßig billiger, als geringere Sorten, weil Eingangszölle und Transportkosten auf beiden gleich groß sind.

Unter der spanischen Herrschaft war es Grundsatz, die Produktion eines jeden Handelsartikels, den Spanien hervorbringen konnte, in den Kolonieen zu verbreiten: daher auch Mexiko weder Wein noch Oel produzirt, obgleich der Weinstock und die Oliven ganz herrlich hier gedeihen. Olivenbäume, deren Früchte die spanischen an Güte übertreffen sollen, findet man nur in geringer Zahl in den Gärten von Mexiko, Trauben von vorzüglicher Güte werden an vielen Orten gezogen, doch nur zum Essen benützt; nur in der Nähe von Parras und Cedros, beide Orte nahe unter dem Wendekreise des Krebses gelegen, baut man etwas Wein. Den letzten Ort habe ich besucht, er liegt am Fuße des Gebirges von Mazapil, in der ungeheueren Hochebene, welche sich von Zacatecas gegen Norden erstreckt. Die Weingärten sind von geringer Ausdehnung, liegen in der Ebene, und die Rebe wird an Pfählen wie am Rheine gezogen. Die Traube soll eine spanische, und gleich nach der Eroberung Mexikos hierhin verpflanzt worden sein. Die Bereitung des Weines ist mangelhaft; er hat einen unangenehmen Nachgeschmack. Die producirte Quantität ist nicht groß und wird in den nördlicheren Gegenden verbraucht, da die Kostbarkeit des Transportes seine Versendung nach dem Süden nicht gestattet, und er beim Einkaufe fast eben so theuer ist wie die geringeren französischen Weine an der Küste sind. Was der Mexikaner mit dem Namen vino mescal belegt, ist kein Wein, sondern ein Branntwein, der aus dem Safte einer Agave bereitet wird. Es ist eine andere Spezies, als diejenige, welche den Pulque liefert.

In den Tertulias finden sich Damen und Herren ein, um sich die Zeit mit Rauchen, Plaudern, Musik, Gesang, Tanz und Spiel zu vertreiben.

Die Sitte des Rauchens hat in Mexiko bei beiden Geschlechtern eine in der That merkwürdige Verbreitung. Begegnet man einem Freunde auf der Straße, bei dem man einige Augenblicke verweilt, so wird das Anerbieten einer Cigarre nicht versäumt. Tritt man in ein Haus, um einen Freund, eine bekannte Familie zu besuchen, so folgt ein gleiches Aner-

bieten unmittelbar nach den ersten Erkundigungen über das Befinden u. s. w., und die anwesenden Damen werden keinen Anstand nehmen, die kleine Cigarren-Dose herzuholen und mitzurauchen. Besucht man eine Tertulia, so ist man gewiß, dort Cigarren zu finden, denn Jeder raucht. Für das Theater, den Ball versieht man sich mit Cigarren, denn der Anstand will es, daß man dergleichen den Damen und seinen Freunden anbietet. Hat man irgend ein Geschäft, eine Sache bei einem Bekannten abzumachen, zu überlegen, so wird gewiß eine Cigarre angezündet, bevor man zum Abschlusse kommt, denn rauchend überlegt und denkt sich am besten, kurz, man kann nirgends wohin gehen, nichts thun, ohne zum Rauchen aufgefordert zu werden, und für unpassend wird es gehalten, eine angebotene Cigarre abzulehnen; selbst wenn man nicht rauchen will, nimmt man sie an ohne Gebrauch davon zu machen.

Männer und Frauen würden fürchten, einen Zeitvertreib, einen Genuß, einen Vortheil in Gesellschaft zu verlieren, wenn sie keine Cigarre rauchen sollten. Die ächte Mexikanerin glaubt ohne Cigarre im Munde einen Theil ihrer Zierde zu entbehren; dem Geliebten werden die Gedanken von den Rosenlippen in wirbelnden Dampfwolken zugeblasen; unter der Alles neidisch verbergenden Mantilla langt der schöne Arm hervor, um mit zarten Fingern eine Papier-Cigarre anzuzünden oder dem Herzensfreunde zurecht zu drehen. - Wie würde sie die Zeit ausfüllen, die sie jetzt mit Rauchen vertreibt, wie ihre Vertraute (die frühere Amme) sich gewogen erhalten, wenn sie ihr keine Cigarre mehr anbieten, nicht mehr gemeinschaftlich mit ihr rauchen sollte? Solche Opfer würden ihr schwer werden. Sagte man ihr, es wäre unschicklich, daß eine liebenswürdige Dame rauche, so würde sie erwiedern, sie müsse so gut essen, trinken, schlafen, wie ein Mann, und das unschuldige Rauchen könne für sie daher eben so wenig unanständig sein. Wollte man behaupten, der Tabaksdampf habe einen üblen Geruch, so dürfte sie wohl das Gegentheil aufstellen, da sie daran gewöhnt ist. Und doch ist es den Fremden gelungen, die Damen in Mexiko zuerst zu überzeugen, daß ihnen das Rauchen nicht wohl anstehe. Nur seltener sieht

man daher jetzt noch junge Damen an öffentlichen Orten rauchen, im Theater und auf Bällen der Hauptstadt kömmt es schon gar nicht mehr vor; auf letzteren ist daher jetzt auch das besondere Rauchzimmer für die Damen überflüssig geworden.

Eine Pfeife sieht man in Mexiko nie, dieses Apparates ist man überhoben, ein jeder raucht Cigarren. Dieser gibt es indessen zweierlei: Cigarren von bloßem Tabake, Puros genannt, und solche, welche aus etwas in Papier gedrehten Tabake bestehen, Cigarros. Frauen rauchen nur äußerst selten Puros, sondern fast immer Cigarros; da letztere nur halb so lang wie Puros und von der Dicke eines Schreibefederkieles sind, so wird ihr Gebrauch für anständiger, als der der großen Puros gehalten.

Der Verkauf des Tabakes ist ein Monopol der Regierung, und diese soll oft im Jahre für mehr als 7—8 Millionen Pesos für verkaufte Cigarren einnehmen, wobei zu berücksichtigen ist, daß fast für eine gleiche Summe Geldes an Cigarren geraucht wird, die nicht für Rechnung des Staates gemacht und unerlaubter Weise verkauft werden.

Die Musik, welche man in einer Tertulia hört, beschränkt sich auf Begleitung des Gesanges durch die Guitarre, doch nur selten wird dieses Instrument mit ausgezeichneter Fertigkeit gespielt. Die Tänze sind die spanischen, und nur ihr Walzer hat einige Aehnlichkeit mit dem unserigen, er wird in sehr langsamem Takte getanzt, und während des Walzens macht jedes Paar einige ihm beliebige Figuren.

In kleineren Zirkeln werden bei dem Eintritte der Besuchenden die näher bekannten Damen und Herren von dem Wirthe und der Wirthin durch eine Umarmung bewillkommt, und beim Weggehen auf dieselbe Weise begrüßt. Eine Umarmung ist der allgemein übliche Gruß zwischen näheren Bekannten, wenn sie sich während einiger Zeit nicht gesehen haben, und wird als ein Zeichen des gegenseitigen Wohlwollens betrachtet. Weniger Bekannte geben sich gegenseitig die Hände, und noch entfernteren oder höher stehenden Personen wird eine bloße Verbeugung gemacht unter Redensarten, welche besondere Unterthänigkeit ausdrücken. Der Hausherr begleitet den Besuchenden bis an die Treppe,

empfängt hier die zweite Begrüßung und bleibt stehen, bis der Besuchende das untere Ende der Treppe erreicht hat, wo nun die dritte Begrüßung gewechselt wird, dann erst zieht sich jener zurück, und dieser mag sich bedecken; den Hut eher aufzusetzen, würde eine Grobheit sein.

Zwischen 9 und 10 Uhr, auch häufig später, geht die Tertulia auseinander, man begibt sich nach Hause, ißt gegen 10 oder 11 Uhr zu Nacht und geht sogleich nachher zu Bette.

Die Mahlzeiten werden gewöhnlich in großer Einfachheit aufgetragen. Da ganz Mexiko nur eine einzige Steingutfabrik, aber keine Porzellanfabrik hat, und jene noch dazu recht schlechte Waare liefert, so bedient man sich in den bemittelteren Familien silberner Teller, Löffel, Gabeln u. s. w., bei den reicheren Familien sind nicht blos Tischgeräthe, sondern auch alle Gefäße in den Schlafstuben von Silber, und es beläuft sich ihr Werth meist auf ganz enorme Summen.

Dieses Silbergeräthe ist aber weit entfernt, schön zu sein; es ist gewöhnlich sehr schwer, von plumpen, altmodischen Formen, und da es von allzufeinem Silber (14⅔ löthig) ist, so nutzt es leicht ab und ist dem Verbiegen sehr unterworfen. Man sieht darin die Formen von verschiedenen Zeiten; das Erbe vom Großvater, Vater rc. wird in seiner ursprünglichen Form aufgehoben und gebraucht.

Noch auffallender als das Geräthe ist die Art des Auftragens und das Benehmen der Gäste bei einem mexikanischen Essen. Ein Beispiel aus meiner Erfahrung wird die Sache am besten darstellen.

Mit einem meiner Freunde war ich zu einem sehr reichen Manne, nicht lange nach meiner Ankunft, in Mexiko zu Tische gebeten. Als wir uns einstellten, fanden wir den Hausherrn und seine Gehülfen mit noch zwei anderen seiner Freunde im geräumigen Saale, dessen Fensterläden geschlossen waren und dessen Licht nur durch die geöffnete Thüre hereinfiel. Die weißgetünchten Wände waren bis zu einer Höhe von vier Fuß über dem Boden bunt bemalt, unter den durch die Zeit geschwärzten Balken der Decke lief eine schmale, gemalte Einfassung im Saale

umher, und ein großes Marienbild mit zwei schweren silbernen Wandleuchtern vollendete die Bekleidung der Wände. Sonst hatte dieses Prunkzimmer fast gar keine Meubels. Als wir eintraten, fanden wir die Anwesenden in vollem Rauchen begriffen. Nach den üblichen Begrüßungen wurden auch meinem Freunde und mir Cigarren angeboten. Da die Familie stark war, so sollte für die vier Gäste und den Hausherrn im Saale gedeckt werden, und als man Anstalten traf, den großen Tisch zu decken, so meinte unser Wirth, es sei zu unbequem, auf den hohen Stühlen zu sitzen; man möge daher nur einen kleinen Ecktisch an die Wandbänke rücken. Ein feines, äußerst zierlich gearbeitetes Tischtuch von Baumwolle ward über denselben gedeckt. Eine schwere Last silberner Teller, Löffel und Gabeln, doch nur ein oder zwei Messer wurden gebracht und ohne alle symmetrische Ordnung auf den Tisch gelegt und dieser damit und den Gläsern, unter denen nicht zwei von gleicher Größe und Form waren, ganz bedeckt. Ein Laib Weißbrod ward von dem Hausherrn in kleine Stücke geschnitten, und dies schien die einzige Bestimmung des Messers zu sein, denn ausser mir und meinem Freunde rührte Niemand von unseren Tischgenossen solches mehr an.

Die Suppe ward in großen Tassen, Jedem einzeln gebracht; bevor sie aber nur gekostet wurde, sprach der Diener das Mittagsgebet laut vor, und die Uebrigen beteten ihm im Stillen nach. Da das kleine Tischchen von Tellern, Löffeln und Gabeln ganz bedeckt war, so bot es nur noch so viel Raum, daß mein Freund und ich unsere Teller darauf lassen konnten. Die Uebrigen nahmen ihre Teller auf das Knie und schienen ganz vertraut zu sein mit dieser Weise zu essen. Die **zopa, hoya, principios, guisados, asados, posteres, dulces** u. s. w. folgten rasch auf einander, in denselben Schüsseln, worin sie gekocht waren, und nicht eine einzige silberne Schüssel sah ich auf dem Tische. Die Teller wurden bei jedem Gerüchte gewechselt, mit ihm die Gabeln. Die Fleischspeisen waren alle in kleine Stücke geschnitten, und der Hausherr war alles Vorschneidens überhoben. Später sah ich aber bei anderen Gelegenheiten öfter ganzes Geflügel auftragen; dann faßte die Hausfrau so zierlich wie

möglich das Geflügel mit beiden Händen an, riß Beine und Flügel herunter und legte sie so den Gästen vor, welche ihrerseit das weitere Zerkleinern mittelst der Gabel und einem Stücke Brod oder Tortilla ohne Messer vornahmen. Während des Essens brachte eine Magd beständig warme Tortillas auf den Tisch. Auch fehlte es diesmal nicht an Pulque und Wein, doch genossen die Mexikaner nur sehr wenig davon, tranken aber, nachdem sie etwas eingemachtes Obst (dulce) genommen hatten, ein Glas Wasser und schlossen hiermit ihre Mahlzeit. Der Bediente betete dann wieder laut vor, setzte das Kohlenbecken auf den Tisch und entfernte sich. (Burkart).

Maguey und Pulque.

Bei einer Indierhütte hielten wir hier einen Augenblick, um im Schatten eines hohen Aguacatebaumes, Pulque zu trinken. Dieses Lieblingsgetränke der Eingeborenen, der gegohrene Saft der **Agave americana**, ist von einem scharfen, säuerlichen Geschmacke, und, wenn frisch, von weißlicher Farbe. Er wird gewonnen, indem man zur Zeit, wenn die Pflanze blühen will, die inneren Herzblätter (**el corazon**) derselben herausbricht, wodurch dann in der Mitte eine napfförmige Höhlung entsteht, in der sich der Saft in großer Menge sammelt. Diese Höhlung wird sorgfältig bedeckt, und wenn sie voll ist, ausgeschöpft. Dies geschieht gewöhnlich mittelst einer Art von Saugheber, den die Eingeborenen sich aus der Schale eines langen, dünnen, etwas gebogenen Kürbisses verfertigen, indem sie in beide Ende derselben ein enges Loch schneiden. Es gibt verschiedene Arten von Agaven, welche Pulque liefern und deßhalb häufig angebaut werden. Je nach den Arten der Pflanzen blühen sie im achten, zehnten oder zwölften Jahre nach dem Anpflanzen. Der Indier erkennt an gewissen Zeichen genau, wenn das Herz der Pflanze sich öffnen will, um den 12 bis 15 Fuß hohen, 6 Zoll

unten dicken Blüthenstengel zu treiben, und schneidet dann sofort jenes heraus. Obgleich eine Pflanze nur einmal Saft liefert — die Agavenarten sterben bekanntlich nach dem Blühen ab, — so ist doch der Anbau derselben äußerst einträglich. Einmal gepflanzt, bedarf sie keiner weiteren Pflege; die Natur thut dann das Uebrige.

Dem Ausländer ist der Geschmack dieses übrigens sehr gesunden und kühlenden Getränkes anfangs unangenehm; doch gewöhnt er sich bald daran und trinkt es dann in der Regel gerne frisch, nur wenig gegohren. Der Eingeborene dagegen pflegt es erst dann am liebsten zu trinken, wenn es in die faulende Gährung überzugehen beginnt. Es ist in diesem Zustande sehr geistig, und Sonnabends, Sonntags und Montags trifft man oft die Bewohner ganzer Ortschaften, Männer und Weiber, in diesem Lieblingsgetränke berauscht an. Ueberhaupt dürfte man hierlandes Betrunkenen aus den unteren Volksklassen leicht noch häufiger begegnen, als in den nordamerikanischen Freistaaten oder irgend anderswo. Das bewegliche Gemüth des Indianers neigt sich sehr zum Frohsinne. Sobald irgendwo eine Guitarre oder Garanita ertönt, versammeln sich zu jeder Zeit, besonders aber an den oben genannten Wochentagen die Indier beiderlei Geschlechtes, und der Lieblingstanz der Garave, von dem es verschiedene Abarten gibt, beginnt. Dazu werden allerlei Lieder nach den schreiendsten Melodien gesungen und dem Pulquetopfe fleißig zugesprochen. Oft geht erst mit anbrechendem Morgen die Gesellschaft wohlergötzt und wohlbenebelt auseinander, auf der harten Matte das Räuschchen zu verschlafen und am anderen Tage den „fröhlichen Anfang an's fröhliche Ende" zu knüpfen. Ungeachtet dieses häufigen Betrunkenseins hält sich das Ganze indeß in einer ruhigen Fröhlichkeit und Excesse, wie Zankereien, Schlägereien und dergleichen gehören zu den seltenen Vorfällen. Einmal aufgebracht, ist der Indier aber auch um so wüthender, und die großen Messer, die gewöhnlichen Begleiter der Eingeborenen, sitzen dann sehr locker in den Scheiden.

Ein sehr angenehmes Getränke, Tepache genannt, gibt der Pulque, wenn er mit der Hälfte Wasser und einer

angemessenen Quantität Rohzucker versetzt, in einem leicht bedeckten Gefäße einige Stunden aufgestellt wird. Er geräth dann in eine leichte Gährung, und bildet ein Getränke, dem besten Biere an Farbe, Geschmak und geistiger Stärke ähnlich, was sich jedoch nicht lange hält, sondern, um gut zu sein, jede zwei Tage frisch bereitet werden muß. Läßt man die Masse länger stehen, so liefert sie einen guten Essig, den man hier überall gewöhnlich gebraucht.

Eine hinlänglich große Agavepflanzung, zumal in der Nähe größerer Orte, macht ihren Eigenthümer reich bei dem ungeheuren Verbrauche des Pulque, obgleich derselbe in nur geringem Preise steht. Ueberdies haben auch die abgebrochenen Blätter der Pflanze noch ihren Werth, deren Fasern, gehörig zubereitet, zu Stricken, Bindfaden, Säcken, Hängematten u. s. w. verarbeitet werden. Die Stacheln der Agave waren, so wie die der Cacten, die Nadeln, Bohrer und Pfriemen der alten Indier; die äußere Haut der großen Blätter, welche sich bequem abziehen läßt, lieferte ihnen das pergamentähnliche Papier zu ihren hieroglyphischen Gemälden.

Trachten.

Eine auffallende Revolution haben die Kleidertrachten der Mexikaner erlitten; sie sind jetzt durchgängig im Schnitte der neuen Pariser oder Londoner Mode. Die vielen Fremden, welche seit 1824 Mexiko zuströmten, die europäischen, besonders französischen Schneider und Putzmacherinnen, welche sich hier niederließen, haben diese Revolution bewirkt. Statt des ehemals allgemeinen, ja fast ausschließlich üblichen Schwarz sieht man die Damen jetzt überall in helle, bunte Farben gekleidet. Nur zur Messe gehen sie, der alten spanischen Sitte getreu, beständig schwarz, das Haupt bedeckt mit der reizenden spanischen Man-

tilla; den Fächer, Gebetbuch und Taschentuch in der Hand, spaziert die Dame, von einer oder mehreren Dienerinnen begleitet, in langsamen, stolz-graziösem Schritte zur Kirche, mit einer Grandezza, wie man sie nur in Spanien noch sieht. Gewiß nicht mit Unrecht hat man behauptet, daß unter den Frauen aller Nationen des Erdbodens nur die Spanierinnen und spanischen Creolinnen zu gehen verstehen. Hüte tragen die Damen nicht, wenigstens nur im Theater und bei'm Reiten.

Mehr der alten Sitte treu, tragen sich die Frauen der niederen Stände, wenn gleich auch bei ihnen die einfachen dunkeln Farben den hellen und bunten Platz gemacht haben. Ihre Tracht ist ein weiter Rock mit hohen Frisuren und Stickereien um den unteren Theil, eine Art Mieder ohne Aermel, aus dessen Armöffnungen die schön genäheten und fein gefältelten Aermel eines mehr oder minder feinen Hemdes hervorsehen, und über den Kopf ein schleierförmig herabwallendes Tuch von durchsichtigem weißem Zeuge. Dieß ist der Putzanzug, zu dem noch seidene Schuhe kommen, in welchen die Füße meistens strumpflos stecken. Beim gewöhnlichen Anzuge fehlt das Mieder gemeiniglich ganz, und nur das vorne und hinten fein in Falten gelegte Hemd bedeckt den Obertheil des Körpers, während der Kopf statt des feinen weißen Schleiertuchs mit einem blau oder roth und weiß gewürfelten Shawl von Baumwolle, im Lande selbst gewebt, überhangen ist. Das lange, glänzendschwarze Haar ist ganz dicht und glatt an den Kopf gekämmt, vorne gerade gescheitelt und, in lange Flechten gewunden, kreuzweise über den Rücken gelegt, um den Gürtel befestigt, der mittelst einer Art Schärpe oder Binde fest eingeschnürt.

Auch die Kleidung der Männer dieses Standes (Trigenios, Quarterones, Mextices, Mulatos, Zambos rc.) hat noch viel von ihrer alten Eigenthümlichkeit. Den Fuß bekleiden Schnürstiefeln von schwarzem, gelbem oder rothem, oft Wildleder. Ein eng um die Hüften schließendes Beinkleid, daselbst mit einer Schärpe, häufig von rother Seide mit Goldfransen, welche hinten zugebunden wird, befestigt, von Manchester, Tuch oder leichtem Zeuge, oder reich gestickt, oft mit Gold- oder Silbertressen

und Schnüren besetzt, bedeckt den unteren Theil des Körpers. Es ist bis zum Knie offen und mit silbernen Knöpfen besetzt, die häufig auch bis oben hinaufgehen. Oft ist dieß Beinkleid kurz, reicht nur bis etwa unter die Mitte der Wade hinab und endet in zwei bis auf den Fuß reichenden Spitzen. Unter ihm blickt ein äußerst weißes, oft künstlich in Falten gelegtes Unterbeinkleid hervor. Den oberen Theil des Körpers bedeckt entweder blos das weiße, oft hübsch und künstlich gefaltete, oft an der Brust gestikte und daselbst offene Hemd mit hohem Kragen, oder man trägt über diesem noch eine Art kurzer Jacke aus Kattun. Den Kopf bedeckt der Charro, ein Filzhut mit breiter Krempe, schwarz, braun, silberfarben oder weiß, mit einer schmalen Silber oder Goldtresse (oder dicken Schnüren mit Fransen) umschlungen, die Krempe mit einer dergleichen eingefaßt.

Am getreuesten ihrer alten Sitte sind in Hinsicht ihrer Kleidertracht die Indier geblieben. Wie in den Zeiten des Cortes tragen sie noch jetzt kurze, baumwollene, um den Gürtel gebundene Beinkleider und über ihnen den Rock oder das Hemd ohne Aermel — das Ichcapilli — aus blau und weiß gestreiftem Wollenzeuge, zuweilen auch nur dieses allein, während die Beine nackt bleiben. An den Füßen tragen sie zuweilen Sandalen aus Leder oder Geflecht aus den Fasern der Agave americana oder der Aloë ixtli; den Kopf bedeckt, statt des ehemaligen Federschmuckes, ein breitgerandeter Stroh- oder Filzhut. Hemden sieht man bei den aztekischen Männern selten oder nie.

Die Kleidung der aztekischen Frauen besteht in einem Hemde und einem wollenen Rocke. Häufig tragen auch sie den Ichcapilli. (Mühlenpfordts Reisen.)

Haß der Kreolen gegen Fremde.

Der Mexikaner ist für die Fremden mehr zu fürchten, als das Vomito negro, das seine Küsten und den nördlichen Theil seines Golfes verheert; der Haß gegen den Fremden ist allgemein in Mexiko, und dieser Haß wird von allen Klassen getheilt, so daß Jeder, den die Umstände bestimmen, sich in diesem Lande niederzulassen, dort behandelt wird, ungefähr wie im Mittelalter die Juden in Europa: man verhöhnt, beleidigt, verfolgt, bestiehlt und ermordet sie, ohne daß Justiz und Polizei sich viel darum bekümmern. Zeigen sie sich in den Straßen, so wirft der mexikanische Lepero Steine nach ihnen und läßt vor ihren Ohren den Ruf ertönen: „Fort mit den Fremden! Tod den Fremden!“ Die sogenannten gente decente werfen zwar nicht mit Steinen, hetzen aber den Pöbel dazu auf. Dieser Haß hat seinen Grund namentlich in religiösen Vorurtheilen: schon aus der spanischen Zeit her sind die Mexikaner der Meinung, sie allein seien Christen, alle anderen Völker aber Ketzer, die man verabscheuen und mit denen man allen Umgang meiden müsse. Dieser Glaube besteht noch jetzt in seiner ganzen Stärke, und die Fremden werden allgemein wie eine verfluchte Raçe angesehen.

Ein Mexikaner sagte eines Tages zu einem Franzosen: „Ihr Fremden habt im Lande nur die Frauen und die Hunde für Euch!“ Allerdings finden die Frauen die Fremden etwas minder häßlich und widerlich, als ihre schwarzbraunen, übelgewachsenen Kreolen, und die Thiere merken zum Mindesten, daß sie von dem Fremden mit Menschlichkeit behandelt werden. Die Priester bekämpfen mit aller Kraft diese Schwäche der Töchter Israels für die Amalekiter, aber trotz dieses Fluches trifft man im Lande schon eine gute Anzahl artiger Kinder mit blauen Augen und blonden Haaren, die genugsam beweisen, daß der gegen die Fremden geschleuderte Fluch nicht seine volle Wirkung

thut. Wie es indeß auch mit diesem Vorzuge stehen mag, den die mexikanischen Damen für die Fremden zeigen, so ist dieß ein schwacher Ersatz für die Widerwärtigkeiten und Gefahren, denen die im Lande wohnenden Fremden ausgesetzt sind. Der Haß der Mexikaner ist so groß, daß man nicht ohne Grund eine sicilianische Vesper fürchtet. Einige neuere Vorfälle beweisen, daß diese Furcht keineswegs chimärisch ist.

Im Jahre 1833 wurde eine französische Familie, die einen Pachthof in der Nähe von Puebla besaß, insgesammt ermordet, ohne daß sie den Einwohnern den mindesten Grund zur Klage gegeben hätte. Ein Mönch wiegelte zwei oder dreihundert Leperos auf und führte sie nach dem Pachthofe der unglücklichen Franzosen, welche, neun an der Zahl, mitleidslos ermordet wurden; die Hausfrau namentlich wurde mit kannibalenmäßiger Grausamkeit mißhandelt. Von Stichen durchbohrt, aber noch lebend, wurde sie an den Schweif eines Pferdes gebunden und im Galopp davon geschleift, ihr Leichnam noch von den Mördern verhöhnt und mißhandelt. Man ermordete selbst die Diener des Hauses, welche Mexikaner waren, um sie zu strafen, daß sie bei Juden gedient hätten. Um dieselbe Zeit ungefähr wurde ein Engländer, den man ungerechter Weise eingekerkert hatte, von einem mexikanischen Obersten in seinem Gefängnisse ermordet, und dieß Verbrechen blieb unbestraft. Namentlich aber bei der Einnahme von Zacatecas durch Santa Anna zeigte sich die Wuth der Mexikaner in ihrer ganzen Feigheit. Die Ausbeutung der Minen hatte viele Europäer dahin gezogen. Die Soldaten des erlauchten Generals drangen in die Stadt unter dem Rufe: „Tod den Fremden!" Ein Amerikaner wurde in seinem Hause getödtet, und alle Personen die sich darin befanden, verwundet und mehr oder minder mißhandelt; eine junge Französin, welche der Mörderbande in die Hände fiel, wurde mit Kolbenstößen niedergeschlagen, ihr die Kleider vom Leibe gerissen und sie in der Straße an den Haaren herumgeschleppt. „Oeffnet ihr den Bauch!" schrieen die Wüthenden, „wir finden vielleicht einen kleinen Juden darin, den wir den Hunden vorwerfen können." Ein Italiener wurde verwundet und sein Haus geplündert;

vier Engländer, sowie mehrere englische Damen gleichfalls verwundet. Und alle diese Verbrechen blieben unbestraft. Wie hätte dieß auch anders sein können, da die Anführer selbst mit ihrem Beispiele vorangingen und der General sogar zu diesen blutigen Orgien aufmunterte? Da er nämlich erfahren hatte, daß unter den Zacatecas vertheidigenden Truppen sich vier oder fünf fremde Offiziere befanden, so hatte er Befehl gegeben, alle gefangenen Offiziere niederzuhauen, damit nur die Fremden nicht entkommen möchten. Dieser barbarische Befehl hatte die Mörderschaar gegen die Fremden überhaupt aufgeregt, welche ruhig in der Stadt wohnten und keinen Antheil an dem Ereignisse genommen hatten.

Die Fremden sind in diesem Lande ohne Vertheidigung und ohne Schutz, und die Repräsentanten ihrer Regierungen thun wenig oder nichts für sie, sondern beschränken sich auf höfliche Vorstellungen bei dem Präsidenten, Vorstellungen, die meistens unbeachtet bleiben. Das hochmüthige Herabsehen der Mexikaner auf andere Nationen wäre ein Stoff zum Lachen, hätte es nicht für die dort wohnenden Fremden so traurige Folgen. Sollte man es glauben, daß nach der Schlacht von Zacatecas ein mexikanischer General im Rausche des Sieges zu einem Fremden sagte: „Sie sehen jetzt, was wir zu thun im Stande sind, und daß wir keine Nation der Welt fürchten; wir wollen jetzt unseren hochmüthigen Nachbarn im Norden (den Amerikanern) eine tüchtige Lektion geben, und dann dem stolzen England *).

Die Lage der Europäer ist, seitdem die Mönche wieder das Uebergewicht in Mexiko bekommen haben, noch viel mißlicher geworden: diese stacheln das Volk auf alle mögliche Weise gegen die Fremden an. Indeß begreift der Mexikaner recht gut, daß er hinsichtlich der Civilisation, der Industrie und Kunst

*) Ist diese Anekdote wahr, so mag auch dieß wahr sein, was man von Santa Anna erzählte: er wolle die geschlagenen Texaner nöthigenfalls bis nach Washington verfolgen.

hinter anderen Nationen zurück ist: er fühlt, wie viel ihm fehlt und wie nöthig er den Fremden hat; aber sein Haß ist stärker, als seine bessere Ueberzeugung. Der Mexikaner scheint allen andern Nationen den Krieg erklärt zu haben, verabscheut sie alle und wird sie nie anders achten, als wenn er sie fürchten lernt*) (Revue de deux Mondes).

Stiergefechte. — Hahnenkämpfe. — Spielsucht der Mexikaner.

Die Lust an Stiergefechten theilt der Mexikaner mit dem Spanier, und für ihn kann es kein größeres Vergnügen, kein willkommeneres Schauspiel geben, als ein Stiergefecht. In verschiedenen Staaten war das Stiergefecht während mehrerer Jahre verboten, in Mexiko soll das ehemalige, zu Stiergefechten bestimmte Haus (plaza de toros) nicht ganz durch Zufall niedergebrannt sein; doch besaß man hier bald ein neues Haus. In jenen Staaten wurde das Verbot der Stiergefechte wieder aufgehoben, und sie sind jetzt schon wieder eben so häufig und haben einen eben so zahlreichen Besuch wie früher.

Die Arena ist ein großer kreisförmiger, ebener Platz, mit einer 4 bis 5 Fuß hohen Bretterwand umschlossen und mit einem geräumigen Thore versehen. In kurzer Entfernung von der ersten erhebt sich eine zweite Bretterwand, so daß beide einen schmalen Gang um die ganze Arena herum bilden, in den sich die Toreadores flüchten können, wenn ihnen der Stier zu sehr zu Leibe geht Hinter der zweiten Bretterwand erheben sich in Form eines Amphitheaters mehrere Reihen unbedeckter Sitze

---

*) Hoffentlich wird die Lection, die sie neuerlich von den Amerikanern erhalten haben, ihre guten Früchte tragen.

über einander, welche für die Zuschauer niederer Klassen bestimmt sind, und dann folgen zwei bis drei Reihen Bogen, welche die Neugierigen der höheren Stände besetzten. Es ist ein überraschendes Schauspiel, die gefüllte plaza de toros bei schönem Wetter zu betreten; Tausende von Zuschauern, in den verschiedensten Trachten und Farben gekleidet, die meisten im größten Putze, doch auch manche darunter, welche ihre Blöße unter der Alles bedeckenden Manga oder Frazada verstecken, harren auf den Anfang des Schauspieles, während sie die Zeit im heiteren Gespräche sich zu verkürzen suchen.

Die Ankunft des Kampfrichters, jetzt der Alcalde der Stadt, vor dessen Erscheinen das Gefecht nicht beginnen darf, wird durch eine gutbesetzte Musik verkündigt und das Schauspiel beginnt mit einem Parademarsche sämmtlicher, bei dem Stiergefechte handelnd auftretender Personen, den Picadores, den Toreadores und dem selten fehlenden Arlequin. Nach langer Pause ertönt das Zeichen zum Beginnen des Kampfes. Mehrere Reiter, mit Lanzen bewaffnet, erscheinen auf dem Kampfplatze, und einige davon stellen sich dem Thore gegenüber zum Angriffe bereit. Plötzlich öffnet sich das Thor, schon von Weitem erblickt der bereits gereizte Stier seine Gegner; er stürzt auf sie los, doch kaum ist er durch das Thor, kaum erblickt ihn die ungeduldige Menge, so ertönt ein lautes Jubelgeschrei. Das hieran nicht gewöhnte Thier stutzt, sieht sich verwundert nach allen Seiten um, und erst durch die Neckereien seiner Angreifer, der Picadores, von Neuem gereizt, geht es auf dieselben ein. Der Picador, mit gesenkter Lanze, läßt den Stier ruhig auf sich ankommen, geht ihm auch wohl entgegen, weicht aber seinem kräftigen Stoße durch eine geschickte, rasche Wendung des Pferdes aus und reizt den Stier durch einen leichten Lanzenstoß noch mehr. Oft kömmt der Picador indessen scharf in's Gedränge, unbemerkter Weise ist er zu nahe an die Bretterwand gekommen, um dem Stoße des Stieres noch ausweichen zu können, und dieser ritzt dem Pferde eine ganze Seite auf, wenn ein zweiter Picador nicht schnell genug den Stier angreift und so seine Wuth von seinem bedrängten Gefährten auf sich ableitet. Vor Schmerz

sich bäumend, und durch die Unvorsichtigkeit seines Reiters zum ferneren Kampfe untauglich geworden, muß das edle Roß den Platz verlassen.

Hat sich die Menge an diesem Spiele hinreichend ergötzt, steht der Stier, ermüdet, die auf ihn eindringenden Picadores nur mit den Hörnern abweisend, ruhig auf dem Kampfplatze, so werden die Picadores durch einen Trompetenstoß abgerufen und die Toreadores erscheinen auf dem Kampfplatze. Ihre Rolle ist schon etwas gefährlicher, sie sind unberitten, leicht, bunt und phantastisch gekleidet, gewöhnlich auch mit einem kleinen rothen Mantel versehen. Durch Vorhalten dieses Mantels und durch Aufwerfen von bunten, mit Widerhacken versehenen Bändern reizt der Toreador den Stier. So wie dieser aber auf den Toreador eingeht, weicht er ihm geschickt aus und rettet sich auch wohl dadurch, daß er ihm den rothen Mantel wo möglich über die Hörner wirft. Wenn der Stier ihn dennoch verfolgt und gar zu sehr in die Enge treibt, so entgeht er ihm durch einen Sprung über die Bretterwand. Jeder kühne Angriff der Toreadores, jede Verfolgung derselben durch den Stier und jedes listige Ausweichen der ersteren, wenn der Stier sie mit sicherem Stoße gefaßt zu haben glaubt, wird durch lautes Beifallrufen applaudirt. Oft gelingt es dem Stiere, seinen Gegner recht in die Enge zu treiben; doch gerade in dem Augenblicke, wo er ihn zu fassen glaubt, rettet sich der Toreador durch einen kühnen Sprung über das Thier weg. Fällt der Toreador oder kommt er durch irgend eine andere Unvorsichtigkeit in Gefahr so nimmt einer seiner Kameraden den Kampf auf, indem er die Aufmerksamkeit des Stieres auf sich lenkt. Das immer mehr gereizte Thier wird endlich noch dadurch fast bis zur Wuth gebracht, daß man ihm Schwärmer und Raketen, mit Widerhacken versehen, auf den Leib und Nacken, vorzüglich aber an den Kopf wirft. Bei dem Losbrennen der ersten Raketen bohrt er mit den Hörnern in den Sand, läuft auch wohl gegen die Bretterwand an, und jede vereitelte Bemühung sich der Raketen zu entledigen, wird von lautem Lachen der Zuschauer begleitet. Das Zischen, das Prasseln und Knallen der Raketen wird immer

stärker, der Stier scheint das Fruchtlose seiner Bemühung zu erkennen, ermüdet und vor Wuth schäumend, steht er endlich still. Ein anderes Zeichen ruft die Toreadores vom Schauplatze ab, und der Matador (Schlächter), der Hauptkämpe, tritt auf.

In rother oder blauer Seide, kurzen Beinkleidern, seidenen Strümpfen und Schuhen erscheint er, mit einem kurzen, geraden Schwerte bewaffnet, auf dem Kampfplatze. Ein rother, kurzer, altspanischer Mantel, auch wohl nur ein Stück rothes Tuch, dient ihm, den Stier zu reizen; er läßt das Thier gerade auf sich zukommen und versetzt ihm dann mit seinem kurzen Schwerte einen Stoß in das Genick, worauf der Stier leblos zu seinen Füßen stürzen muß. Es gereicht dem Matador nicht zur Ehre, wenn er das Thier so trifft, daß es nicht leblos niederstürzt und er den Stoß wiederholen muß.

Jetzt öffnet sich plötzlich das Thor, zwei stattliche, mit Bändern gezierte, angeschirrte Pferde oder Maulthiere werden herbeigeführt, der getödtete Stier an die Stränge befestigt und rasch unter lautem Jauchzen von dem Kampfplatze geschleppt.

Militärische Musik unterhält die Menge für einen Augenblick; Obst und Gebackenes wird allenhalben feil geboten, und man unterhält sich über das Geschehene, bis ein Trompetenstoß das Auftreten eines neuen Stieres verkündet und so das Signal für den Wiederanfang eines ähnlichen neuen Kampfes gibt.

Bisweilen erblickt man schon bei dem Betreten der plaza de toros, mitten in der Arena, eine oder mehrere Kletterstangen, auch wohl ein leichtes Gerüst, auf welchem Hüte, Tücher, Jacken, Westen, Sporen u. s. w. aufgesteckt sind: Preise zur Belohnung für die geübtesten Kletterer. Nachdem schon der zweite oder dritte Stier gekämpft hat, werden auf ein gegebenes Zeichen die Concurrenten für diese Preise, Leperos, zugelassen, und in allzu dürftiger Kleidung, fast nackt sieht man diese sich anstrengen, einen oder mehrere Preise zu erhaschen. Die possirlichsten Auftritte finden hier Statt, und nicht selten wirft ein neuer auf den Kampfplatz gelassener Stier Kletterstangen, Preise und Leperos zu Boden und macht so dieser Volksbelustigung bald ein Ende.

Gewöhnlich kämpfen fünf bis sechs Stiere an einem Nachmittage, bisweilen aber auch einige mehr, und während dieser ganzen Zeit wird die plaza de toros nicht leer, die Zuschauer nicht müde, zu lachen und zu jauchzen.

Eben so leidenschaftlich wie das Stiergefecht liebt der Mexikaner den Kampf von Hahnen. Doch ist es nicht die Schau-, sondern die Spiellust, welche ihn hierzu treibt. In den meisten Ortschaften Mexiko's findet man daher auch ein zu Hahnengefechten eigens bestimmtes Haus, plaza de gallos; ein runder, doch gedeckter Platz, mit Sitzen versehen. Viele Mexikaner legen großen Werth auf ihre Kampfhähne. Der gemeine Mann pflegt sie sehr; an einem Beine festgebunden, hält er den Kampfhahn in seiner Wohnung und füttert ihn mit möglichster Sorgfalt. An Sonn- und Festtagen führt er ihn auf dem Arme mit sich herum, da an diesen Tagen mehrere Stunden dem Hahnengefechte gewidmet werden. Dabei versammelt sich Alles, ohne Unterschied der Stände, reich und arm, in der plaza de gallos. Sind zwei Hähne für den Kampf ausgefunden, so werden die verschiedenen Wetten gemacht, wobei auf den Sieg dieses oder jenes Hahnen oft eine bedeutende Summe gewettet wird. Ein eigens dazu bestellter Mann, auch wohl mehrere, gehen herum, empfangen den Betrag der Wetten, legen solchen auf einen Tisch und stellen ihn gegen ein kleines Geschenk dem gewinnenden Theile zu. Die Hahnen werden mit kleinen scharfen Klingen am Fuße bewaffnet, in den Händen der Eigenthümer gegen einander gereizt und dann losgelassen. Der Kampf ist bald entschieden, da durch die schneidende Waffe einer von beiden tödtlich verwundet, bald niederfällt. Die Wetten sind mitunter sehr hoch, und ich sah bisweilen mehrere hundert Thaler auf Einmal auf das Spiel setzen.

Die Spielwuth ist in Mexiko überhaupt in allen Ständen sehr groß, und obgleich in gesellschaftlichen Zusammenkünften häufig l'hombre gespielt wird, so ist doch das Monte-Spiel, ein Hazardspiel, weit beliebter und wird hoch gespielt. Ist irgend eine kleine Gesellschaft zusammen zu Tisch gebeten, so trennen sich gewiß bald einige Herren von derselben, nehmen ein beson-

deres Zimmer in Anspruch und legen eine Bank auf. Bald vermißt man sie in der Gesellschaft und folgt ihnen; so geht es bei Abendgesellschaften, auf Bällen u. s. w. In Mexiko sind zwar die öffentlichen Monte=Bank=Häuser von der Regierung verboten, doch fehlt es nicht an mehreren Häusern, wo man stets eine Spielgesellschaft beisammenfindet. Um sich von der Spielsucht der Mexikaner zu überzeugen, darf man nur zu Pfingsten nach San Augustin de las cuevas gehen, einem kleinen Städtchen, etwa 4 Leguas von Mexiko. Pfingsten wird an diesem Orte durch besondere Festlichkeiten begangen; feierlicher Gottesdienst, ein Markt, Hahnengefechte, Feuerwerke, Ball, vorzüglich aber die Erlaubniß, dort während fünf Tage öffentlich Bank halten zu dürfen, zieht eine zahlreiche Gesellschaft aus Mexiko und der Umgegend an. An vielen Punkten wird dann die Monte=Bank aufgelegt, auf wenigen in Silber, auf den meisten aber nur in Gold pointirt, und manche Bank soll ein Kapital bis zu 4= bis 5000 Unzen Gold (86= bis 108,000 Thlr.) in das Spiel bringen. Mancher verliert hier seine letzte Hoffnung; Mancher, der mit gefülltem Beutel nach San Augustin kam, geht mit leerer Tasche zurück, und die wenigen glücklichen Gewinner werden häufig auf ihrem Rückwege nach Mexiko von Räubern angehalten und ihres Gewinnstes beraubt. (Burkart.)

Sklaverei der Indianer.

Die Indianer genießen in mehreren Theilen Mexico's eine mehr illusorische als wirkliche Freiheit, von der man indeß laut genug spricht, um die Vortheile der Unabhängigkeit des Landes zu rühmen. Die Sklaverei der Neger ist durch das Gesetz abgeschafft, aber gewisse Bestimmungen des Gesetzbuches machen es möglich sie durch eine andere Dienstbarkeit zu ersetzen, die namentlich auf den Indianern lastet. Es besteht ein Gesetz in Mexiko, das den durchaus besitzlosen Schuldner zwingt seine

Schuld durch Arbeit für den Gläubiger abzutragen, bis der Taglohn, den er erhalten sollte, sich auf die Schuldsumme beläuft. Dieß Gesetz, das dem Weißen so gut gilt wie dem Indianer, wird auf den ersten nie angewandt, wohl aber gegen die Indianer, besonders in den Departements Chiapas, Tabasco u. s. w., und dieser gibt sich auch aus Leichtsinn und Einfalt dazu her. So entstand eine Dienstbarkeit, die sich auf Generationen fortpflanzt.

Jeder Eigenthümer einer Hacienda unterhält eine gewisse Anzahl indischer Familien, die er zwingt ausschließlich für ihn zu arbeiten und die er mit der größten Strenge behandeln und selbst strafen kann. Wie in andern Ländern, wird auch in Mexiko der Indianer durch die Noth in diesen Zustand von Dienstbarkeit gebracht. Er ist frei in seinem Dorf oder in seinen Wäldern, gewinnt hier aber nur das streng Nöthige und er ist allzu sorglos, um an künftige Fälle des Bedürfnisses zu denken. Er kann also keine unvorhergesehene Ausgabe bestreiten und namentlich im heirathsfähigen Alter sieht er sich genöthigt Anlehen zu machen. Zur Heirath braucht er 20 Pesos für den Pfarrer und die Ausfertigung des Zeugnisses und 10 Pesos für das Hochzeitsfest; um diese 30 Pesos sich zu verschaffen, wendet er sich an den Eigenthümer einer benachbarten Hacienda, der ihm das Geld vorstreckt, wogegen sich der Indianer verpflichtet ihn für drei Pesos monatlich zu dienen. Der Indianer glaubt nun seiner Rechnung nach in zehn Monaten seine Schuld getilgt zu haben und gedenkt seine Freiheit nur für diesen Zeitraum aufzuopfern. Er schließt seine Heirath und läßt sich bei demjenigen, der nun sein Herr geworden ist, mit seiner Frau nieder, die man nöthigt, ihn in seiner Arbeit zu unterstützen, ohne daß sie den mindesten Lohn erhält. Man gibt ihnen ihre ärmliche Nahrung und die nöthigsten Kleidungsstücke und nach 10 Monaten glaubt sich nun der Indianer seiner Schuld entledigt; jetzt beweist man ihm aber, daß er, so weit entfernt davon, dieselbe getilgt zu haben, sie vielmehr verdoppelt hat durch die Kleidungsstücke, die Nahrung und Wohnung, die nicht im Contrakt ausbedungen waren. Er muß also bei seinem

Herrn bleiben, die Schuld vermehrt sich nun fortwährend durch Zufälle, durch Krankheiten, namentlich aber durch Feste, welche der Indianer bei feierlichen Gelegenheiten, wie bei der Taufe seiner Kinder, zu geben sich nicht enthalten kann. Indeß versucht er niemals zu fliehen, da er durch die Anhänglichkeit an den Boden auf dem er geboren wurde, zurückgehalten wird, und da jede Reclamation bei dem Richter, der stets im Interesse des Eigenthümers ist, nichts fruchtet, so wird er endlich unempfindlicher gegen seinen Zustand, gewöhnt sich ans Joch, ohne indeß die Hoffnung aufzugeben sich eines Tages zu befreien. Sobald er Kinder hat, läuft er zu seinem Herrn und verpfändet die Arbeit derselben, in der Hoffnung, dadurch sich früher seiner traurigen Lage zu entziehen; gewöhnlich aber endet diese nur mit seinem Leben. Obgleich die Frau des Indianers allein für die Schulden des Mannes verantwortlich ist und nicht seine Kinder, so bleiben diese doch nicht minder im Zustande der Dienstbarkeit unter demselben Vorwande wie ihre Eltern.

Nur mit Schwierigkeit habe ich diese Thatsachen, gesammelt da die Mexikaner solche nicht zugestehen wollen; diese Art von Sklaverei aber ist nur allzustark constatirt und verdient um so mehr diese Bezeichnung, als der Herr die über den Indianer erworbenen Rechte abtreten kann an wen er will, im Fall nicht der Indianer selbst eine Stelle findet bei einem andern Herrn, welcher seine Schuld zahlt und dadurch seine Dienste erkauft. Der Indianer kann, wie der Sklave in der Havanna, manchmal einen vier- bis achttägigen Urlaub verlangen, um einen andern Herrn zu suchen. (**Le Mexique. Souvenir d'un voyageur.** Von Isidor Löwenstern).

Art zu reisen.

Reisen in Mexiko werden fast immer nur zu Pferde oder zu Maulthiere gemacht. Fußreisen sind ganz ausser Frage. Nur die Indier vermögen sie zu unternehmen, und das anhaltende Gehen in der ermattenden Hitze der Thäler oder der dünnen Luft auf den Hochebnen und in den Gebirgen zu ertragen. Auf den großen Landstraßen von Vera-Cruz über Jalapa und Perote oder über Cordova und Orizava zur Hauptstadt, so wie auf den Wegen der Hochebenen bedient man sich wohl der Wagen, großer, schwerer, plumper Maschinen, welche von sechs bis zehn Maulthieren gezogen werden (Pferde werden, wenigstens auf Reisen, nicht zum Ziehen gebraucht), oder der Literas*). Diese sind indeß nur in den Ebenen oder auf sonst ansteigendem Boden zu gebrauchen; an nur ein wenig steilen Abhängen werden sie unbrauchbar. Die Litera ist eine Art Sänfte, mehr lang als hoch, in welcher der Reisende auf Matratzen und Kissen mehr liegt als sitzt. Sie hängt zwischen zwei an den langen Seiten befestigten starken Stangen, die hinten und vorne weit genug hervorragen, um zwei Maulthiere zwischen sich aufzunehmen, an deren Packsätteln die Stangen in starken ledernen Riemen hängen. Ein Maulthiertreiber (Arriero) führt das vordere Thier, neben ihm herreitend, am Zügel oder vielmehr an einem Stricke, während das hintere, an die Litera fest gebunden, von einem zweiten Manne vorwärts getrieben wird. Zwei andere Maulthiere laufen frei nebenher um gelegentlich den Platz der eingespannten einzunehmen, die man dann ihrerseits zu ihrer Erholung frei

*) Von den Eilwagen (Stages), welche eine Gesellschaft Nordamerikaner auf der großen Straße von Vera-Cruz über Jalapa und Puebla zur Hauptstadt und von da nach Toluca u. s. w. eingerichtet hat, rede ich nicht. Sie sind ganz den europäischen gleich und werden von Pferden gezogen. Die Wagen fassen neun Personen.

laufen läßt. Es reis't sich sehr bequem in diesen Sänften; der sanfte Trab der Maulthiere veranlaßt keine bedeutenden Stöße, und diese werden durch die Elasticität der Riemen, in denen die Maschine an den Sätteln hängt fast ganz unfühlbar gemacht. Gardinen schützen gegen Staub und Sonne, eine Decke von starkem Leinen- oder Baumwollenzeuge, die nach Gefallen über das Ganze oder nur über eine oder zwei Seiten herabgelassen werden kann, gegen Wind und Regen. Gewöhnlich bedienen sich nur Frauen der Literas, während die Männer es vorziehen, zu Pferde nebenher zu reiten. Zuweilen aber verschmähen auch diese die bequeme Sänfte nicht. Sowohl in Literas, als zu Wagen ist das Reisen sehr kostspielig, schon wegen der Menge der Thiere, welche mitgeführt werden müssen.

Gepäcke wird stets auf Maulthieren fortgeschafft. Ein solches Maulthier kann 300 bis 350 Pfund tragen, aber dann nur höchstens 5 bis 6 Leguas in einem Tage machen. Der Reisende, welcher rascher vorwärts kommen und die Thiere mit dem Gepäcke bei sich behalten will, darf ihnen nicht über 150 oder 160 Pfund aufladen. Der mexikanische Packsattel ist sehr unbequem, plump und schwer. Er besteht aus zwei großen viereckigen Säcken oder Kissen, zwei Fuß und darüber lang und breit, meist von Leder, oft aber auch nur aus einer Art Matten, aus den Blattfasern der Agave gewoben, mit Heu dicht und fest ausgestopft und durch einen sechs Zoll breiten Leder- oder Mattenstreifen verbunden. Ueber eine Decke oder eine Matte wird dieser dem Thiere auf den Rücken gehängt, eine andere Matte darüber gelegt und nun das Ganze mittelst eines gegen acht Zoll breiten Gurtes aus Agavefasern befestigt, der über den Rücken des Thieres geht und an dem einen Ende ein starkes, rundes Holz, an dem anderen einen eisernen Ring hat. Durch diesen und über das Holz wird ein Riemen von weiß gegerbtem oder ganz rohem Rindleder, dessen eines Ende am Holze fest sitzt, vier- bis sechsmal geschlungen und dann durch zwei Menschen mit vereinter Kraft äußerst fest angezogen, wobei sie jeder einen Fuß gegen den Sattel stemmen. Das gequälte Thier krümmt sich zusammen und ächzt und stöhnt, aber der unbarmherzige Arriero

zieht fluchend den Gurt stets fester und fester bis er sich über einen Zoll tief in den Bauch des Thieres eingedrückt. Dann wird ihm die Last, in zwei Ballen vertheilt, zu beiden Seiten oben an den Rücken gelegt, mit kreuzweise darum gelegten Stricken lose zusammengebunden und nun mit anderen Stricken auf eigenthümliche Weise an den Sattel befestigt. Jeder solcher Ballen (Kiste, Koffer) darf nicht über 150 bis 175 Pfund wiegen. Ist er schwerer, so kann nur einer geladen werden. Dann werden oben am Rücken des Thieres zu beiden Seiten starke Hölzer mit einem Gurte befestigt und auf diese die Last so gelegt, daß sie nicht unmittelbar auf dem Rückgrate des Thieres ruht. Ueber 300 bis 350 Pfund dürfen indeß auch diese Ballen nicht wiegen, und die Arrieros laden sie überhaupt nicht gerne, zumal wenn sie von großem Umfange sind, da sie sich schlecht befestigen lassen, leicht in den engen Wegen anstoßen, und das Schwanken derselben auf dem Rücken der Thiere diesen sehr nachtheilig ist. Die Thiere sind oft auf furchtbare Weise wund gedrückt, haben große Beulen unter dem Leibe und handgroße offene Wunden am Rücken und Seiten. Oft sah ich mit Schauder und Entsetzen, wie ein solches ganz zu Schanden gedrücktes Thier, seiner tiefen Wunden ungeachtet, dennoch wieder mit dem rauhen Packsattel und der schweren Last beladen ward. Zwar sind gewöhnlich überzählige Maulthiere zum Wechseln vorhanden, aber ihrer sind wenige, und erst wenn ein Thier dem Tode nahe ist, wird ihm die Last abgenommen und einem anderen aufgebürdet, dem es nach wenig Tagen vielleicht nicht besser geht. Die Arrieros streuen gebrännte und pulverisirte Schuhsohlen oder in Ermangelung derselben gewöhnliche Asche in die Wunden, nachdem sie dieselben zuvor mit einem Absude verschiedener einheimischer Kräuter gewaschen und mit Salbe bestrichen haben, die sie selbst zu bereiten verstehen, und es ist wirklich zum Erstaunen, wie rasch die tiefsten Wunden, sogar unter dem Sattel, nach diesen Mitteln heilen.

Oft trifft man, zumal auf den großen Hauptstraßen von den Küsten ins Innere des Landes, Züge von mehreren Hunderten von Maulthieren an, welche mit Gütern und Waaren

aller Art beladen sind. Die oft hübsch ausgeputzten Thiere, häufig einen Kranz von Glocken um den Hals tragend, das vorausziehende, von einem Manne zu Fuß geführte Saumthier, die vielen Arrieros in ihrer malerischen, gewöhnlich sehr bunten, oft sogar reichen Tracht, welche singend, pfeifend und schreiend nebenher traben und die Thiere in Ordnung halten, jetzt durch den Ruf: „Arré Mula, arriba!“ die Lässigen eintreiben, jetzt plötzlich, den Lazo in weitem Kreise über dem Kopfe schwingend, hervorbrechen, um einem flüchtigen, unbeladenen Thiere nachzujagen, alles dies gibt ein malerisches, höchst eigenthümliches Ensemble. Die gewöhnliche Kleidung der Arrieros besteht in einer Art kurzen, bis auf die Mitte der Brust reichenden Kittels von Wildleder, unter dem ein feines, weißes Hemd sichtbar wird. Die Beinkleider sind von eben solchem Leder bis zum Knie aufgeschlitzt und mit Knöpfen besetzt; aus dem Schlitze sieht ein weißes Beinkleid von Baumwollenzeug hervor. Den Fuß bedeckt der spanische Reiterstiefel, an dem der ungeheure eiserne Sporn mit 2 bis 3 Zoll großem Rade prangt, den Kopf der braune Hut mit breiter Krämpe und niedrigem Kopfe, geziert mit goldenen oder silbernen Tressen und Franzen. Der Hals ist nackt, oder ein großes Tuch auf Matrosenart lose darum geschlungen. Das Geschirr der Reitthiere besteht aus dem ungeheueren spanischen Sattel, von dessen Knopfe die Armas de Pelos neben dem Lazo herabhängen, einen einfachen Zügel mit scharfem, arabischem Gebisse und dem Tapaojo, einer Art Stirnbinde, 2 bis 3 Zoll breit, oft schön gestickt und mit getriebenem Messing oder Silber geziert, welche den Thieren bei'm Satteln und Aufsteigen über die Augen gezogen wird. Irre ich nicht, so wird auf je 5 bis 6 Thiere ein Arriero gerechnet. Ihre Zahl ist also bei großen Zügen bedeutend.

Die Maulthierzüge, Atajos oder Reguas genannt, machen, wie schon gesagt, nur 5 bis 6 Leguas in einem Tage, sie binden sich dabei keineswegs an bewohnte Orte. Nur einen Fleck, in dessen Nähe es Wasser und Weide für ihr Vieh gibt, suchen die Arrieros stets auf und lagern dann im Freien. Auch in bewohnten Orten pflegen sie stets im Freien zu übernachten.

Die müden Thiere werden zunächst ihrer Bürde entledigt, die einzelnen Ladungen neben- und aufeinander gelegt und die Packsättel mit Zubehör in langen Reihen vor den Gütern her aufgestellt. Oft wird ein großes Viereck daraus gebildet, in dessen Mitte dann die Mannschaft sich lagert. Ist dieß geschehen, so werden die Thiere zur Tränke geführt und dann erst mit Mais gefüttert. Eine oder mehrere lange Krippen aus beweglichen, leichten Gestellen, in die eine Matte muldenförmig gehängt wird, bestehend, welche die Arrieros stets bei sich führen, werden aufgestellt, und die Thiere verzehren aus ihnen, ohne angebunden zu sein in großer Ruhe und Eintracht ihr Futter. Wird an unbewohnten Plätzen übernachtet, so läßt man die Thiere über Nacht frei weiden. Bringt der Zug die Nacht in der Nähe bewohnter Orte oder in solchen zu, so erhalten sie nach dem Mais noch eine Quantität Maisstroh oder Heu. Da dies aber gekauft werden muß, so vermeiden die Arrieros so viel als möglich, in Städten oder Dörfern zu übernachten. Während auf diese Weise einige der Treiber die Thiere besorgen, haben andere ein großes Feuer angezündet, um das sich nun die ganze Mannschaft setzt, das Abendbrod einzunehmen, das indessen bereitet worden und wozu die einfachen Ingredienzien: Tortillas, Chile, Bohnen, Reis, Salz und gedörrtes Fleisch (Tasajo) stets mitgeführt werden. Ist dies verzehrt, so wickelt sich der Arriero in seine Manteldecke (Serape, Manga) und streckt sich, seinen Sattel, seinen Hut oder irgend einen andern Gegenstand zum Kopfkissen brauchend, am Feuer auf den Boden, und sein lautes Schnarchen verkündet bald, daß der Traumgott ihn in seine Arme aufgenommen hat. Regnet es, so breitet er noch eine Matte über sich. Auch Ladung und Packsättel werden dann, so viel wie möglich, durch übergelegte Matten gegen das Naßwerden geschützt.

Die Arrieros sind stets sehr früh auf. Schon lange vor Sonnenaufgang werden die Thiere zusammengetrieben, getränkt und mit Mais gefüttert. Das Laden, so rasch auch diese Leute damit umzugehen wissen, erfordert geraume Zeit, und deshalb muß der Arriero schon früh sein hartes Lager verlassen, was

ihm dann auch gar nicht schwer fällt. Ein einfaches Morgenmahl wird eingenommen, dann die Tagereise begonnen und ohne alle Unterbrechung vollendet. Gerastet wird nicht eher, bis man am Ziele des Tagemarsches angekommen ist.

Um in Mexiko angenehm und mit Nutzen zu reisen, muß man sich möglichst einfach gewöhnen, und ganz die Art und Weise des Mexikaners annehmen. Auf Reisen trägt der Mexikaner eine runde Jacke von Kattun oder anderem leichtem Zeuge, nur selten von Tuch. Um den Kopf schlingt er ein weißes Tuch, oder legt dies auch nur so darauf, daß es über Nacken und Schultern herabhängt, und setzt den breitrandigen Hut darüber. Es dient, das Schwitzen zu vermindern und dem Reisenden Kühlung zuzufächeln. Ein zweites Tuch schlingt er so um den Hals, daß er es über Mund und Kinn heraufziehen kann, um die Lippen vor Luft und Sonne zu schützen und so das schmerzhafte Aufspringen derselben zu verhüten, dem sie sonst, zumal in der dünnen, austrocknenden Luft der Hochebenen, leicht ausgesetzt sind. Ein drittes großes Tuch, den Umschlagetüchern der Frauen gleich zusammengelegt, schlingt er wie eine Schärpe über die rechte Schulter und unter dem linken Arme hindurch, es auf der Brust zusammenbindend. Regnet es, so wird der Serape übergehangen, die Armas de Agua über die Beine gezogen, der große Hut mit einem Futterale von Wachstaffent überzogen, und der Reiter ist nun völlig gegen das Wetter geschützt, weit mehr, als der Europäer mit seinem unbequemen, schweren, bald durchnäßten Mantel, der hier schon der Wärme wegen nicht taugen würde.

Eine mexikanische Auberge enthält gewöhnlich nichts, als die vier leeren Wände. Selten trifft man einen Tisch und eine Bank, noch seltener und fast nur in den „Mezones“ größerer Orte, eine hölzerne Pritsche zum Schlafen an. Auch auf Landgütern (**Haciendas**) zweiten Ranges, wo man übrigens stets eine gastfreie Aufnahme findet, trifft man kaum etwas mehr. Der ermüdete Reisende mag seine Glieder auf dem Boden, oder, wenn es hoch kommt, auf dem Tische, der Bank oder der unbedeckten Pritsche ausstrecken. Darüber hinaus muß er keine

Bequemlichkeit verlangen, noch erwarten, andere Equickungen zu finden, als Tortillas und Chile nebst Eiern, Frijoles und gedörrtem Fleische, oder allenfalls Hühnern oder Knoblauchswurst, es sey denn in Städten, wo man, zwar nicht in den Mezones, die bloße Logierhäuser sind, und in denen man nur Futter für die Thiere, Licht und allenfalls Chocolade bekommt, aber doch in den Speisehäusern (Fondas), auch andere Speisen haben kann *). Seinen Durst mag der Reisende mit Wasser löschen, das er etwa mit Wein oder Branntwein, den er bei sich führt, schmackhafter und gesünder macht, oder mittelst Limonen und mitgebrachten Zuckers in Limonade umwandelt, oder mit Pulque, wenn er ihn mag und — findet.

Ist die Reise von längerer Dauer, so führt man ein Lastthier mit, welches eine leichte Ladung von Kleidungsstücken, Lebensmitteln u. s. w. trägt. Als Bett dienen gewöhnlich ein paar Wolldecken, die man nebst den nöthigen Leintüchern unter den Sattel des Reitpferdes legt, wenn man kein Lastthier mit sich führt, oder eine Hängematte. Diese letztere ist das Bequemste. Man findet allenthalben Gelegenheit, sie entweder an den Balken oder an mitgebrachten Hacken, die man zu dem Ende in das Holzwerk der Thüren oder Fenster schraubt, aufzuhängen. Im Freien zwischen Bäumen sie anzubringen und da zu schlafen, vermeidet der Mexikaner stets, da der stark fallende Nachtthau, besonders in heißeren Gegenden, der Gesundheit sehr nachtheilig ist. Die Hängematte gibt ein elastisches, kühles Lager, und man ist in ihr, wenn man sie nur so hoch vom Boden hängt, daß kein Floh hineinspringen kann, vor jeder Art von Ungeziefer gesichert. Wer sich an sie oder an das Schlafen auf den Wolldecken und Leintüchern, die man auf einem Tische, einer Bank oder dergleichen ausbreitet, den Sattel zum Kopfkis-

*) Es versteht sich, daß die großen Städte der Hochebene: Mexiko, Puebla u. s. w., hiervon eine Ausnahme machen. In ihnen trifft man recht gute, nach europäischer Weise eingerichtete Gasthöfe an.

sen, den Serape oder ein bloßes Leintuch zur Decke, nicht gewöhnen kann, führt ein leichtes Feldbett nebst Matraze und Kissen mit, muß aber dann schon nothwendig ein Lastthier und einen oder zwei Diener bei sich haben. Einen sonderbaren Aufzug bildet ein Priester auf Reisen, wenn er sich nur, etwa um Messe zu lesen, auf eines seiner Filiale begibt. Im vollen mexikanischen Reitercostüme prangt der Weltgeistliche, der Mönch meist in seinem Ornate, auf dem Maulthiere. Pferde reiten die Geistlichen nicht häufig. Ihm voran zieht ein bewaffneter, ebenfalls berittener Diener. Seine Köchin oder eigentlicher Haushälterin folgt ihm, ebenfalls hoch zu Roß. Nach dieser kommt, von einem Manne zu Fuß geführt, das mit den Feldbetten, Matratzen, Kissen und Decken hoch beladene Maulthier. Mehrere Burschen, theils leer, theils mit allerlei Lebensmitteln beladen, schließen den Zug. Reis't der Pfarrer, um ein kirchliches Fest zu begehen, oder um Messe zu lesen, nach einem Filiale, so ist man daselbst von seiner Ankunft zuvor unterrichtet, und Wachen sind ausgestellt. Sobald diese den Zug erblicken, geben sie ein Zeichen, damit das Geläute der Glocken beginne, mit dem der geistliche Vater bei seinem Einzuge stets empfangen wird. Alles eilt nun herzu, ihn demuthsvoll zu begrüßen, und mancher derbe Schmatz erschallt, von den breiten Lippen gläubiger Indier auf die segenspendende Hand des Knechtes Gottes gedrückt.

Man reis't stets bewaffnet, der Gebrauch will es nun einmal so, und obgleich Räuberanfälle selten sind, (?) so kommen sie doch zuweilen vor, und es ist gut, für jeden Fall gerüstet zu sein. Säbel sind allgemein, Pistolen weniger im Gebrauche. Zuweilen führt der Reisende auch noch Büchse oder Flinte mit, die an den Sattelknopf gehängt wird, um unterwegs Vögel oder Wild schießen zu können. In Gebirgen sind Maulthiere den Pferden zum Reiten vorzuziehen. Sie gehen in den fürchterlichen, oft lebensgefährlichen Wegen sehr sicher, halten jede Anstrengung aus und bedürfen nur wenig und schlechtes Futter. Doch sind sie stets voll Tücke. In ebenen Gegenden bedient sich der Mexikaner am liebsten des Paßpferdes. Der Sobre-

Paso dieser Pferde ist indeß sehr von dem Gange verschieden, den man in Europa Paß nennt. Das Pferd hebt dabei die Vorderfüße ziemlich hoch, während es die Hinterfüße nahe am Boden herschleppt. Dieser Gang ist sehr sanft, besonders wenn das Pferd ihn von Natur geht *). Die Pferde sind im Durchschnitte klein, aber activ und feurig, sehr leichten Zügels und Galopp auf die geringste Aufforderung des Reiters ansetzend, während das leiseste Anziehen des Zaumes genügt, sie anzuhalten. Sie sind dauerhaft und können den Sobre-Paso auf 20 bis 24 Leguas in einem Tage aushalten, ohne sehr zu ermüden. Den Reiter ermüdet ein solcher Ritt auf einem solchen Pferde fast gar nicht. Den Trab liebt der Mexikaner nicht, und ein Pferd, welches nur diesen geht, ist, so schön und gut es auch sonst sein mag, immer von nur geringem Werthe. In der Wahl des Zaumes ist der Mexikaner sehr sorgfältig. Jedes Pferd hat seine eigenen, oft für dasselbe besonders angefertigt, weshalb man auch beim Ankaufe eines Pferdes den Zaum zugleich mit zu kaufen pflegt. Den Gebrauch der Trense kennt man nicht, nur Stangen von verschiedener Form, aber immer sehr scharf, werden den Pferden angelegt. Der große Sporn mit den ungeheueren Rädern mit langen, aber stumpfen Spitzen ist, so furchtbar er auch aussieht, dennoch den Thieren weniger fühlbar, als der leichte europäische, mit den kleinen, scharfgezähnten Rädchen. Uebrigens bedarf man seiner nur selten zum Antreiben der raschen Pferde. Bei Maulthieren ist er schon nöthiger. Diese muß man unausgesetzt mit Sporn oder Reitgerte anrühren, wenn sie ihren gewöhnlichen Schritt beschleunigen sollen.

Der Mexikaner liebt es, des Morgens früh aufzubrechen und dann die ganze Tagereise zu vollenden, ohne anzuhalten.

---

*) Solche Pferde, welche den Sobre-Paso von Natur (Sobrepaso natural) gehen, sind selten und theuer. Gewöhnlich ist dieser Gang den Pferden nur eingelernt, und sie traben, sobald man sie frei laufen läßt.

Man sucht es stets so einzurichten, daß eine solche Tagereise nicht über 8 bis 10 Leguas betrage. Muß sie, vielleicht wegen großer Entfernung der Orte, in denen man übernachten kann, länger ausfallen, so wird um Mittag angehalten, um die große Tageshitze vorüber zu lassen, und dann in der Kühle des späteren Nachmittags die Tour vollendet. Während der Mittagsruhe wird dann den Thieren wohl etwas Maisstroh oder Heu vorgeworfen; oder man läßt sie, wo dies angeht, frei grasen. Der mexikanische Reisende selbst genießt unterwegs nur selten etwas mehr, als ein wenig Wasser oder Pulque. Auch dies geschieht indeß keineswegs oft; der Mexikaner sucht lieber seinen Durst zu ertragen, behauptend, daß häufiges Trinken, zumal in warmen Gegenden, der Gesundheit nachtheilig sei, und den Durst, statt ihn zu löschen, nur stets verstärkt wiederkehren mache — eine Behauptung, deren Richtigkeit ich aus häufiger Erfahrung bestätigen kann. Eine andere Gewohnheit des sonst keineswegs wasserscheuen Mexikaners ist, sich auf Reisen weder oft zu waschen, noch den Bart abzunehmen. Diese Gewohnheit deuten sie durch das Sprichwort an:

En buena jornada
Ni mano lavada
Ni barba guisada *),

und sagen, daß häufiges Waschen und Rasiren die Haut zu sehr reize und den nachtheiligen Einflüssen der Sonne und der Luft leichter als sonst aussetze. So begegnet man denn oft Reisenden, die mit ihren sonngebräunten Gesichtern, den stechenden schwarzen Augen und den schwarzen, zolllangen Bartstoppeln um Mund und Kinn, wozu häufig auch noch schmutzige und unordentliche Kleidung kommt, man leicht versucht wird, eher für Banditen, als für friedliche Pilger zu halten. Ich halte diese Gewohnheit für ein arges Vorurtheil, da ich nie nachthei-

*) Wenn du reisest in's Land,
So wasch' nicht die Hand,
Lass' dem Bart seinen Stand.

lige Folgen davon verspürt habe, wenn ich mich auf Reisen eben so oft als sonst wusch und den Bart mir abnahm. Sehr erquickend fand ich vielmehr stets, besonders in heißen Gegenden, ein Flußbad und das Anlegen reiner Wäsche nach dem Tagemarsche. Doch habe ich die Operationen des Reinigens und Bartabnehmens auf Reisen stets gerne Abends verrichtet, da dann die Haut ihre, dadurch allerdings vergrößerte Reizbarkeit über Nacht großentheils verliert.

Die Weise, die Thiere nur Morgens und Abends zu füttern, frühzeitig aufzubrechen und unterwegs nicht anzuhalten, ist sehr zweckmäßig. Die Thiere gewinnen eine längere Ruhezeit, können das Futter besser verdauen und reichlicher trinken. Auch den Reisenden selbst ist die längere Ruhezeit willkommen. Er kann sich, wenn er kein Mexikaner ist, erst vor dem Essen baden und umkleiden, und gewinnt Zeit, in der Kühle des Abends Ort und Gegend zu durchstreifen oder etwaige Geschäfte abzumachen. In den Wirthshäusern Mexiko's findet man nicht, wie in europäischen, Nahrungsmittel aller Art schon bereitet vor. Da steht kein aufmerksamer Wirth an der Thüre, kein Hausknecht, kein grünbeschürzter, gelenker Kellner springt eilig herbei, den Reisenden zu empfangen und für seine und seines müden Thieres Bedürfnisse und Bequemlichkeiten zu sorgen. In den Gemeinde- und Pfarreigebäuden (Casas nacionales ó curasales) der Dörfer, oft genug elende Hütten, in den Mezones der Städte findet man nur leere Wände. Nahrungsmittel für Menschen und Vieh müssen erst, oft mit vieler Mühe und Schwierigkeit, herbeigeschafft werden, besonders da, wo nicht, wie im Staate Oajaca, der Alkalde gehalten ist, für Herbeischaffung der Bedürfnisse des Reisenden, auf dessen Aufforderung, möglichst Sorge zu tragen. Das Huhn, welches der Reisende zu Abend genießen soll, gäckelt bei seiner Ankunft gewöhnlich noch lustig im nächsten Baume, der Mais zu den Tortillas sitzt noch an dem Kolben. Das Lastmaulthier muß abgeladen, die Reitthiere der Sättel entledigt, Mais und Zacate (Maisstroh), oder Paja (Weizenstroh), oder endlich Heu für sie im Dorfe aufgesucht werden. Dann wollen die Thiere getränkt, geschwemmt und

gehörig gewaschen sein, was der Mexikaner, der sich selbst nicht wäscht, und dem Schräpe und Kartätsche unbekannt sind, nie zu thun unterläßt. Der Reisende selbst verlangt, daß sein Feldbette (Cuatré) aufgeschlagen oder seine Hängmatte (Hamaca) aufgehangen werde. So gibt es hundert Dinge zu beschicken, und es ist nothwendig, früh in's Quartier zu kommen, wenn man nicht erst um Mitternacht sein Abendbrod erhalten und zur Ruhe gelangen will. Bewunderungswürdig ist dabei die Rührigkeit und Anstelligkeit der mexikanischen Bedienten (Mozos), und es kann in der That keine besseren Reisediener geben, als sie. Sie reiten gut, verstehen den Lazo zu gebrauchen und Maulthiere gehörig zu beladen, sehen stets anständig aus, sind unermüdlich, mit jeder Nahrung zufrieden, und zeigen, wenn sie mit Milde behandelt werden, eine große Anhänglichkeit an ihren „Amo“ (Gebieter), für dessen Bequemlichkeit und Zufriedenheit sie stets emsig sorgen, und dessen Vortheil sie treu wahrnehmen. Ist der Reisende am Ziele des Tagemarsches angekommen, so darf er nur vom Pferde steigen und nun alles Weitere seinem Diener überlassen. Dieser packt und sattelt zunächst die Thiere ab, die er dann in irgend einem Stalle, Scheuer oder eingehägten Raume unterzubringen sucht, oder in Ermangelung eines solchen an nahe Bäume bindet. Dann ist seine nächste Sorge, Chocolade für seinen Herrn zu bestellen oder den etwa mitgebrachten durch die nächste Indierin bereiten zu lassen, auch erforderlichen Falles selbst zu bereiten, und das Feldbett oder die Hängematte, wenn man eines von beiden mit sich führt, aufzuschlagen. Darauf sorgt er für das Abendbrod, so gut es sich thun läßt, holt Futter für die Thiere herbei, füttert, tränkt und badet diese, und erst wenn Alles gehörig besorgt ist und sein Herr zu Abend gespeis't und ihm nichts mehr aufzutragen hat, ißt auch er, wickelt sich dann in seinen Serape oder in eine Pferdedecke und schläft vor der Thüre auf dem bloßen Boden oder einer Matte, wenn er sie haben kann, einen Sattel unter dem Kopfe. Auch der Reisende streckt sich nun auf sein elastisches Cuatré, in seine Hamaca oder auf den wackelnden harten Tisch, und vergißt im gesunden, erqui-

ckenden Schlafe die Mühen des Tages. Die Stunde des Aufbruches darf er nur seinem Diener wissen lassen. Dieser, und wäre die ihm bestimmte Stunde eine noch so frühe, ist gewiß zu rechter Zeit munter, besorgt und sattelt die Pferde, sorgt für die Chocolade und weckt dann erst seinen Herrn. Während dieser nun sich ankleidet, und seinen Morgentrunk einnimmt, packt der Diener die Betten zusammen, belädt das Cargamaulthier, und der Weiterreise steht nun nichts mehr im Wege. — Europäische Bedienten sind auf Reisen in Mexiko ganz untauglich. Sie wissen sich nicht zu helfen, gerathen jeden Augenblick in Verlegenheit, ermüden zu leicht, wollen bei dem kleinsten Hindernisse, bei der geringsten Widerwärtigkeit verzweifeln, und sind so mehr eine Last, als eine Hülfe für ihren Herrn. (Ausland.)

Vera-Cruz.

I. Beschreibung der Stadt und Umgegend. — Das gesellige Leben in Vera-Cruz. — Der Hafen und die Festungswerke. — Das gelbe Fieber.

Als der Landungsort des Cortes, als der Punkt, wo seine kühne Schaar den mexikanischen Boden zuerst betrat, als das Hauptthor, aus welchem die Schätze der überseeischen Besitzungen Spaniens ausgingen, um den Mutterstaat zu bereichern, und als der Platz, welcher die letzten Vertheidiger der castilischen Hoheit davon schiffen sah, nimmt Vera-Cruz (von den Republikanern die Heldenmüthige genannt) eine wichtige Stelle in der Geschichte ein; aber nicht nur wegen dieser historischen Bedeutung, sondern auch wegen seiner mercantilischen, als Haupthafen des Landes nach Europa zu und somit als sein Haupthafen überhaupt und als die Stadt, welche dem aus Europa Hinüberkommenden zuerst aus den Meereswellen auf-

steigt, die ihn unter eigenthümlichen, wenn auch vielfach veränderten Gefühlen entläßt, verdient es eine umständlichere Beschreibung.

Die Stadt liegt unmittelbar an der Küste, an der Stelle des alten Chalchiuhcuecan, welches zu der Provinz Caetlachtlan, einer Dependenz des mexikanischen Reiches, gehörte. Sie ist die dritte Stadt ihres Namens, denn Cortes baute drei Leguas von Campoallan die Stadt Villa Rica de la Vera-Cruz, diese wurde schon nach drei Jahren verlassen, wahrscheinlich wegen der ungesunden Lage und man gründete südlich davon die Villa Antigua de la Vera-Cruz (auch bloß Antigua genannt, woher noch der Fluß Antigua, bei dem Dorfe und der Brücke Puente del Rey, jetzt Puente national, den Namen hat); aber auch diese wurde wegen der Verheerungen des gelben Fiebers aufgegeben, worauf im Jahre 1580 der Vicekönig Graf von Monterey die jetzige Stadt erbaute und sie, zum Unterschied der verlassenen, Villa Nueva de la Vera-Cruz nannte. In geistlicher Rücksicht gehört sie zu dem Sprengel des Bischofs von Puebla. Sie ist schön und regelmäßig gebaut, ihre Länge, von Norden nach Süden, am Meere entlang, ist bedeutend gegen die geringe Breite von Osten nach Westen, daher die mit der Küste gleichlaufenden Straßen lang, die dieselben durchschneidenden aber ziemlich kurz sind. Die Häuser sind meist nicht groß und nur zweistöckig und, da es in der Umgegend keine Steine gibt, von den aus dem Meere genommenen Madregorasteinen *) erbaut; große dreistöckige Häuser sieht man bloß in der Hauptstraße (calle principal), welche namentlich von den fremden Kaufleuten bewohnt wird. Die Dächer sind flach, die Farbe der Häuser meist weiß, außer wenigen, die wie das große Franciscanerkloster, roth angestrichen sind; die Fenster sind zum Theil ohne Glas und haben statt dessen im untern Stock hölzerne Gitter; im obern Stock gehen sie gewöhnlich auf einen Balcon; alle Fenster lassen sich durch innere Läden verschließen; überhaupt ist die Bauart in ganz Mexiko

*) Dasselbe Baumaterial aus dem auch die Festungswerke aufgeführt sind.

nach spanischem Styl. Die Straßen sind gut gepflastert, und zum großen Theil mit Trottoirs versehen: zwei Bequemlichkeiten, die man in den mexikanischen Städten überall findet, was um so leichter statt haben kann, als das Fahren selten ist. Rings um die Stadt geht eine niedere, aber ziemlich breite Mauer, mit Schießscharten und acht Bollwerken, drei Landthoren und einem Wasserthore. Von den Bollwerken sind die bedeutendsten das Fort San Carlos am Nordende der Stadt, das Fort Santiago am Südende, beide an der See, und Sana Catalina. Die drei Landthore führen das in N. auf die Straße nach Mexiko (zunächst Santa Fè), das in S. auf die nach Alvarado, das mittlere auf die nach Orizaba; das Wasserthor führt auf den Molo und ist so die einzige Communication mit der See, die Thore werden um 10 Uhr geschlossen. — Der Molo befindet sich auf der Nordseite der Stadt, San Juan de Ulua gegenüber und ist mit Quadersteinen gepflastert, in deren Fugen viele Scorpionen nisten. Es befinden sich in der Stadt zwei freie Plätze, zuerst die Plaza major, auf die man unmittelbar aus dem Wasserthore eintritt, zwischen der östlichen, das Meer flankirenden Mauer und der ersten, ihr gleichlaufenden Häuserreihe, ist nichts als ein leerer Raum, der kaum den Namen einer Plaza major verdient, sehr unordentlich aussieht, voll großer zerstreut liegender Bausteine, neulich mit den Eisenröhren der anglo-mexikanischen Compagnie bedeckt, wichtig jedoch als Landungsplatz für die ein- und abgehenden Waaren und als Sammelplatz für die ins Innere gehenden Arrieros; und dann die Plaza de mercado, schlechtweg Plaza genannt, ein schönes Quadrat in der Mitte der Stadt, von ansehnlichen Gebäuden, worunter das Gouvernementshaus und die Domkirche, umschlossen; auf zwei zusammenstoßenden Seiten befinden sich vor den zu Kaufläden gewählten Gebäuden die hier zu Land in allen größern Städten gewöhnlichen Bogengänge (Portales), in denen man Abends, auf schönen Trottoirs, zu jeder Zeit vor der Witterung geschützt, angenehm auf- und abwandeln kann. Die wahrscheinlichste Angabe der Einwohnerzahl ist 7000; die Angaben darüber in der Stadt selbst lauten äußerst verschieden,

man hat mir von 3000 gesagt, worunter 200 Fremde wären, aber jene Schätzung ist zu gering und diese viel zu hoch; die Angabe Humboldts zu 16,000 kann jetzt nicht mehr gelten, obgleich für diese Anzahl Unterkunft wäre; constant ist die Einwohnerzahl nicht, weil das Fieber jährlich eine Menge wegrafft, Viele in der Fieberzeit nach Jalapa wandern und viele Fremde, Arrieros u. s. w. nur einen unbestimmten Aufenthalt hier haben. Die Stadt hat ein Theater, das wie sich von selbst versteht, von keinem Belang ist; in der Fastenzeit wird nicht gespielt. Hin und wieder, jedoch nicht regelmäßig, wie in Mexiko, werden Stiergefechte gegeben. Kirchen zählt man sieben; die Domkirche (parroquia) würde man reicher ausgestattet erwarten, da die Kirchen des Landes sonst überall viel Pracht, namentlich viel Silber enthalten. Mönchsklöster zählt man vier *): San Francisco, Bellin, San Matéo, Santa Catalina; das von San Francisco ist das größte und stattlichste; die Kirchen und Klöster gewähren durch ihre breiten Kuppeln einen imposanten Anblick. Zu den öffentlichen Instituten der Stadt kommen noch zwei Hospitäler, San Juan de Dios und Nuestra Sennora de Loreto und fünf Schulen, in denen aber nur Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion gelehrt wird (für weitere Bildung muß man nach Puebla und Mexiko gehen); einige dieser Schulen sollen von 200 Schülern besucht sein — (ohne Zweifel übertrieben!) So viel die Gasthöfe des Landes zu wünschen übrig lassen und so abscheulich manche sind, so gibt es doch in den größern Städten, zumal in Mexiko und Puebla, einige, mit denen man zur Noth zufrieden seyn kann; ein solcher ist auch in Vera-Cruz, genannt die Gran Sociedad, auf der Plaza major, ein großes, stattliches Gebäude für einen mexikanischen Gasthof äußerst elegant eingerichtet, durch eine freie Aussicht auf das Meer, den Hafen und das Castell ausgezeichnet; es enthält Zimmer für Fremde und ist zu gleicher Zeit Speise- und Kaffeehaus,

*) Frauenklöster gibt es hier nicht — man muß sie in Jalapa suchen.

wozu schöne Säle in Bereitschaft sind; man speist zu Mittag für 1 Peso. Eine andere Porada ist der Meson del Cosio, dem nördlichen Ausgange der Calle principal gegenüber, zu gleicher Zeit ein Parago de arrieros. Der Wirth hält unten eine Tienda und verabreicht auch Essen und Wein; trotz aller Mängel und der waidlichen Unruhe und Verwirrung, die hier herrscht, des gewöhnlichen Fehlers der Wirthshäuser des Landes, empfiehlt sich dieses Haus in mancher Beziehung, vor Allem durch große Wohlfeilheit; von dem obern Balkon genießt man eine Seitenansicht des Hafens und von dem Söller eine Aussicht auf die nördliche Küste, die Straße nach Mexiko und das Gebirge, sobald es ein heller Tag hervortreten läßt. Ueberdieß fehlt es nicht an Kaffeehäusern und Conditoreien, die von dem Geschmack der fremden, meist unverheiratheten Kaufleute aufrecht erhalten werden, wo sich oft eine gute europäische Gesellschaft zusammenfindet; eine der vorzüglichsten ist die Conditorei des Schweizers Hermann, wo man auch für 1 Peso zu Mittag essen kann.

Ein Vortheil den die Stadt noch mit andern großen Städten der Union gemein hat, ist, daß sie durch Laternen erleuchtet wird. Die in ihr liegende Besatzung ist nicht bedeutend. In Betreff der literarischen Thätigkeit der Stadt sind zu erwähnen zwei Druckereien und zwei Zeitungen, el Diario und la Mexicana (eine Zeit lang auch der Veracruzano libre, der aber am Ende des Jahres 1827 in den durch Rincon erregten Unruhen, nach Zerstörung der Presse durch denselben, zu Grunde ging.) — Täglich ist auf der Plaza de mercado Markt, was Vera-Cruz vor andern bedeutenden Orten, wie Orizaba, die wöchentlich nur einen Markt halten, voraus hat; sicher kommen die Lebensmittel aus den rings um die Stadt liegenden Ortschaften, Hühner, gute Fische, auch Amardille und Schildkröten und Vögel, Eyer, Salat, Ananas, Bananen, Weißbrod, Apfelsinen, Zitronen, Tomaten; andere Artikel, wie Fleisch, sind nicht empfehlenswerth.

Wegen der vielen hier residirenden fremden Kaufleute (Nordamerikaner, Engländer, Franzosen, Deutsche, vor Kurzem noch

Spanier) bietet Vera=Cruz eine größere Mannigfaltigkeit der Bevölkerung dar, als alle übrigen Städte der Republik: man kann sich in Vera=Cruz so ziemlich nach europäischer Weise accomodiren, denn die isolirte Lage der Europäer in diesem fernen Welttheile macht, daß sie jedem, wenn auch unbekannten Landsmann mit Güte und Freundlichkeit und Gefälligkeit entgegen kommen. Diese Leute haben Vera=Cruz für sich ziemlich europäisirt, doch ist wohl zu bemerken, daß sie auf die Landeseingebornen keinen Einfluß ausgeübt haben und bei der Unveränderlichkeit derselben nicht ausüben können; nur wo Europäer zusammenkommen — und ihre große Anzahl macht dies häufig — kann man sich jenes sonst so sehr vermißten Luxus einer höheren Civilisation erfreuen. Sie haben sich mehrere gesellige Orte zu eigen gemacht und sie nach ihren Bedürfnissen eingerichtet; aber wenn man auch auf diese Weise nicht gerade aller feinern Lebensgenüsse beraubt ist, so hört darum die Lage des Fremden nicht auf beklagenswerth zu sein; es sind überall nur einzelne schwache Lichtpunkte in einer Nacht von Barbarei. Von allgemeinen Vergnügungen ist außer dem Theater und den Stiergefechten und dem Auf= und Abspazieren auf dem Pasèo, wenig zu sagen. Am Sonntag Abend wohnt man gewöhnlich der Retraite bei: sie bewegt sich von der Plaza aus, wo einige Stücke gespielt werden, mit hübscher Musik durch die Stadt, bis zur Caserne zurück, Alles folgt nach; zwei große erleuchtete Bälle werden zum Leuchten vorgetragen, weiß, und mit militärischen Emblemen bemalt. —

Der ungesunden Lage ist es zuzuschreiben, wenn Jeder, der sich hier Geschäfte halber aufhält, seine Preise höher spannt: daher die Theurung hier dreimal größer als im Innern. Der Aufenthalt kann den Unwissenden sehr kostspielig werden. Ein Handwerker verdient täglich 4—7 Pesos *); ein Tagelohn am Hafen beträgt an 2 Pesos; um sich vom Molo an Bord

*) Der Peso (Piaster) beträgt 1 Thl. 12 gr. preuß. Cour. und theilt sich in 8 Realen.

eines Fahrzeuges im Hafen führen zu lassen, zahlt man dem Bootführer die ungeheuere Summe von 3 Pesos; der Macherlohn für eine Kattunjacke beläuft sich auf 3 Pesos; verhältnißmäßig eben so theuer ist der Victualienmarkt, z. B. ein Huhn kostet 6 Realen. Unter diesen Umständen wird es den abgehenden Schiffen schwer, sich hier für die Rückreise zu verproviantiren; die nicht gerade Packetboote sind, nehmen daher oft nicht einmal Wasser ein, sondern sind von Europa aus schon doppelt versorgt, oder erfrischen sich erst in der Havanna oder in Neu-Orleans und andern mexikanischen Häfen. Daher begreift man, warum die Ueberfahrt von hier nach Europa zurück so theuer ist; die englischen und französischen Packetboote nehmen 250 Pesos, die Neu-Yorker 100, und für einen Passagier der Steerage, ohne Beköstigung, 50.

Wenn man von der Bevölkerung von Vera-Cruz spricht, so darf man neben den Menschen einige Thierarten nicht vergessen, als da sind die Geierart Zopilotes (mexicanisch zopilotl), Aasgeier von schwarzer Farbe, die in Schaaren die Häuser bedecken und um sie herumfliegen und die Nacht zu Hunderten auf den Kirchdächern zubringen, wohlthätige Thiere, welche die Gesundheitspolizei versehen, und, mit den Hunden gut Freund, die Straßen säubern und auch die Umgegend von den Leichnamen gefallener Pferde und Maulthiere befreien. Ferner die Garilanes, die oft, in Reihe und Glied, eine Wanderung nach dem Castell und von da zurück, unternehmen; und endlich die vielen quälenden Insekten, die hier ganz eingebürgert und von allen Arten vorhanden sind. Die bekannten Moskiten nöthigen die Einwohner ein Netz über ihr Bett zu spannen; der Wuth der schlafraubenden Flöhe, die besonders die Beine zerfleischen, kann man sich durch gar nichts erwehren und zuletzt hängt sich einem vielleicht noch der Zancudo an, saugt sich mit dem Rüssel in die Haut, besonders in die Arme ein und schwillt zu einer kleinen Blutkugel auf.

Diese vielgeplagte Stadt hat nun noch einen vollkommenen Mangel an trinkbarem Wasser. Wasser findet man zwar überall auf 6 Fuß in dem Sandboden; da es aber von den in der

Nähe liegenden Moräften kommt, so taugt es nicht einmal zum Waschen; doch gibt es einige Brunnen in der Stadt, welche die gemeinen Leute benutzen, ein solcher ist in dem Meson del Cosso, wo man das Vieh tränkt. Noch bedient man sich des Wassers aus der Zauja de Moganos, welches etwas besser ist als das der Brunnen und dann wird aus dem Rio de Tenoya Flußwasser geschöpft und auf Maulthieren und Eseln in kleinen Fässern zur Stadt gebracht und verkauft, den Eimer zu 1 Madio, welches ziemlich gut schmeckt, aber in zwei Tagen in Fäulniß übergeht. Von größter Wichtigkeit sind die Cisternen, in welchen das Regenwasser gesammelt wird, ihre Anzahl ist nicht unbedeutend, sie stehen aber nur den Reichen zu Gebote und sind meist schlechte Löcher, wenn man die im Franciskanerkloster ausnimmt und besonders die im Fort, aus denen aber nur Militärpersonen Wasser bekommen.

Man hat den Mangel an guten Wasser und den Gebrauch des schlechten für einen Hauptgrund der Ungesundheit von Vera-Cruz gehalten, und wohl nicht mit Unrecht; man versuchte deshalb den Fluß Xamapa in die Stadt zu leiten; allein nach großen Geldausgaben mußte der fehlerhaft begonnene Versuch wieder aufgegeben werden. Der Bau ging denselben Gang, welchen alle dortigen Unternehmungen gegangen sind; unregelmäßig entworfen, kraft und willenlos ausgeführt, kam der Plan zu keinem Ziel. Im Jahre 1704 bekam der königliche Ingenieur den Befehl, jenen Fluß mit der Stadt in Verbindung zu setzen, er fand sich aber in dieser bedenklichen Luft nicht wohl und entschuldigte sich mit der Unthunlichkeit. Im Jahre 1756 wurde die Sache von Neuem berathen; die Kosten wurden auf eine halbe Million Pesos angeschlagen; für 360,000 Pesos baute man 3500 Fuß über dem Dorfe Xamapa einen Damm, der jetzt zur Hälfte wieder zerstört ist; die Einwohner mußten jährlich 36,000 Pesos Steuer auf Mehl geben und man mauerte eine Wasserleitung von 2850 Fuß Länge; noch blieben aber 73,000 Fuß zur Stadt, im Jahr 1795 nivellirte man erst und fand, daß man die Wasserleitung zu hoch und um 24,000 Fuß zu weit ab angelegt hatte. Statt dieses wirklich ungeheueren Unternehmens hätte

man ein Dutzend tüchtiger Cisternen anlegen sollen und wie wenig Geld würden diese gekostet haben! Zu gleicher Zeit ist wohl zu bedenken, was für eine Wichtigkeit für die Stadt, für den Fall einer Belagerung, von der Landseite, hinlängliche Cisternen haben und wie es, bei dem Mangel an solchen, mit der Haltbarkeit des Platzes aussieht.

Was die Umgebung der Stadt betrifft, so vervollständigt diese eine reine Sandwüste, in der die Winde sogar die Spur der Wege augenblicklich verwehen, jenes Bild des Todes, das in diesem Orte einem in mehrfacher Gestalt entgegenblickt; wäre nicht der imposante Anblick der See und tauchte nicht dann und wann die reicheres Leben versprechende Cordillerenkette vor dem mißmuthigen Blicke auf, so wäre dieser Ort der unglückseligste zu nennen, den es geben könnte. Nur am Südende der Stadt schließt sich an den mit Bänken versehenen (sonst übrigens in keiner Beziehung erwähnungswerthen) Paséo ein kleines Gehölz an, welches der einzige Promenadeplatz ist, den man haben kann; mitten hindurch führt ein Weg, der aber allmälig in tiefen Sand übergeht, nach einer kleinen Stunde kommt man zu einem Fortin, mit einer Casematte daneben, von wo aus man eine herrliche Aussicht auf die Stadt und den Hafen genießt. Weiter hin folgen Moräste, besonders zwischen der Stadt und dem Aroyodel Gavilan, wie die Cianaga Boticaria, der Arjona, Laguna de la Hormiga, el Espartal, la Tembladera. Dicht bei der Stadt ist der Sand festgetreten, aber die vom Winde gebildeten 25—48 Fuß hohen Sandhügel, Meganos genannt, die sich wie Mauern um die Stadt lagern, verändern alle Augenblick die Gegend. Ob nun auch in einiger Entfernung Vegetation eintritt und sich Gehölz anschließt, so bleibt doch der Boden tiefer, ermüdender Sand, so auf der Straße nach Orizaba wie auf der nach Santa Fé; auf beiden kommt man nach 1½ Stunden in den Wald, der sich, mit weniger Unterbrechung, bis Jalapa und Orizaba hinzieht; gegen die Stadt zu ist der Weg nur hin und wieder durch die traurigen Gerippe gefallener Maulthiere und große Felsen bezeichnet. Wenn man aus dem Innern auf Vera-Cruz zukommt, wird

man bei dem Heraustreten aus den bis dicht an die Stadt sich erstreckenden Sandhügeln mit einem Male durch den herrlichen Anblick der ganz nahe vor Einem liegenden Stadt und des großartigen Meeres auf eine höchst angenehme Weise überrascht.

Der Hafen von Vera-Cruz, obgleich der beste auf der ganzen Ostküste, ist vielleicht einer der schlechtesten in der Welt, indem er eine Menge von Klippen und Sandbänken und einen unsichern Ankergrund hat und gerade gegen die gefährlichsten und stärksten Winde, die Nordwinde, keinen Schutz darbietet: er ist, um uns der Vergleichung der Soldaten des Cortes zu bedienen, eine Tasche, die sich zwischen Inseln und Sandbänke nach Nordwest öffnet. An der Stelle, wo Vera-Cruz liegt, bildet die Küste einen vorspringenden Bogen, hinter welchem sie sich wieder nach Süden und Norden zurückzieht, die Einbiegung nach S., Alvarado zu, heißt die Pampanos-Bai, in die ein kleines Flüßchen mündet; an einer zweiten Bucht, etwas südlicher, liegt die Punta de Mocambo. Die Einbiegung nach Norden heißt die Vergara-Bai, die das Flüßchen gleiches Namens aufnimmt; weiterhin tritt das Ufer wieder mehr in die See hervor; die äußerste Spitze hier nennen die Engländer den Bluff-point; etwas nördlich davon ist die Punta gorda. Fünfhundert bis achthundert Fuß von der Küste ist das Meer überall seicht; unmittelbar vor der Stadt lagert sich eine Reihe von Sandbänken (shoals) und weiter seewärts sind links und rechts Felsen, zwischen denen nur der Mitte der Stadt und dem Molo gegenüber ein Durchgang, mit Sandboden frei bleibt. Noch mehr östlich der Stadt gerade gegenüber, etwas breiter als sie, liegt die große Bank von Gallega, auf deren nordwestlicher Ecke, der nördlichen Hälfte der Stadt gerade gegenüber das Fort San Juan de Ulúa sich erhebt; den nordwestlichsten Punkt der Bank nennen die englischen Seefahrer Soldier's Point. Westlich von der großen Bank folgt die Bank Galleguilla und südwestlich von ihr die nur wenig über dem Wasser sichtbare Bank Blanquilla, in gerader Linie mit dem Westende der Gallega nach Süden die Bank la Lavandera und südwestlich von dieser die Hornos-Spitze. Geht man von der Spitze Mocambo

gerade nach Osten, so folgen auf einander die Bank und Insel Sacrificios, daneben nach Norden eine Untiefe, die Bank Arecife del medio, die Bank und Insel Isla verde und die Bank Anegada de dentro. Der beste Ankerplatz befindet sich zwischen Ulua, der Stadt und der Lavandera, wo auch alle Schiffe beisammen liegen; mehr nach dem Eingange zu die mexikanischen Kriegsschiffe, dahinter die nordamerikanischen, englischen und französischen Paketboote und Handelsschiffe, nebst den vielen kleinen mexikanischen Schoonern, welche die Küsten, besonders nach Süden, befahren, die englischen Fregatten, deren immer eine oder zwei stationirt sind, ankern gewöhnlich zwischen Sacrificios und dem festen Lande, in ehrfurchtgebietender Ferne. Das Einlaufen in den Hafen muß mit großer Behutsamkeit geschehen, um so mehr als die Lootsen gerade bei stürmischem Wetter sich der Schiffe nicht annehmen, sondern sich gern damit begnügen, ihren Lauf vom Molo aus mit dem Fernrohre zu beobachten; es sind ihrer nur zwei, sie gehören zum Personal des Hafenamts und werden nicht bezahlt; am Abend begeben sie sich ans Land, weil sie die Pflicht haben, dem Hafenkommandanten über Alles Bericht zu erstatten. Bei eintretendem Sturme laufen selbst die Schiffe vor Anker die größte Gefahr.

Für den Hafen und die Stadt hat das mit großem Kostenaufwande kühn in das Meer hinein gebaute Castell San Juan de Ulua die größte Wichtigkeit. Es liegt [illegible] Schritte von der Stadt, wie schon gesagt, auf der nordwestlichen Ecke der großen Bank la Gallega. Der Name Ulua ist aus dem Mexikanischen und hat folgenden Ursprung. Es war gerade der Johannistag, als Juan de Grijalva im Jahr 1518 auf der kleinen, oft vom Meere überschwemmten Sandinsel landete, und so gab er ihr den Namen des Heiligen, zugleich seinen eigenen, San Juan; er fand daselbst zwei frisch geopferte Leichname und durch Zeichen fragte er die Indianer nach der Ursache des Opfers, worauf diese mit den Worten: Acolhua, Acolhua (der Name der Bewohner des mexikanischen Thals), nach Westen zeigten, indem sie damit andeuten wollten, es sei auf einen Befehl von

dorther geschehen; dieß Wort verstümmelten die Spanier in Ulua (es darf also weder Ullua noch Uloa geschrieben werden) und nannten die Insel, zum Unterschiede von San Juan de Puerto Rico, San Juan de Ulua. Das Fort ist geräumig, führt 366 Kanonen und Mörser, enthält ein Zeughaus, einen Waffensaal, schöne Wohnungen für 1000 Mann Besatzung (gewöhnlich zählt diese nur 600 Mann), außerdem Hütten für Handwerker und die sogenannten Vamheros del Castillo, die hier ihre Buden aufgeschlagen haben. Viele von diesen, wie von der Garnison, begeben sich am Sonntag zur Messe und zu Vergnügungen, in die Stadt und kehren am Montag früh, von ihrem Rausche hergestellt, Männer und Weiber in bunten Gemisch, in einem großen Boote nach dem Castell zurück. Die quadratförmigen Festungswerke nehmen sich in der Ferne als ein hübsches, regelmäßiges Ganzes sehr vortheilhaft aus, weniger in der Nähe, wo die Spuren der letzten Belagerung zum Vorschein kommen, da an ein Ausbessern nicht zu denken ist. Den Mittelpunkt bildet eine Sternschanze; rings herum, von dem Innern durch einen Canal ohne Brücke getrennt, lauft ein Wall mit zwei Eingängen, von Norden nach Süden. Die Ostflanke hat eine besondere Vormauer mit Thor; eine unterirdische Verbindung mit der Stadt ist nicht vorhanden. Am westlichen Ende der nördlichen Flanke, auf einem viereckigen Aufsatz, steht der grüne Leuchtthurm; der Bau desselben hat das Consulat 120,000 Pesos gekostet, man findet aber selten für gut, Feuer auf ihm zu unterhalten. Auf der Westseite und etwas nach Norden sind unten an der äußern Mauer große eiserne Ringe angebracht, deren sich manchmal die Schiffe bedienen, um nicht von Anker getrieben zu werden. Am südlichen Ende dieser westlichen Flanke erhebt sich über die äußere Mauer eine innere mit Bastei und Thurme, an der südlichen Flanke ist eine Palisadenreihe, über die ein Haus emporragt.

Bewohnt ist auch die Insel de los Sacrificios. Wie in San Juan de Ulua waren es auch hier die Menschenopfer, welche den Spaniern bei ihrer Ankunft auffielen: daher der Name der Insel, denn Grijalva sah hier 6—7 zerstückte Leichname

auf den Stufen eines mit einem schrecklichen Götzen ausgeschmückten Tempels liegen. Sie ist ein Sandhügel, von einer halben englischen Meile Länge und enthält einige ärmliche Hütten von Indianern, die etwas Getreide bauen, einige Ruinen aus dem Alterthume und Festungswerke.

Wenn man auf den Hafen zuschifft, sieht man die nördliche, beim Herumbiegen die westliche Flanke des Castells, rechts die Kuppeln der Stadt. Links sieht man eine große Brandung, nachher schwarze Flecken am Saume derselben, es ist die Bank Gallega; die Brandung ist gleich stark auf beiden Seiten der Bank, auch bei Sacrificios; hoch spritzt der Schaum.

Dicht bei der Stadt, im Süden, sieht man eine zerstörte Schanze, dann einen grünen Plan mit wenigen Häusern, vor welchen man Pferde weiden läßt; dann kommt ein schönes großes Haus, mit rundem Aufsatz, oben mit einem Knopfe, rothgelb angestrichen; dabei liegt wieder eine Schanze, die auch ziemlich ruinirt ist, mit Sandhaufen vor der Fronte und dabei das Fort Santiago. Hier schließt sich die Mauer an und zieht sich vor der ganzen Stadt hin. Die Stadt scheint ganz und gar keine Breite zu haben und nur aus einer einzigen Häuserreihe zu bestehen; doch blickt man an mehreren Stellen in die Querstraßen hinein, besonders nach Norden, wo man den Molo bemerkt, der von Kaufleuten, Indianern und Soldaten wimmelt. Weiter gegen Norden erscheint, an Haufen von Pferden, Maulthieren und Reitern erkennbar, das Ufer entlang, die Straße nach Jalapa; unmittelbar am Ufer selbst, auf der Süd- wie auf der Nordseite, überall nichts als Sand, der sich bis mitten in die Stadt hinein erstreckt und die Häuser und Thürme überragt. Hin und wieder etwas gefärbter Wasen, wie Heide, selten etwas Busch. Im Meere immer Trümmer gestrandeter Schiffe, die wenigen Spuren von Grün entschädigen das Auge nicht für den Anblick einer unermeßlichen Sandwüste, und nur, wenn bei hellem Wetter über der Stelle, wo nach Norden die Küste mehr an das Fort hinangeht, sich in heiterer Bläue die Cordillerenkette mit dem Pic von Orizaba und dem Koffer von

Perota, zeigt, faßt das ängstliche Gemüth frische Hoffnung für die auf jener Hochebene zu genießende Entschädigung; diesen schönen Genuß kann man gewöhnlich nur des Morgens haben. Dann zeigt sich auch im Süden der 4 Leguas von der Küste entfernte Vulcan von Tuxtla, der hoch über die Sierra de San Martin hinwegschaut. Das häufige Läuten der vielen Glocken wird man, je nach dem Winde, an einem Tage zum Ueberdruß, am andern gar nicht vernehmen. Bei Nacht wird die Stelle der Stadt bezeichnet durch eine Reihe von 16—20 Laternen, die in der Dunkelheit wie aus dem Wasser hervorzutauchen scheinen. — In den Monaten Februar bis April wird man manchmal des Abends durch den Anblick von Feuern überrascht, die am Horizonte aufleuchten; es ist das Maisstroh auf den Feldern, welches für die Saatzeit verbrannt wird und zum Düngen dient; oft greift es weit um sich und man muß oft mitten zwischen den Flammen, wenn der Weg gerade zwischen zwei brennenden Feldern durch geht, mit Noth durchreiten. Auch fragt man sich wohl, warum aus den Häusern kein Rauch zu bemerken sei? Dieß kommt daher, daß man im ganzen Lande Kohlen brennt. Um 8 Uhr Morgens und um 5 Uhr Abends läßt sich die militärische Musik hören (tocara la lista), Trompeten, Hörner, Trommeln; man spielt den Nationalmarsch. Darauf wird eine Kanone ersten Ranges gelöst, deren starker Donner auf weite Entfernungen gehört wird und dem Lande die Wachsamkeit der republikanischen Waffen beurkundet, so wie dieß um 8 Uhr Abends geschehen ist, schlagen die Glocken im Fort alle 5 Minuten und eben so oft hört man die Wachen einander zurufen. Am Sonntage weht die dreifarbige mexikanische Flagge auf dem Fort Santiago der Stadt und auf dem am Südende der westlichen Flanke des Castells befindlichen Thurme.

Sobald ein Schiff im Hafen Anker geworfen hat (zu signalisiren braucht es nicht, denn es gibt hier weder Sanitätspolizei noch Quarantäne), so erscheint in einem Boote mit mexikanischer Flagge der Capitän del Puerto mit einem Dolmetscher (der spanisch, französisch und englisch versteht) und einem Official de Correo und revidirt die Päße. Gleich darauf kommt

der Zolloffiziant an Bord und wacht über Alles; an Sonn- und Festtagen hat er die Erlaubniß von Bord zu gehen, doch verschließt er den Schiffsraum. Wenn man das Schiff verläßt, landet man auf dem Molo und tritt durch das Wasserthor in die Stadt; im Thore befindet sich gleich rechts der Douanenposten, wo dem Reisenden die Effecten durchsucht werden; hat er zollbare Sachen bei sich, so wird er mit ihnen nach der Stadtdouane, auf der Plaza mayor, geführt. Wenn man seine Reise ins Innere antritt, so versäume man ja nicht, sich in Vera-Cruz vom Commandanten eine licencia de armas auszuwirken, wie man sie auf allen Reisen in Mexiko haben muß, weil sonst jeder Zollbeamte Einem die Waffen abnehmen kann. Ebenso muß man sich eine Guia für seine Baarschaft verschaffen, worauf man, außer 250 Pesos, die gut gethan werden, 4½ Procent zahlen muß, wenn man das Land verläßt; alles nicht angegebene Geld kann jeder Officiant (Leute, die sich mit dem Zählen desselben gerne beschäftigen) sofort wegnehmen. Wenn man aus dem Innern in Vera-Cruz ankommt, so muß man am Thore die Waffen an die Wache abliefern, kann sie aber darauf sogleich, gegen Vorzeigung der Licencia, wieder ausbitten; die Effecten muß man nach der Douane bringen und da durchsehen lassen. Vor der Abreise aus Mexiko hat man seinen Paß in Vera-Cruz gleichfalls visiren zu lassen und Guias für seine Sachen in der Douane zu lösen; denn wenn man sich einschifft, wird alles Gepäck von der Zollwache im Wasserthore, auf offener Straße durchgesehen und das Geld nachgezählt; kurz vor der Abfahrt stellt sich der Hafencapitän noch einmal an Bord ein und untersucht die Richtigkeit der Pässe. Die mexikanische Regierung nimmt sich der Briefbeförderung zur See nicht an, sondern überläßt dieß Geschäft fremden Packetbooten, sie erhebt aber eine starke Abgabe von abgehenden Briefen, daher man sowohl Briefe, die man selbst mitnimmt, als auch solche, die man von Bekannten zur Zusteckung an den Capitän oft zu großen Haufen bekommt, wohl verbergen muß.

Die Plagen von Vera-Cruz, die diesen Ort zu dem gefährlichsten in der Welt machen, sind die Nordstürme und das gelbe

Fieber, jene vom October bis März, dieses vom März bis October, so daß das Jahr sich zwischen dieser doppelten Gefahr theilt und der Fremde immer eine von beiden, oft beide, zu fürchten hat. Die Nordwestwinde (**Nortes**) halten in jener Jahreszeit 3—4, auch 10—12 Tage an; im September und October sind sie selten, am Stärksten im März, seltener wehen sie vom Mai bis August und heißen dann **Nortes del hueso colorada.** Man läßt sich indeß lieber diese Winde gefallen, als daß man in der Jahreszeit des Fiebers reis't, so daß fast jeder Fremde, mag er kommen oder gehen, sei es unter Segel oder Anker, oder daß er auf die Abfahrt wartet, ihre Gewalt erfährt. Sehr oft trifft es sich, daß sie das Schiff überraschen, wenn es dem Einlaufen in den Hafen nahe ist, worauf gleich umgekehrt und die hohe See oft für eine lange Zeit gesucht werden muß, ein Schicksal, dessen sich die Mehrzahl der Reisenden zu getrösten hat, am Meisten haben jedoch die Schiffe im Hafen selbst sich davor zu fürchten; man liegt deshalb gewöhnlich unter 2 bis 3 Ankern, man befestigt die Schiffe durch Taue an den Ringen des Castells, und dennoch werden sie oft, mit Verlust der Anker fortgetrieben, gerathen in den Canal zwischen Sacrificios und Isla Verde und von da in 24 Stunden nach Campeche, wenn sie nicht gar an der Küste in Trümmer gehen.

Starke Hitze, Windstille und Wetterleuchten am Abend, was in Vera-Cruz sehr häufig ist, sind die gewöhnlichen Vorboten; das Quecksilber wird unruhig, ein sanfter Landwind (**terral**) von WNW. setzt sich an, dann folgt ein starker Tropenwind, zuerst aus NO., dann aus S.; die Hitze steigt immer mehr, Steine und Holz werden naß, die Gipfel des Orizaba, der Sierra von Villa Rica, und besonders von San Martin, verlieren ihren ewigen Nebel, dagegen hüllt sich ihr Fuß in Dünste ein; es folgt eine vollkommene Windstille, dann plötzlich bricht der Sturm los, wüthet stoßweiße, wie alle Stürme; die Häuser der Stadt beben, man kann nur mit Mühe sich auf der Straße aufrecht halten; die Brandung wächst furchtbar, die Wellen schlagen durch die Schießscharten und über die

Mauer in die Stadt, in und hinter der Stadt weht dichter Staub und ungeheure Sandsäulen kommen in Bewegung; dabei ist der Himmel oft klarer Sonnenschein, nur einzelne, scharf gestrichene Wolken zeigen sich; eine zerrissene Scene bietet sich vom Hafen aus dar; das Rauschen des Windes, und das Brausen der Brandung und der Wellen, und das Schwanken des Schiffes, für dessen Schicksal man jeden Augenblick besorgt sein muß, vermehren in der Finsterniß der Nacht die Schrecken der Elemente. An solchen Tagen sind die Fahrzeuge von aller Verbindung mit der Stadt abgeschnitten, kein Mensch kann auf dem Molo bleiben, kein Boot kann es wagen auszulaufen und wenn es doch geschieht, so warnen dagegen täglich Unglücksfälle, da Schiffe scheiterten, oder sich im Augenblick mit Wasser füllten und untersanken. Springt der Wind durch Süd in Ost über, so hält der Sturm an, springt er aber durch Nordost in Ost, so setzt er sich in einen schönen Tropenwind (fine breeze) um.

Uebrigens bringt diese Plage die Erleichterung einer größeren, des Fiebers; die Luft wird gereinigt und abgekühlt, und das Fieber, wenn es bereits eingetreten ist, läßt für mehrere Tage nach. Die Hitze ist in dieser Meeresniederung, in dieser Sandebene, wo die Temperatur der Meganos auf 48—50° Reaum. steigt, oft unerträglich. Auf die hier residirenden Europäer äußert sich ihre Wirkung zunächst darin, daß sie alle Farbe verlieren. Das schlechte Wasser und die durch die nahen Moräste, die bei den Eingebornen auch Wechselfieber erzeugen, verpestete Luft sind nur Nebenursachen des gelben Fiebers oder schwarzen Erbrechens (**vomito prieto, the black vomit**); hauptsächlich ist es der schnelle Wechsel der Temperatur, welcher die Krankheit zwischen der Mündung des Flusses Antigua und Vera-Cruz einheimisch macht; sie fängt an mit 24°, im Februar, doch da noch sehr schwach und wächst fortwährend, bis sie im September und October ihre größte Stärke erreicht; in diesen Monaten herrscht zwar nicht mehr die größte Hitze, aber die Hitze wirkt da erst vereint mit der durch die Regen vom Juni bis September angefeuchteten Atmosphäre; im November, December und Januar, dem kältesten Monate, ist die Stadt dagegen

fast ganz frei; doch sind in diesem Punkte nicht alle Jahre gleich. Für den zur See Ankommenden vermindert sich wegen der nur allmäligen Zunahme der Hitze auf der Fahrt nach Süden die Gefahr, die für den schnell von dem kälteren Plateau Herabsteigenden zunimmt, während sie für die, welche in Vera-Cruz geblieben und immer geblieben sind, ganz verschwindet. Die Krankheit befällt nur die Auswärtigen; Strapazen, Furcht und Niedergeschlagenheit tragen sehr zur Beförderung des Uebels bei; so auch die faulen Dünste, welche die bald von der Sonne durchglühten, bald vom Regen aufgeweichten Moräste aus ihrem von todten Insekten und Vegetabilien aufgährenden Schooße entsenden; und endlich die Hemmung des Luftzuges durch die Stadtmauer und die Meganos und das häufige Zusammendrängen vieler Menschen in kleinen Häusern. Sonderbar, daß die Krankheit das weibliche Geschlecht weit weniger hart anläßt. Eis und kühles Trinken, Räuchern mit acetum muriaticum oxygenatum im Schiffe und Zimmer sind räthliche Vorsichtsmaßregeln, allein auch diese wollen nicht viel heißen: ein Aufenthalt von einigen Stunden kann tödtlich sein: daher muß, wer kommt, nur im Fluge durch die Stadt eilen, wer geht, so lange am am Bord bleiben, bis Alles zur Abreise in Bereitschaft ist und die Abfahrt in Santa Fè oder Medellin erwarten, wenn man sich nicht lieber kühn auf sein Geschick verlassen will. Reisen bei Nacht ist keine Vorkehrung. Ansteckend ist die Krankheit nicht, die innere Constitution des Menschen in Collision mit der Oertlichkeit bringt sie unabhängig hervor; wer sie einmal überstanden hat, bekommt sie gewöhnlich nicht wieder. Kopfschmerzen, Schwäche in den Lenden und Knieen und um die Augen, das Sichgelbfärben des Sternes sind die ersten Symptome, am zweiten Tage bricht oft die Krankheit schon mit ganzer Gewalt los und am dritten ist man vielleicht eine Leiche; gewöhnlich dauert sie 6—7 Tage. Der Krankheitsstoff erstreckt sich nur auf die Nähe von Vera-Cruz; die Hacienda del Encero, 2050 Fuß hoch über dem Meere, bildet die Gränze; doch bricht sie oft erst in Jalapa aus. Viele sterben auf dem Wege dahin, im Dorfe de la Angua, in der Hacienda del Muerto, in la Rinconada, oder

Gorda. Obgleich keine radicale*) Heilmethode bekannt ist, so werden doch durch zeitige Hilfe Manche noch gerettet; in dem Hospital San Juan stirbt im Durchschnitt 1/5, in dem von Loreto 1/7; ohne Hilfe ist aber das Aufkommen bedenklich. Die größte Sterblichkeit zeigt sich unter den aus dem Innern anlangenden Maulthiertreibern, Soldaten und Presidiaros; von diesen sterben zuweilen 5/6, daher Arrieros im Sommer ungern hergehen und sich theuer bezahlen lassen. Wer es immer möglich machen kann, vertauscht während der Fieberzeit den Aufenthalt in Vera-Cruz mit dem in Jalapa: so der Gouverneur des Staats, der Commandant, früher der spanische Intendant. Aus demselben Grunde hat auch der Congreß des Staates immerwährend seinen Sitz in Jalapa.

Zum Handel ist Vera-Cruz sehr gut gelegen, leider aber muß, wenn der Handel bedeutend werden soll, zuvörderst im spanischen Amerika Manches anders werden als es jetzt ist — und dieser Zeitpunkt dürfte noch ziemlich fern sein; die Schlechtigkeit des Hafens wird aber nie aufhören ein Uebelstand zu sein, sollte auch ein anderer Uebelstand, der Mangel an guten Straßen und Wasserverbindungen mit jenem Zeitpunkt beseitigt werden. Demungeachtet war Vera-Cruz immer der erste Handelsplatz von Mexiko und wird es wahrscheinlich bleiben, wie gering auch die Bedeutung dieses Namens factisch ausfallen mag, da man auf der Rhede gegenwärtig in der Regel kaum auf 12 Handelsschiffe rechnen kann, während in der spanischen Periode jährlich 400 anlangten. Die Ausfuhr betrug unter der spanischen Regierung 25 Millionen, die Einfuhr 15 Millionen Pesos. Der Gang des alten Großhandels war sehr einfach: die mexikanischen Erzeugnisse wurden in Vera-Cruz aufgeschichtet, eben dahin wurden die mit der Manila-Galeere angekommenen

---

*) Quecksilber und Chinarinde helfen nichts, dagegen wird empfohlen, stündlich 100 Tropfen Schwefeläther mit 10 Tropfen Opium zu nehmen und von den einheimischen Aerzten werden große Dosen von Oel mit Glück angewandt.

fast ganz frei; doch sind in diesem Punkte nicht alle Jahre gleich. Für den zur See Ankommenden vermindert sich wegen der nur allmäligen Zunahme der Hitze auf der Fahrt nach Süden die Gefahr, die für den schnell von dem kälteren Plateau Herabsteigenden zunimmt, während sie für die, welche in Vera-Cruz geblieben und immer geblieben sind, ganz verschwindet. Die Krankheit befällt nur die Auswärtigen; Strapazen, Furcht und Niedergeschlagenheit tragen sehr zur Beförderung des Uebels bei; so auch die faulen Dünste, welche die bald von der Sonne durchglühten, bald vom Regen aufgeweichten Moräste aus ihrem von todten Insekten und Vegetabilien aufgährenden Schooße entsenden; und endlich die Hemmung des Luftzuges durch die Stadtmauer und die Meganos und das häufige Zusammendrängen vieler Menschen in kleinen Häusern. Sonderbar, daß die Krankheit das weibliche Geschlecht weit weniger hart anläßt. Eis und kühles Trinken, Räuchern mit acetum muriaticum oxygenatum im Schiffe und Zimmer sind räthliche Vorsichtsmaßregeln, allein auch diese wollen nicht viel heißen: ein Aufenthalt von einigen Stunden kann tödtlich sein: daher muß, wer kommt, nur im Fluge durch die Stadt eilen, wer geht, so lange am am Bord bleiben, bis Alles zur Abreise in Bereitschaft ist und die Abfahrt in Santa Fè oder Medellin erwarten, wenn man sich nicht lieber kühn auf sein Geschick verlassen will, Reisen bei Nacht ist keine Vorkehrung. Ansteckend ist die Krankheit nicht, die innere Constitution des Menschen in Collision mit der Oertlichkeit bringt sie unabhängig hervor; wer sie einmal überstanden hat, bekommt sie gewöhnlich nicht wieder. Kopfschmerzen, Schwäche in den Lenden und Knieen und um die Augen, das Sichgelbfärben des Sternes sind die ersten Symptome, am zweiten Tage bricht oft die Krankheit schon mit ganzer Gewalt los und am dritten ist man vielleicht eine Leiche; gewöhnlich dauert sie 6—7 Tage. Der Krankheitsstoff erstreckt sich nur auf die Nähe von Vera-Cruz; die Hacienda del Encero, 2050 Fuß hoch über dem Meere, bildet die Gränze; doch bricht sie oft erst in Jalapa aus. Viele sterben auf dem Wege dahin, im Dorfe de la Antigua, in der Hacienda del Muerto, in la Rinconada, oder

Gordo. Obgleich keine radicale*) Heilmethode bekannt ist, so werden doch durch zeitige Hilfe Manche noch gerettet; in dem Hospital San Juan stirbt im Durchschnitt $^{1}/_{8}$, in dem von Loreto $^{1}/_{7}$; ohne Hilfe ist aber das Aufkommen bedenklich. Die größte Sterblichkeit zeigt sich unter den aus dem Innern anlangenden Maulthiertreibern, Soldaten und Presidiaros; von diesen sterben zuweilen $^{5}/_{6}$, daher Arrieros im Sommer ungern hergehen und sich theuer bezahlen lassen. Wer es immer möglich machen kann, vertauscht während der Fieberzeit den Aufenthalt in Vera-Cruz mit dem in Jalapa: so der Gouverneur des Staats, der Commandant, früher der spanische Intendant. Aus demselben Grunde hat auch der Congreß des Staates immerwährend seinen Sitz in Jalapa.

Zum Handel ist Vera-Cruz sehr gut gelegen, leider aber muß, wenn der Handel bedeutend werden soll, zuvörderst im spanischen Amerika Manches anders werden als es jetzt ist — und dieser Zeitpunkt dürfte noch ziemlich fern sein; die Schlechtigkeit des Hafens wird aber nie aufhören ein Uebelstand zu sein, sollte auch ein anderer Uebelstand, der Mangel an guten Straßen und Wasserverbindungen mit jenem Zeitpunkt beseitigt werden. Demungeachtet war Vera-Cruz immer der erste Handelsplatz von Mexiko und wird es wahrscheinlich bleiben, wie gering auch die Bedeutung dieses Namens factisch ausfallen mag, da man auf der Rhede gegenwärtig in der Regel kaum auf 12 Handelsschiffe rechnen kann, während in der spanischen Periode jährlich 500 anlangten. Die Ausfuhr betrug unter der spanischen Regierung 25 Millionen, die Einfuhr 15 Millionen Pesos. Der Gang des alten Großhandels war sehr einfach: die mexikanischen Erzeugnisse wurden in Vera-Cruz aufgeschichtet, eben dahin wurden die mit der Manila-Galeere angekommenen

*) Quecksilber und Chinarinde helfen nichts, dagegen wird empfohlen, stündlich 100 Tropfen Schwefeläther mit 50 Tropfen Opium zu nehmen und von den einheimischen Aerzten werden große Dosen von Oel mit Glück angewandt.

rig, als gefährlich. Wir steuerten, von einem leisen Nordwinde begünstigt, in der Richtung des Leuchtthurmes von San Juan d'Ulloa dem Hafen zu. Die Augen waren mir in der lauen Wärme des Abends halb zugefallen und ich blinzelte nach den fernen Lichtern der Stadt und des Forts, als plötzlich ein Rufen und Schreien an mein Ohr drang. Capitän und Matrosen stürzten an das Steuerruder, um die Richtung unserer leichten Goelette zu verändern. Alsbald war die Ruhe wieder hergestellt, und ich überließ mich von Neuem meinem träumerischen Hinstarren, ohne viel auf einen alten Matrosen zu achten, der an meiner Seite saß und mir, noch zitternd, den weißen Schaum zeigte, der sich um die Felsen kräuselte, die wir eben gestreift hatten. Nachdem alle Gefahr überstanden war, legten wir zwischen der Stadt und dem Fort San Juan vor Anker. Es war nach zehn Uhr; der Nordwind, der, wenn er heftig ist, an dieser Küste so viele Schiffbrüche herbeiführt, zumal dieselbe nur wenig Ankerplätze bietet, erhob sich mit aller Gewalt, und der Sand, den er am Strande aufwühlte, verdunkelte die Luft. San Juan d'Ulloa, das von Zeit zu Zeit vom Leuchtthurme aus erhellt wurde, gewährte einen fremdartigen und erhabenen Anblick. Die Steinmassen der Festungswerke, die bald schwarz und grausig, bald hell von dem schwankenden Lichte erleuchtet waren, sahen ganz märchenhaft aus. Die Stadt, die sich in der Ferne verlor, stellte sich nur als eine lange, oft unterbrochene Linie dar, deren Thürme und Häuser undeutliche Anhaltspunkte für das Auge boten. Der Horizont war begränzt von den hohen Schneebergen des Orizaba.

Am folgenden Morgen kamen Zoll- und Polizei-Beamte an Bord und prüften unsere Papiere mit der größten Genauigkeit, ehe sie uns erlaubten, an's Land zu steigen. Unglücklicher Weise war das Zollhaus an diesem Tage wegen eines Festes geschlossen, und nur mit großer Mühe konnte ich es erlangen, daß meine nöthigsten Effecten visitirt wurden.

Vera-Cruz fällt nur durch die Regelmäßigkeit seiner Straßen auf, die sich sämmtlich in rechten Winkeln schneiden und

gleiche Vierecke bilden. Einige alte, bereits verfallende Klöster, die Dominikanerkirche, deren Styl maurisch ist, und der Regierungspalast, der von Arkaden umgeben wird, sind die einzigen Gebäude, welche die Aufmerksamkeit fesseln. Die Häuser, die meist zwei Stockwerke haben, sind sämmtlich nach einem Plane gebaut. Sie haben einen inneren Hof, und ihre Zimmer öffnen sich auf eine Gallerie, auf die man sich während der Hitze zurückzieht.

Vera-Cruz war vor dreißig Jahren noch ein Haufe elender Holzhütten, die einen Theil des Jahres verlassen waren, deren Besitzer aber jährlich zwanzig Millionen Piaster nach Europa schickten, während ihre Comptoire noch beinahe eben so viel bargen. Jetzt, nun sich alles verschönert hat und in den Comptoiren ein gewisser Luxus herrscht, sind jene schmutzigen und häßlichen Hütten verschwunden, in denen die Gold- und Silberbarren zirkulirten, und haben eleganten Häusern Platz gemacht, in denen man fallirt aus Mangel an Geschäften. Der Uebergang von der Sklaverei zur Freiheit war zu jäh in Mexiko, und darum hat es noch keine feste politische Form gewinnen können und treibt in diesem Schwanken die Elemente seines Glückes auf. Seit dreißig Jahren kämpft dieses Land mit den Fehlern seiner Organisation. Die Bürgerkriege haben nicht nur die Bevölkerung vermindert, die gegenwärtig auf sieben Millionen reduzirt ist, sondern auch besonders den Acker- und Bergbau paralysirt, so daß Mexiko, arm, von inneren und auswärtigen Schulden gedrückt, alle Lasten großer Nationen, alle Ausgaben einer civilisirten Regierung tragen muß, ohne die Vortheile derselben zu genießen. — Seit dreißig Jahren scheint man in Mexiko zu glauben, daß es genüge, mit den Lenkern des Staates zu wechseln, um die Ursachen des allgemeinen Verfalles zu heben. Aber die bisherigen Präsidenten haben stets diejenigen Mißbräuche begünstigt, die ihre Herrschaft nothwendig machten, und sich wohl gehütet, an den Wurzeln des Uebels zu rütteln. Daher kommt es, daß die bisherigen Revolutionen nur Wechsel der Befehlshaber gewesen sind.

Der Landbau, die Bergwerke und der Handel sind für

Mexiko die einzigen Quellen des Reichthums, und man wird nie durch Prohibitivgesetze eine Industrie schaffen, für die das Land einmal keinen Sinn hat. So lange die mexikanische Regierung durch hohe Steuern die freie Ausfuhr der edlen Metalle beschränken und in dem Wahne verharren wird, daß die inländischen Manufakturen dem Bedürfnisse der Einwohner genügen, so lange kann sich Mexiko aus seiner Noth und Anarchie nicht emporarbeiten. Die Erfahrung zeigt stündlich die Fehler des Prohibitivsystems, und dennoch ist dasselbe populär, und es gibt keinen Menschen im Lande, der nicht das Silber für verloren hielte, das man in den Häfen versendet. Santana benutzte diesen Volksglauben und vermehrte dadurch gründlich das Unglück seiner Mitbürger; aber was hatte das auf sich? Die Menge bedenkt die Zukunft nicht! — Alle, die das Wohl der Republik aufrichtig wünschen, müßten jetzt den Streit über die Form der Verfassung bei Seite setzen und sich vereinigen, die Handhabung der Ordnung, die Sicherung des Eigenthumes und die Beschützung des Handels vor der Willkühr des Monopol-Systems einer regelmäßigen Verwaltung anzuvertrauen. Nur so kann Mexiko zu den natürlichen Grundlagen seines Wohlergehens gelangen und aus dem Reichthume der Minen, der Fruchtbarkeit des Bodens und den mannigfachen Erzeugnissen seiner ungeheueren Ländereien, die nur einer verständigen Bearbeitung bedürfen, den möglichen Nutzen ziehen, nur so wird das Reich, das in Trümmer gefallen ist, ehe es sich gestaltet, sich wieder aufrichten können.

Täglich erscheinen neue Dekrete und neue Gesetze; die Orden und militärischen Ehren sind der Preis einer persönlichen Ergebenheit gegen den jedesmaligen Machthaber; fortwährend werden neue Aemter kreirt, aber nicht die Pünktlichkeit, nur die Verwirrung der Administration durch dieselben vermehrt. Die Staatsausgaben wachsen, ohne daß sich die innere Organisation verbessert. Man denkt nicht daran, für eine bevorstehende Ausgabe zu sparen, sondern macht Anlehen, so oft das Geld fehlt. Der General Santa-Anna (Santana) sorgte für nichts, als daß seine Soldaten regelmäßigen Sold erhielten. Als im November

1843 die Garnison von Vera-Cruz nicht bezahlt wurde und zu murren anfing, streckte der Präsident der Republik zwanzigtausend Piaster zu zwei Prozent monatlichen Zinsen vor und erklärte, sich nach seinem Belieben aus den Zolleinnahmen in Vera-Cruz bezahlt zu machen.

Die Häuser bezahlen einen Miethszins von zehn Prozent; indeß wird über die Steuern keine Generalrechnung geführt, und es wäre auch unmöglich, selbst nur annäherungsweise die Höhe derselben zu bestimmen. Sie scheinen ungeheuer, wenn man bedenkt, daß selbst auf Pferden, Wagen und Dienstboten Auflagen lasten und ein Wagen zu vier Personen monatlich fünf Piaster bezahlt. Von allen diesen Einnahmen gelangt aber nichts bis in den Staatsschatz. Außerdem existirt noch eine sogenannte Kriegssteuer, ein erzwungenes Anlehen, dem alle einheimischen und fremden Kaufleute unterworfen sind. Da die Regierung durch keine gesetzmäßige Beschränkung in ihrer Willkür gehindert wird und der Senat sich noch keinem Präsidenten widersetzt hat, so ist leicht einzusehen, daß die Unsicherheit des Besitzes Handel und Ackerbau lähmen mußte.

Die inländische, seit der Befreiung anerkannte Schuld beträgt 40 Millionen Piaster (50 Millionen Thaler); eine andere inländische, ebenfalls positive, obgleich nicht total anerkannte, die in rückständigen Besoldungen und Pensionen und mehreren freiwilligen und erzwungenen Anlehen besteht, erhebt sich auf eine Summe von 12 Millionen Piaster. Eine Anleihe, die mit 25 Prozent der Zolleinnahme bezahlt wird, beträgt 14, eine andere, zur Einschmelzung der Kupfermünzen 3 Millionen. Hierzu kommen eine auswärtige, sechsprozentige Schuld von 23 Millionen, die aus Anleihen und zum Kapitale geschlagenen Zinsen besteht, und zu deren Bezahlung zwanzig Prozent der Zolleinkünfte von Vera-Cruz verwendet werden, ferner die im September 1842 in London durch die Agenten der Republik ausgegebenen Bons zu acht Millionen, und von gleichem Betrage eine auswärtige Schuld für Lieferungen an die Regierung. Die gesammte Schuldenmasse der Republik beläuft sich also auf die enorme Summe von 131 Millionen Piaster (165 Millionen

Thaler) *). Für 21 Millionen werden 6 Prozent Zinsen entweder bezahlt oder zum Kapitale geschlagen, was eine jährliche Ausgabe von 4 Millionen ausmacht. Sämmtliche Staatsausgaben, die bei den unaufhörlichen Bürgerkriegen fortwährend im Wachsen begriffen sind, betragen vierundzwanzig Millionen jährlich. Die Einkünfte zur Deckung derselben sind folgende: Seezölle 4 Millionen, inländische Zölle an den Gränzen der einzelnen Provinzen 3 Mill., direkte Steuern auf Eigenthum, Patente u. s. w. 1½ Mill., Tabaks-Regal 1 Mill., Posten, Stempeltaxen, Pulververkauf ½ Mill. — Summe der Einnahmen: 10 Millionen, Deficit: 14 Millionen Piaster.

Es ist in Europa schon lange die Frage aufgestellt worden, ob man, um in Mexiko eine regelmäßige Regierung herzustellen, interveniren solle. Aber eine Intervention würde große Opfer an Geld und Menschen erheischen, und ihre Folgen wären schwer vorauszusehen. Man wäre genöthigt, mit großer Strenge zu verfahren, ließe Haß und Demüthigung im fremden Lande zurück und hätte vielleicht doch die Uebel nicht geheilt. Darum haben die auswärtigen Mächte gezögert, sich in die inneren Angelegenheiten Mexiko's zu mischen, obgleich sie gewiß dringende Aufforderung dazu hatten. Den Fremden stand es nämlich nach den vorhandenen Verträgen frei, Detailhandel zu treiben, als ihnen plötzlich am 17 August 1843 durch ein Dekret dieses Recht genommen und sie verpflichtet wurden, sich naturalisiren zu lassen, im Falle sie ihre Geschäfte fortsetzen wollten. Dieses Dekret sollte sechs Monate nach seinem Erscheinen in Wirksamkeit treten. Die Maaßregel traf besonders die wenig begüterten Leute, die keine andere Wahl hatten, als sich entweder durch Aufgeben ihrer Fremdenrechte allen Plackereien einer willkürlichen, schon gegen sie erbitterten Regierung zu unterwerfen, oder ihre Läden zu schließen und die vorhandenen Waaren um jeden Preis zu verkaufen. Die fremden Consuln protestirten energisch, aber der Befehl war einmal gegeben. Alle Fremden,

*) Seitdem ist dieselbe durch mehrere neue Anleihen noch beträchtlich vermehrt worden.

die nicht um Naturalisation eingekommen waren, mußten ihre Magazine räumen, denn sie hatten zu befürchten, in eine Geldstrafe verurtheilt oder in's Gefängniß geworfen zu werden, wenn sie ferner Geschäfte machten.

Alle vernünftigen Leute in Mexiko hatten gleich zu Anfange gegen diese Maaßregel protestirt, aber ohne Erfolg; denn der Einfluß des Diktators war allmächtig. Santana, der, wie gewöhnlich, unüberlegt gehandelt hatte, wollte aus jenem stolzen Eigensinne, den alle unwissenden Menschen besitzen, das Dekret nicht zurücknehmen. Er hoffte übrigens, die Sicherheit, mit der er auftrat, die Art von Herausforderung, die er Europa gegenüber aussprach, werde uns imponiren. Und geschah dies, so war seine Popularität ohne Gleichen; denn er hätte dann als Herr mit den europäischen Mächten geredet und sie zum Gehorsame gezwungen. Wurde aber im Gegentheile Mexiko in einen ungleichen Krieg mit Europa verwickelt, und zu einem demüthigenden Frieden gezwungen, so schob er diesen Schimpf auf die inneren Parteien, seine verborgenen Feinde. In keinem Falle also hätte sich die große Nation über ihren Präsidenten beklagen können. Der General Tornel, der sich bei'm Senate für die Aufrechthaltung des Dekretes durch Waffengewalt ausgesprochen hatte, steht allgemein im Rufe der Feigheit. Als man sich in Mexiko für und gegen Bustamente schlug, war er vollkommen verschwunden. Jetzt aber, da ihn Santana zum Kriegsminister gemacht hatte, würde er bei den Zurüstungen zu einem großen Kriege weit besser seine Rechnung gefunden haben, als in Friedenszeit. Derselbe General Tornel, ein niedriger Schmeichler Santana's, hat bei allen politischen Ereignissen der Republik Partei gegen die Fremden genommen, um sich, wie es scheint, an Allen für die Verachtung zu rächen, die Einzelne von ihnen nicht haben gegen ihn verbergen können. Es ist betrübend, solche Männer einen Einfluß, selbst einen untergeordneten, auf eine Nation üben zu sehen, die, gut geleitet, manche schöne Eigenschaft entwickeln würde. — In Folge einer Protestation, die der englische Gesandte erhoben hatte, weil eine englische Fahne unter den mexikanischen Tro-

phien aufgestellt worden war, wurden die offiziellen Verbindungen zwischen Mexiko und England suspendirt, da man dem Gesandten die geforderte Genugthuung verweigerte und derselbe erklärt hatte, er wolle die Befehle seiner Regierung abwarten. Im Januar 1844 verbreitete sich in Mexiko das Gerücht, daß eine englische Flotte von fünfzehn Segeln Halifax verlassen habe und nach Vera-Cruz kommen werde, um eine glänzende Entschädigung für den Schimpf zu verlangen, der ihrer Flagge angethan worden sei. Diese Nachricht erregte die größte Bestürzung; es sah aus, als sei Mexiko belagert und die Republik ihrer völligen Zerstörung nahe. Einige Tage später widerlegte sich das Gerücht, und die Anmaßung der mexikanischen Regierung kannte keine Gränzen, als man erfuhr, England, das es verschmähte, sich für eine so lächerliche Beleidigung zu rächen, wollte die ganze Affaire nur dazu benutzen, Mexiko zur Bezahlung einer Schuld zu zwingen. Der Minister des Auswärtigen, der über die hierauf bezüglichen Londoner Verhandlungen dem Senate Rechenschaft ablegte, sprach von der Eintracht, die zwischen den beiden großen Mächten, Mexiko und England wieder hergestellt sei, und die Journale wünschten dem Präsidenten Glück, daß er die englische Regierung gezwungen habe, Opfer zu bringen, um in freundschaftlichen Verhältnissen mit einer Nation zu bleiben, welche die Kraft habe, ihre Ehre und Würde zu vertheidigen.

Es ist schwer, mit einem Volke politische Verbindungen zu unterhalten, das stolz, nachlässig, unwissend und eigensinnig ist. Diese Fehler stören alle Unterhandlungen mit Mexiko dermaßen, daß man geradezu dem mexikanischen Stolze schmeicheln muß, um ein Resultat zu erlangen. Die Mexikaner bewilligen Euch aber die positivsten Vortheile, wenn sie nur sagen können, daß Ihr ihnen eine Conzession gemacht habt. Sie opfern ohne langes Sträuben ihr wahres Interesse, wenn ihnen nur der Schein der Selbständigkeit gelassen wird. Die Stellung eines Diplomaten in Mexiko scheint mir noch viel schwieriger, als sie im Orient ist. Er muß mit allen einflußreichen Männern in freundschaftlichem Vernehmen stehen und im Voraus alle projek-

tirten Maßregeln kennen, um, ehe sie publicirt werden, die gefährlichen verhindern zu können. Es muß ein versöhnlicher und zugleich fester Mann sein, der sich nicht, wie der französische Consul, mit ritterlichem Unwillen von treulosen und rohen Machthabern zurückzieht und im Namen der Civilisation gegen ihre Dekrete protestirt, ohne sie durch eine von der That gefolgte Drohung in wirkliche Gewissensangst zu versetzen. — Uebrigens unterhandeln die Kaufleute, die Reclamationen zu erheben haben, lieber direkt mit Santana oder dem, der gerade Präsident ist, als daß sie lange Zeit warten sollten, bis ihr Consul die ausweichende Antwort seiner Regierung erhält. Ein Dekret, das die Ausfuhr von Gold- und Silberbarren verbot, verursachte einem einzigen Kaufmanne einen Verlust von 200,000 Fr.; er bot Santana 80,000, und die Execution des Dekretes wurde vertagt. Die Einfuhr der rohen Baumwolle wurde untersagt, damit sich die Baumwollen-Kultur in mehreren Provinzen verbessere; ein gewisser Erzandol, der für Santana aus England Streithähne kommen ließ, bekam die Erlaubniß, 60,000 Ctr. Baumwolle einzuführen. Nach Abzug aller Kosten blieb ihm der runde Gewinn von acht Piastern für den Centner, den er mit dem Präsidenten theilte. Es würde eine sehr lange Liste werden, wollte ich alle die kaufmännischen Unternehmungen aufzählen, an denen sich Santana betheiligte, ohne mehr als seine Unterschrift hinzuzubringen. Die Kaufleute nahmen auch mit der größten Bereitwilligkeit alle Bedingungen an, die er ihnen vorschrieb, denn es steht völlig fest, daß nur diejenigen ihr Glück ihm Mexiko machen konnten, die von ihm persönlich begünstigt wurden. Da die Prohibitiv-Maßregeln die Konkurrenz unmöglich machten, hatten die Speculanten, die sich mit dem Präsidenten verbanden, und denen der Import frei stand, unermeßlichen Gewinn.

Die hohen Zölle schufen weder eine Industrie, noch verhinderten die Ausfuhrverbote, daß baares Geld in's Ausland versendet wurde; Alles lief nur darauf hinaus, den Präsidenten noch reicher zu machen, als er schon war. Santana beutete indeß seine Stellung so schamlos zu seinem Vortheile aus,

daß er endlich dennoch die Langmuth des Kongresses ermüdete. Als er es bei der letzten Eröffnung desselben nicht einmal der Mühe werth hielt, Vera-Cruz zu verlassen, um den Vorsitz zu führen, benutzte die Opposition diese Gelegenheit, sich zu organisiren. Ich bin überzeugt, daß die Gegenwart des Generals in Mexiko jeden Versuch einer Revolution verhindert hätte. Während seiner Herrschaft hatten alle bedeutenden Handels-Spekulationen thatsächlich unter seiner Kontrole gestanden; er suspendirte nach seinem Belieben die Ausfuhrverbote und modifizirte eben so die Steuern, die den Kaufleuten auferlegt waren. Ohne Achtung vor sich selbst war er der Erste, der die von ihm gegebenen Dekrete verletzte. Denn jede Modification derselben wurde mit Geld bezahlt, und wer welches hatte, dem stand es frei, die Gesetze Mexiko's zu ändern.

Lopez de Santana war ein einfacher Lieutenant, als Iturbide die Unabhängigkeits-Erklärung aussprach, und stieg sehr rasch zu den höchsten Graden des Heeres. Es ist schwer, zu sagen, welche ausgezeichneten Thaten ihm den Oberbefehl verschafften, denn er hat wenig Muth und flieht die Gefahr; aber er besaß stets die große Kunst, Männer von Energie für seine Zwecke zu gewinnen und zu benutzen, die ihm auf dem Schlachtfelde überlegen, jedoch im bürgerlichen Leben schwach und unentschlossen waren. Santana ist ohne Zweifel der schlaueste und fähigste Anführer, den die Freiheitskriege zur Macht emporgehoben haben. In der Unterhaltung erscheint er liebenswürdig und verständig; sein Urtheil über die Hülfsquellen des Landes und den Charakter der Bewohner verräth den scharfen und aufmerksamen Beobachter, und sein ganzes Uebergewicht über seine Landsleute liegt eben in dieser Kenntniß ihres Charakters. Indem er ihrem Stolze schmeichelt, macht er sie sich unterthänig; er ist streng ohne Grausamkeit, aber unersättlich geizig und stets von niedriggesinnten Menschen umringt, die ihn preisen und täuschen. Er benutzt die unumschränkte Gewalt, die er sich verschafft hat, nur zur Befriedigung seiner Neigungen. Seine äußere Erscheinung verräth Adel und Würde; er hat schwarze Augen und einen milden, nicht selten sehr schlauen Blick. Er

liebt das Spiel und die Frauen, hat eine schwächliche Constitution, aber ein unbegränztes Vertrauen zu seiner geistigen Ueberlegenheit über seine Mitbürger. In der That; Keiner unter seinen Zeitgenossen wußte besser, als er, die Ereignisse zu benutzen; er überflügelte Alle, die mit ihm und vor ihm Macht und Einfluß erlangt hatten. Niemand dachte während seiner Herrschaft an die Generale Paredes und Valencia, obgleich dieselben allein die Revolution gegen Bustamente zu Stande gebracht hatten. Santana entriß ihnen, als er zur Präsidentschaft gelangte, ihre Anhänger und schickte sie selbst in entfernte Provinzen.

Die Sterblichkeit ist in Vera-Cruz schrecklich, besonders unter den Soldaten, die im Innern des Landes ausgehoben sind. Von achttausend Einwohnern starben vom Juli bis Dezember 1843 siebenhundert. Die Meisten wurden vom gelben Fieber hingerafft, gegen welches bis jetzt noch kein Mittel geholfen hat, als höchstens das Olivenöl, wenn es zur rechten Zeit angewendet würde. Die Europäer, die ein Jahr in Vera-Cruz gelebt haben, ohne vom vomito prieto ergriffen worden zu sein, werden so gleichgültig gegen die Gefahr, als die Eingebornen, und glauben sich für immer von der Krankheit geschützt. Es gehört in der That große Willensstärke dazu, Jahre lang in dieser öden schweigsamen Stadt auszuhalten, ohne daß eine Stunde der Zerstreuung es vergessen mache, daß man da sei, um reich zu werden, oder zu sterben. Und dennoch kannte ich Kaufleute, die lieber in Vera-Cruz, als in Mexiko lebten.

Vera-Cruz passiren alle europäischen Waaren, die für die Republik bestimmt sind. In Folge der Unordnung, die in allen Verwaltungszweigen herrscht, läßt sich der Werth der Einfuhr nur annäherungsweise bestimmen. Man schätzt ihn auf 50 Millionen Franken. Fünf französische und englische Handelsschiffe, die zum Theile Waaren führten, deren Import durch die letzten Dekrete untersagt wurde, konfiszirte man im Februar vorigen Jahres (1844) in Vera-Cruz, obgleich nachgewiesen werden konnte, daß zur Zeit ihrer Absendung aus Europa daselbst

die Veränderungen im mexikanischen Tarife noch nicht bekannt sein konnten.

Die Ausfuhrgegenstände sind Gold und Silber im Werthe von 6 Mill. Piastern jährlich, ferner Vanille, Jalape, Anis, Sassaparille, Cochenille, zusammen für 1 Million. — Die Transportmittel nach Mexiko sind langsam und kostspielig. Eine Maulthierlast (300 Pfund) wird mit 10 Piastern bezahlt. Da die Straßen in sehr schlechtem Zustande sind, bleiben die Wagen auf einer Strecke von weniger als hundert Meilen zwanzig bis fünfundzwanzig Tage unterwegs. Die Post, die vier Tage von Vera-Cruz nach Mexiko geht und jede Nacht anhält, wird regelmäßig beraubt. Jetzt baut man auf diesem Wege eine Eisenbahn, die aber nur bis Plan del Rio, fünfzehn Meilen hinter Vera-Cruz, geführt werden kann, da das Terrain zu uneben ist. Man hat diese Richtung gewählt, weil die Besitzungen Santana's in dieser Gegend liegen und durch die Passage bedeutend an Werth gewinnen. Für den Handel wird hieraus nichts erwachsen, als höchstens eine Erhöhung der Transportkosten. Verführt durch die lockenden Versprechungen Santana's, hatten die Fremden von seiner Präsidentschaft Erleichterungen für das Geschäft erwartet und Geld für seine Schilderhebung hergegeben. Aber seit langer Zeit ist man enttäuscht, und als der General im November 1843 seinen Einzug in Vera-Cruz hielt, waren alle Straßen leer. Nicht ein Vivat begrüßte seine Ankunft, und der Präsident konnte merken, daß er sich seine eifrigsten Anhänger entfremdet hatte. Aber auch diese Lection war unnütz und hat seine Regierungsweise nicht geändert. (De Chavagne. Revue Independante).

Reise von Vera-Cruz nach Mexiko. — Ein Besuch bei Santana. — Schilderung der Landschaft.*)

Um zwei Uhr Morgens standen wir bei Kerzenlicht auf, um Vera-Cruz zu verlassen und Santana in seiner ländlichen Wohnung zu besuchen, zwei Kasten, genannt Wagen, von Mauleseln gezogen, standen an der Thüre, um uns nach Manga de Clavo zu bringen. Nachdem Sennor V — — o, C — n, der Commandeur des „Jason," und ich kaum eingepackt worden, fuhren wir halb schlafend davon. Bei dem schwachen Lichte konnten wir, als wir die Thore passirt und die Wagen sich ihren Weg fortarbeiteten, gerade noch so viel unterscheiden, daß rings umher nichts als Sand zu sehen war — Sand, so weit das Auge reichte, einige Meilen arabischer Wüste.

Endlich fingen wir an, Symptome von Vegetabilien zu gewahren, einzelne Palmbäume und Blumen; bevor wir ein hübsches indianisches Dorf erreicht hatten, wo wir anhielten, um die Maulesel zu wechseln, war der Tag angebrochen, und wir schienen aus einer Wüste wie durch Zauber in einen Garten versetzt zu sein. Die Hütten, die aus Bambusrohr gemacht und mit Palmenblättern gedeckt sind; die indianischen Frauen mit ihrem langen, schwarzen Haare, mit ihren halbnakten Kin-

---

*) Aus dem Werke der Madame Calderon de la Barca Life in Mexico during a residence of two Joars in that country. Madame Calderon, der wir in diesem Buche später noch öfter begegnen werden, ist die Gemahlin des Ritters Calderon de la Barca, welcher, nachdem im Jahre 1839 die Unabhängigkeit Mexiko's vom Mutterlande anerkannt worden, zum ersten spanischen Gesandten bei der Republik abgeschickt ward. Die Schilderungen der Madame Calderon sind besonders in Bezug auf die gesellschaftlichen Zustände Mexiko's von Werth.

dern an den Thüren stehend; die Maulesel die sich nach ihrer Lieblingsweise auf dem Boden wälzten; schneeweiße Ziegen, die unter den Palmbäumen weideten, dieß Alles machte einen sehr angenehmen Eindruck. Die Hütten, obgleich ärmlich, waren sauber; Fenster haben sie nicht, doch eine Art gedämpften Lichtes dringt durch das laubige Rohr hindurch. Nachdem wir die Maulesel gewechselt, setzten wir unseren Weg fort; um nicht mehr durch Sandhügel, sondern durch eine Wildniß von Bäumen und Blumen, den glühenden Produkten der tierra caliente (oder warmen Gegend, wie der niedere Theil des Landes genannt wird). Gegen fünf Uhr langten wir in Manga de Clavo an, nachdem wir durch Meilen natürlichen Gartens, das Eigenthum Santana's, gekommen waren. — Das Haus ist hübsch, leicht aussehend, und sauber gehalten. Man führte uns in ein großes, kühles Zimmer mit wenig Möbeln, in welches bald darauf die Sennora de Santana eintrat, eine schlanke, dünne Dame, und in dieser frühen Morgenstunde zu unserem Empfange in hellen weißen Mousselin gekleidet, mit weißen Atlasschuhen und sehr glänzenden diamantenen Ohrgehängen, Broche und Ringen. Sie war überaus freundlich und stellte uns ihre Tochter Guadalupe vor, ein Miniaturbild ihrer Mama in Zügen und Kleidung.

Nach einer kleinen Weile trat General Santana selbst ein. Er scheint ein Stück Invalide zu sein, hat eine bleiche Farbe, dunkle, sanfte und durchdringende Augen und ein interessantes Gesicht. Wer nichts von seiner früheren Geschichte wußte, hätte ihn für einen Philosophen gehalten, der nach mannigfachen Erfahrungen sich von der Welt zurückgezogen und, wenn er je dazu vermocht werden könnte, aus seiner Verborgenheit hervorzutauchen, dieß nur wie ein Cincinnatus thun würde, um seinem Vaterlande einen wesentlichen Dienst zu leisten und dann wieder abzutreten. Es ist merkwürdig, wie häufig dieser Ausdruck philosophischer Resignation und stiller Trauer auf den Gesichtern der ehrgeizigsten und die weit aussehendsten Pläne hegenden Männer gefunden wird. C—n gab ihm einen Brief von der Königin, der unter der Voraussetzung, daß er noch Prä-

sident sei, geschrieben war; er schien sehr zufrieden damit, machte
aber nur die unschuldige Bemerkung: „Wie schön die Königin
schreibt!“ Er spricht besonders gerne und lebhaft von seinem
Beine, das unter dem Knie abgehauen ist, und die Art, wie
er dies thut, ist etwas possierlich. In der That wartete dieser
mexikanische Cincinnatus nur seine Zeit ab, um seine ländliche
Zurückgezogenheit wieder mit dem Glanze des Staatslebens
zu vertauschen.

Von Manga de Clavo begaben sich unsere Reisenden nach
der Hauptstadt Mexiko. Wir hatten auf unserem Wege Mühe,
zu begreifen, daß wir mitten im Dezember seien. Die Luft
war sanft und balsamisch, die Hitze die eines Julitages in England,
ohne drückend zu sein. Die Straße führte durch eine
Strecke waldigen Landes mit Bäumen, die mit allen Arten von
Blüthen bedeckt und mit den köstlichsten tropischen Früchten beladen
waren; Blumen jeder Farbe erfüllten die Luft mit Wohlgerüchen,
und die phantastische Fülle parasitischer Pflanzen schlang
sich durch die Zweige der Bäume und warf ihre glänzenden
Blüthen über jeden Ast. Palmen, Kokosnußbäume, Orangen
und Citronenbäume folgten auf einander, und bei einer Wendung
der Straße in ein liebliches grünes Thal hinab, erhaschten wir
im Fluge den Anblick eines langbehaarten indianischen Weibes,
das unter dem Schatten eines hohen Baumes an einem
vorüberfließenden Strome ruhte — ein wahrhaft orientalisches
Gemälde.

Ein Umstand muß von Allen, die auf mexikanischem Gebiete
reisen, bemerkt werden. Es ist da kein menschliches Wesen
oder ein vorübergehender Gegenstand, der nicht an sich ein Gemälde
wäre oder einen guten Stoff für den Pinsel abgäbe. Die
indianischen Frauen mit ihrem geflochtenen Haare und den Kindern,
die auf ihrem Rücken hängen, ihre großen Strohhüte
und zweifarbigen Unterröcke; die langen Reihen von Arriero's
mit ihren beladenen Mauleseln und den schwarzbraunen, wilden
Gesichtern; der vorüberziehende Reiter mit seinem dreifarbigen
Sarape, seinem hohen, verzierten Sattel, mexikanischem Hute,
Silberspornen und Lederstiefeln, — Alles ist malerisch. Sal-

vator Rosa und Hogarth hätten hier in Gesellschaft reisen müssen, Salvator für das Erhabene und Hogarth für die Stellen, wo das Erhabene zum Lächerlichen wird.

Eine kleine Lieue von der Hauptstadt Mexiko liegt Chapultepec, der Lieblingsaufenthalt der aztekischen Fürsten, woran sich unter allen historischen Orten, deren sich Mexiko rühmen kann, die meisten Erinnerungen knüpfen. Könnten diese uralten Cypressen reden, was für Geschichten würden sie erzählen, sie, die seit Jahrhunderten mit ihren langen grauen Bärten*) und ausgestreckten ehrwürdigen Armen dastehen, schon alt, als Montezuma noch ein Knabe war, und noch voller Kraft in den Tagen Bustamente's. Hier streifte der letzte der aztekischen Kaiser mit seinem schwarzäugigen Harem umher. Unter dem Schatten dieser gigantischen Bäume mochte er ruhen, vielleicht seinen „Tobacco mit Ambra gemischt" rauchen und in den Schlaf sinken, der noch nicht gestört ward durch Träume von dem grausamen Reisenden aus dem fernen Osten, dessen Segel gerade in dem Augenblicke schon im Angesichte seiner Küste sein mochten. In diesen Wasserbehältern hat er sich gebadet. Hier waren seine Gärten, seine Vogelhäuser und seine Fischteiche. Durch diese jetzt verwachsenen und einsamen Gebüsche mag er von seinen jungen Edelleuten in seiner offenen Sänfte unter einem glänzenden Thronhimmel getragen worden sein, wenn er aufstand, auf die reichen Stoffe tretend, welche seine Sklaven vor ihm auf diesem grünen, sammetnen Rasen ausbreiteten. Und von dem Felsen, wo das von den Spaniern erbaute Castell steht, mochte er auf sein fruchtbares Thal und seine große Hauptstadt mit ihren Kanoebedeckten Seen, ihren weiten Dörfern, Tempeln und Blumengärten hinabblicken, ohne daß eine Sorge für die Zukunft das glänzende Bild verdunkelte. Die Sage erzählt, daß jetzt diese Grotten und Wasserbehälter und

*) Diese und andere Bäume sind nämlich hier mit einer kriechenden Pflanze bedeckt, die grauem Moose ähnlich sieht und, wie langes graues Haar, über jeden Zweig hängend, ihnen ein höchst ehrwürdiges und druidisches Aussehen gibt.

Gebüsche von dem Schatten der indianischen Geliebten des Eroberers, der weltberühmten Donna Marina, besucht werden; aber ich glaube, sie würde sich fürchten, mit dem zürnenden Geiste des indianischen Kaisers zusammenzutreffen.

Jalapa und seine Umgebungen.

Unser Weg führte uns durch Maisfelder und Gärten voll Bananen und Chirimoyas. In seiner herrlichen Lage, mitten in fruchtbaren Gefilden, wo alle Fruchtbäume der alten und neuen Welt gedeihen, entfaltete sich vor unsern Blicken Jalapa, woselbst während der heißen Jahreszeit die meisten reichen Kaufleute aus Vera-Cruz wohnen; Jalapa liegt 3000 Fuß über der Meeresfläche in einem herrlichen Klima. Hier wird die berühmte Jalapwurzel gebaut, welche ein so wohlthätiges Arzneimittel gibt; es ist die Wurzel einer Schmarozerpflanze mit epheuähnlichen Blättern und einer rothen Blüthe, welche sich vor der Sonne scheut und nur des Nachts sich öffnet. Die meisten Gärten um Jalapa sind mit Aloehecken umgeben und viele Landhäuser unter duftenden Blüthen und Blumen fast begraben.

Die Franciscaner besitzen hier ein großes, reiches Kloster und befassen sich auch mit dem Volksunterricht, indem sie die Jugend von Jalapa in die Schule nehmen, was ihnen zur Ehre gereicht; sie sind in dieser Hinsicht den Wünschen der mexikanischen Regierung bereitwillig entgegengekommen. Ihre Kirche enthält viele goldene und silberne Kostbarkeiten, aber auch einige treffliche Gemälde von altspanischen Meistern von Ribalta, Morillo und Velasquez. Viele Häuser in Jalapa sind mit Heiligenbildern geschmückt.

Es ist unmöglich, die Schönheit der Gegend um Jalapa mit Worten zu schildern; es liegt inmitten der herrlichsten Berge, deren die Welt sich rühmen kann. Nichts ist bewundernswürdiger als der Pic von Orizaba, wenn der dichte Wolkenschleier,

der ihn zuweilen während des Tages umgibt, den Strahlen der glorreich sinkenden Sonne weicht. Einen solchen Sonnenuntergang und einen solchen Berg findet man nur in den Tropenländern, wo alles gigantisch ist. Indianische Dörfer liegen zerstreut in dieser reichen Gegend, und überall erfordert es nur wenig Anstrengung von Seiten der Menschen, um ihren Unterhalt aus dem überaus fruchtbaren Boden zu gewinnen. Die Zwischenräume sind ausgefüllt von ungeheuren Waldungen, reich an jeder Art von Bauholz, aber nur selten besucht, ausgenommen von den Indianern zur Erndtezeit der Vanille, sie werden von Bächen und Flüssen bewässert, die von dem Abhange der Cordilleren kommen. Es sind viele Anzeichen einer weit stärkeren Bevölkerung zur Zeit der ersten Eroberung Mexikos vorhanden, da man Ruinen von Städten und Festungswerken entdeckt hat, welche nur sehr zahlreiche Stämme erbaut haben konnten; aber wie alles was mit der indianischen Race in Verbindung steht, ist auch ihre Geschichte in Dunkel gehüllt und es haben sich nur spärliche, mündliche Ueberlieferungen erhalten.

Jalapa verdankt die außerordentliche Milde seines Klima der Eigenthümlichkeit seiner Lage; die Stadt liegt auf einer kleinen Plattform, gerade auf der Höhe, auf welcher die über dem Meere hangenden Wolken die Cordillera berühren, weßhalb eine beständige Feuchtigkeit stattfindet, welche der Luft etwas balsamisches und der gesammten Vegetation eine entzückende Frische mittheilt. Die Gegend von Jalapa gilt in ganz Mexiko als ein Eden; auch finden sich unter den hiesigen indianischen und creolischen Frauen große Schönheiten.

Die hiesige Messe ist noch immer stark besucht, denn Jalapa ist Stapelplatz zwischen Mexiko und Vera-Cruz; die Zahl der Einwohner wird auf 15,000 Seelen angegeben.

Ich besuchte auch die benachbarten Städte Orizaba und Cordova, die wegen ihrer ungeheuren Tabaksplantagen mit Recht berühmt sind; aus ihnen zog die spanische Regierung einen jährlichen Gewinn von 20 Mill. Franken. Sodann stattete ich Perote einen Besuch ab; dieser Ort ist wichtig wegen seiner Citadelle und es befindet sich hier eine Militärschule. In der

Nähe liegt ein hoher Berg, der unter dem Namen „Koffer von Perote" bekannt ist, weil er die Form einer Kiste oder eines Koffers hat.

Von Perote ritt ich nach Guazacualco an der Mündung des gleichnamigen Flusses; der Hafen, der die Mündung desselben bildet, gilt für den besten Flußhafen am mexikanischen Meerbusen, Neuorleans nicht ausgenommen. Die Kolonie von Deutschen, Schweizern und Franzosen, welche von der mexikanischen Regierung hier angesiedelt wurde, hatte ein schlechtes Gedeihen und besteht nicht mehr.

Wir verließen Jalapa bei wolkenlosem Himmel; ehe wir aber auf halbem Wege nach Las Vegas waren, erhob sich auf der Küste ein Nordwind, und wir fanden uns augenblicklich in Wolken eingehüllt, die so wohl dem äußern Anschein wie der Wirkung nach einem schottischen Novembernebel gleichkamen. Unsere Mäntel reichten nicht hin, uns vor der schneidenden Kälte zu schützen und es blieb uns nichts übrig als rasch fortzureiten wo der Weg es erlaubte; wir erreichten unser Nachtquartier nicht ohne gänzlich durchnäßt zu sein. Der Wechsel in der Landschaft war in jeder Hinsicht dem in der Atmosphäre ganz ähnlich. Früh verloren wir die reizenden Gärten von Jalapa aus dem Gesichte und obgleich Hecken mit Chirimoya bepflanzt sich eine Meile von der Stadt erstrecken, so wichen sie doch bald Pflanzen von stämmigerem Wuchse; diese machten wiederum allmälig der mexikanischen Eiche Platz und zuletzt sogar der Fichte, welche während der letzten Meilen einsam vorherrschte. Die leichten Bambushütten der Indianer, die hübsch und pittoresk aussahen, wurden durch festere Gebäude ersetzt, die sich besser für das Klima paßten aber keine Ansprüche auf Schönheit machten. Sie schienen mir viel Aehnlichkeit mit den Häusern in Schweden, vorzüglich in Dalekarlien zu haben, welche aus unbehauenen, roh befestigten Eichenstämmen errichtet, und mit zwölf Fuß hohen Zäunen umgeben sind, um das Vieh vor den Wölfen zu schützen. (Th. Glennie).

Die alte Hauptstadt Mexiko.

Die ehemalige Hauptstadt des mexikanischen Reiches führte den Namen Tenochtitlan, und soll vor der spanischen Eroberung eine Bevölkerung von 60,000 Familien gezählt haben. Sie ward in zwei Stadtviertel getheilt, von denen dasjenige, in welchem sich der Palast des Monarchen befand, Mexiko, das andere aber Tlatelolco hieß. Die Stadt befand sich in einer sehr geräumigen Ebene, zwischen mehreren Seen. Ferdinand Cortes in seinen Briefen an Karl V. gibt nur zwei Seen in der Nähe von Mexiko an, ein süßer (Xochimilco) und ein salziger (Tescuco), und kannte damals die anderen Seen wohl noch nicht.

Fast ganz umschlossen von dem Tescuco-See, war das alte Mexiko so erbaut, daß es nach allen Richtungen von schiffbaren Kanälen durchschnitten ward und durch Hauptdämme (calzadas) mit dem festen Lande in Verbindung stand. Die Straßen waren breit, die Kanäle mit Brücken versehen, um die nöthige Verbindung herzustellen, und alle öffentlichen Gebäude sowohl, als die Wohnungen der Vornehmen, welche den größten Theil der Stadt bildeten, waren aus Stein und gut gebaut. Der Palast des Monarchen zeichnete sich durch seine Größe vor allen anderen Gebäuden vorzüglich aus, indem er ein abgeschlossenes Ganzes, eine kleine Stadt für sich bildete. Solis, dem Pater Joseph Acosta und anderen Autoren folgend, theilt nachstehende Bemerkungen über den Tempel des Hauptgötzen der Mexikaner mit:

Die Tempel Mexiko's zeichneten sich durch ihre Größe und Pracht vor allen anderen Gebäuden aus. Der größte derselben war dem Kriegsgotte Mexitli oder Huitzilopochtli gewidmet, welchem die Mexikaner die größte Verehrung erwiesen. Der Tempel bestand in einem großen viereckigen Raume, mit einer Mauer aus Quadersteinen umschlossen, auf welcher auf der Aussenseite scheußliche Schlangengestalten, sich einander man-

nigfaltig durchschlingend, dargestellt waren. In kurzer Entfernung von dem Haupteingange stand ein schaudererregender Altar. Er war aus Stein gebaut, und dreißig Stufen führten auf seine geräumige, lang gedehnte Oberfläche, auf welcher viele Baumstämme in einer Reihe aufgepflanzt waren. Diese Bäume waren so durchbohrt, daß die zwischen je zwei Stämmen befindlichen Löcher einzelne dünne Stangen aufnehmen konnten, um die Kadaver der dem Götzen dargebrachten menschlichen Schlachtopfer, welche an den Schläfen durchbohrt waren, daran aufzuhängen. Der Haupttempel hatte in jeder der vier Mauern einen Eingang und über jedem derselben ein Götzenbild. Im Inneren, den vier Mauern entlang, befanden sich die Wohnungen der Opferpriester und ihrer Gehülfen, welche jedoch noch einen so großen Raum übrig ließen, daß hier noch bei den festlichen Versammlungen an 8- bis 10,000 Menschen tanzen konnten.

In der Mitte dieses Hofraumes befand sich eine kolossale vierseitige, abgestumpfte Pyramide, die Thürme der Stadt in der Höhe überragend, zu welcher auf der einen Seite eine Treppe heraufführte; sie hatte 120 Stufen und bot auf ihrer oberen Fläche einen Raum von vierzig Fuß Länge und Breite. Diese obere Fläche war mit verschiedenen Jaspisarten ausgelegt und mit einer gezackten Umfassungsmauer verziert, welche zu beiden Seiten mit Obsidian, durch weißen und rothen Kitt verbunden, bekleidet war. Bei dem Eingange auf die obere Fläche befanden sich zwei Statuen, zwei große Leuchter von besonderer Arbeit tragend; weiter vorwärts erblickte man eine grüne Platte, 1¼ varas hoch über den Boden hervorragend und spitzzulaufend, auf welche man den zum Opfer bestimmten Unglücklichen befestigte, um ihm das Herz aus der Brust zu schneiden, und vor diesem Opfersteine stand das Götzenbild, welchem das Menschenopfer gebracht ward, auf einem kleinen, kostbaren, mit schönem Holze gedeckten Tempel, hinter Vorhängen verborgen. Dieser Götze war von menschlicher Gestalt, er saß auf einem thronähnlichen Stuhle, der auf einer blauen Kugel stand, an welcher sich vier, Schlangenköpfe darstellende, Griffe befanden. Damit ward das Götzenbild auf den Schultern getragen, wenn

man es dem Volke zeigen wollte. Auf dem Kopfe trug der Götze einen Strauß von verschiedenen Federn, in Gestalt eines Vogels, dessen Schnabel und Kamm von polirtem Golde war. Das Gesicht des Götzen war von abschreckendem Ernste, entstellt durch zwei blaue Streifen, den einen auf der Stirn, den anderen auf der Nase. In der rechten Hand hielt er eine sich krümmende Schlange, in der linken vier Pfeile, die man, als vom Himmel gekommen, verehrte, und ein Schild, in Form eines Kreuzes, mit fünf weißen Federbüschen geziert. Zur Linken dieses kleinen Tempels stand ein anderer von derselben Größe und Beschaffenheit, mit einem Götzenbilde, dem vorigen in Allem ähnlich, Flatoch genannt. Man hielt sie für Brüder und für so befreundet, daß man sie für gleich in ihrer Gewalt und einig in ihrem Willen glaubte; von beiden wurde der Beistand im Kriege durch ein Opfer und Gebet erfleht und auch beiden für den Erfolg gedankt. Die Zierrathen dieser beiden Kapellen waren von ganz ausserordentlichem Werthe.

In dem alten Mexiko boten mehrere öffentliche Plätze den nöthigen Raum dar, um die verschiedenen Gegenstände des Handels zum Verkaufe auszustellen. Den Marktplatz von Tlatelolco beschreibt Solis als den größten und besuchtesten. An gewissen Markttagen im Jahre vereinigten sich hier Käufer und Verkäufer aus dem ganzen Reiche mit dem Schönsten und Kostbarsten ihrer Handelsartikel und Produkte. Hier sah man ganze Reihen von Läden, in denen Silber- und Goldarbeiten zum Verkaufe ausgestellt waren; Schmuck und besonders Ketten, Thiergestalten und Gefäße von Gold und Silber waren mit einem solchen Fleiße gearbeitet, daß sie die Verwunderung der Spanier erregten, welche Mexiko unter Cortez besuchten. Die hier ausgestellten Gemälde, aus Federn zusammengesetzt, von den lebhaftesten Farben und von großer Treue in der Darstellung, zeugten von Geduld und Sorgfalt in der Ausführung. Stoffe, aus Baumwolle und den Haaren des Kaninchens gewebt, zu verschiedenem Gebrauche bestimmt und von den Frauen gefertigt, lieferten Beweise von ihrem Fleiße und ihrer Geschicklichkeit. Die hier zum Verkaufe gebotenen irdenen Gefäße,

welche man, statt metallener Gefäße, zu allen möglichen Zwecken gebrauchte, verdienten ebenfalls Bewunderung. Nahrungsmittel, als: Früchte, Fische u. s. w. waren im Ueberflusse vorhanden. Man tauschte das Nöthige gegen das Ueberflüssige oder Entbehrliche ein, und Mais oder Cacaó dienten bei den geringeren Gegenständen als Tauschmittel. Nach dem Gewichte ward nichts verkauft, wohl aber bediente man sich verschiedener Maße.

Ferdinand Cortez in seinen Briefen an Karl V. gibt eine Beschreibung des alten Mexiko's, worin er dasselbe in der Größe mit Sevilla und Cordova vergleicht und die schönste Stadt der Welt nennt.

Bei der Eroberung durch Ferdinand Cortez ward die Stadt Mexiko fast gänzlich zerstört und von ihm das jetzige Mexiko erbaut.

Die Beschreibungen des alten Mexikos stellen, wie bereits oben erwähnt, diese Stadt als ganz von Wasser umgeben und von Kanälen durchschnitten, dar. Erblickt man daher die jetzige Stadt ganz auf dem festen Lande, an 1195 Ruthen (à 12 Fuß) von dem See von Xochimilco und an 2390 Ruthen von jenem von Tezcuco entfernt, so möchte man leicht zu dem Glauben veranlaßt werden, daß sie nicht auf derselben Stelle erbaut sei, an welcher das ehemalige Mexiko gestanden habe. Dies ist indessen nicht der Fall; das heutige Mexiko steht ganz an derselben Stelle, wo die Stadt vor der Eroberung durch Cortez lag. Auf demselben Punkte, wo früher der große Tempel und die Pyramide (teocalli) des Huitzliopochtli stand, befindet sich jetzt die Plaza mayor und die Kathedrale; die jetzige Straße von Tacuba ist die ehemals von Tlacopan genannte, durch welche Cortez am 1. Juli 1520 in der verhängnißvollen Nacht (noche triste) einen Rückzug machte *), und manche Trümmer des alten Mexiko's werden noch täglich in dem Bereiche der jetzigen Stadt ausgegraben. Der Graben, worüber der unter Cortez dienende Pedro de Alvarado

*) A. v. Humboldt, essai politique Bd. II, S. 109.

in jener Nacht durch einen kühnen Sprung sein Leben rettete, welcher zum Andenken dieser That den Namen Salta de Alvarado an demselben Punkte erhielt, wird noch jetzt zwischen der Gariba de San Cosme und der Alameda bei Buena vista dem Fremden gezeigt.

Geht man von dem Gebäude der Mineria durch die Straße von Rejas und Concepcion an dem Barrio von Santiago vorbei über die Plaza de Tlatelolco nach der Gariba de Guadalupe hin, so sieht man noch eine Menge Ruinen der alten Stadt. Der Barrio von Santiago, im nordwestlichen, wenig angebauten Theile des heutigen Mexiko's, nimmt nur einen Theil des vormaligen Tlatelolco ein. Hier kann man fast eine Stunde lang über alte Ruinen hingehen, und sich leicht die Ueberzeugung verschaffen, daß die alte Stadt einen weit größeren Raum einnahm, als das jetzige Mexiko.

Es scheint ausgemacht, daß die Seen von Mexiko vormals ein weit höheres Niveau als jetzt einnahmen. Diese Abnahme des Wassers ist vorzüglich dem Abtrocknungskanale (desague) von Huehuetoca, der starken Verdunstung des Wassers in einer Höhe von 7210 Fuß rhein. über dem Meere, und der Zunahme des Festlandes theils durch die Anhäufung vegetabilischer Substanzen, theils durch Anschwemmung des den Seen von den Bächen zugeführten Schlammes und Sandes, und anderen Ursachen mehr zuzuschreiben. Noch täglich ist man bemüht, den Abfluß des Wassers aus den Seen zu vermehren, da, troß der bisherigen Verminderung des Wasserstandes, die Hauptstadt, bei anhaltendem Regen oder bei Wolkenbrüchen im nahen Gebirge, noch in mehreren Straßen einer plötzlichen Ueberschwemmung ausgesetzt ist. Vorzüglich dieser Verminderung des Flächeninhaltes der Seen, nicht aber der Veränderung der Lage der Stadt, ist die Verschiedenheit ihrer jetzigen und damaligen Beschaffenheit des Bodens zuzuschreiben, auf dem Mexiko erbaut ist. (Burkart.)

Die heutige Hauptstadt Mexiko.

Nicht sowohl wegen der Größe und Schönheit ihrer Denkmale, sondern wegen ihrer Regelmäßigkeit, Ausdehnung und Lage verdient die alte Hauptstadt Montezuma's die Bewunderung der Europäer. „Mexiko“ sagt Herr von Humboldt, „hat in mir einen Eindruck von Größe zurückgelassen, den ich vornehmlich dem imposanten Charakter seiner Lage und der umgebenden Natur zuschreibe.“

Der porphyrartige Stein, dessen man sich zu Häusern und öffentlichen Bauwerken bedient, gibt ihnen einen bemerkenswerthen Ausdruck von Dauerhaftigkeit und selbst von Pracht. Ein einfacher und geschmackvoller Styl zeichnet die von den Spaniern errichteten Gebäude aus. Die Häuser sind geräumig, aber selten höher als ein Stockwerk; platte Terrassen ersetzen unsere Dächer und eiserne Balkone zieren die Vorderseiten. Die in Europa gebräuchliche Höhe würde man den Häusern deshalb nur mit Mühe geben können, weil man hier schon in der Tiefe von einigen Fuß auf Wasser stößt und der Grund mithin nicht die hinreichende Festigkeit böte; auch würden sie dann den zwar nicht bedeutenden, aber häufig wiederkehrenden Erdbeben heftiger ausgesetzt sein.

Das Thal von Mexiko ist von hohen Bergen umgeben, deren ewiger Schnee nie versiegende Quellen speist. Das herabströmende Wasser sammelt sich in fünf von der Mitte des Thales aus terrassenförmig aufsteigenden Seen. Zuweilen entspringen aus dieser stufenartigen Vertheilung der Wassermassen Ueberschwemmungen, die bei'm Schmelzen des Schnee's in wiederkehrenden Zeiträumen selbst die Hauptstadt belästigen. Gegenwärtig sind die Seen zum Theile ausgetrocknet und fast zu Sümpfen geworden. Das Thal von Mexiko bleibt unbebaut, denn reichliche Regengüsse überschwemmen alle Ländereien, die nicht durch hohe Dämme geschützt sind; zahlreiche Heerden irren in

jenen ungepflegten Marschen, und man bedauert die alten Zeiten, in denen drei große Kunststraßen von der Hauptstadt durch die von leichten Gondeln belebten Seen nach dem Festlande führten.

Man erstaunt, wenn man an einem schönen, wolkenlosen Morgen die Felsenmassen, welche die Berge bedecken, deutlich unterscheiden, wenn man fast die Sträuche und Bäume zwischen ihnen zählen und jede Unebenheit des Bodens mit dem Auge verfolgen kann, während man weiß, daß fast zwanzig Meilen dazwischen liegen. Die trockene und dünne Luft der Vulkane vermindert die Entfernungen; man glaubt die Berge am anderen Ende der Stadt gelegen, und erst nach zahlreichen Enttäuschungen lernt man die Entfernungen richtig berechnen.

Die scharfe Luft von Mexiko verursacht ein Gefühl von Unbehaglichkeit; das Athemholen wird beschwerlich; ohne von Kälte noch Hitze zu leiden, denn die Temperatur bleibt fast immer gleich, verliert man alle Energie, die Poren ziehen sich zusammen, und um die Transspiration herzustellen, muß man häufige Bäder gebrauchen. Die Schärfe der Luft übt ihren Einfluß nicht blos auf die Fremden; nach den Humboldt'schen, von neueren Statistikern bestätigten Berechnungen ist der Verbrauch von Fleisch in Mexiko größer als in jeder anderen Hauptstadt, und doch sind die Mexikaner im Allgemeinen mäßig.

Zu den bedeutendsten Bauwerken Mexiko's gehört die Domkirche. Sie ist zwar geräumig aber so niedrig, daß sie keinen sonderlichen Eindruck hervorbringt; die flachen Gewölbe und die massiven Pfeiler geben einen schlechten Anblick, und das Schiff, welches durch ein aus China stammendes und aus einer Mischung von Silber und Kupfer bestehendes Gitter in zwei Abtheilungen getrennt wird, macht nirgends eine Gesammtwirkung; man muß sich darauf beschränken, die durch die Frömmigkeit der Gläubigen aufgehäuften Schätze zu bewundern.

An einer Aussenmauer der Domkirche befindet sich ein runder Stein, der mit Hieroglyphen bedeckt ist, welche die Me-

nate des Jahres anzeigen; er diente den Azteken als immerwährender Kalender. Im Universitätshofe, einer Thüre der Domkirche gegenüber, liegt ein Opferstein, welcher mit einem den Triumphzug eines mexikanischen Königes vorstellenden Basrelief verziert ist. Sechs rothgekleidete Priester ergriffen das Schlachtopfer; man sieht noch den Jaspis, auf den sein Rücken gelegt wurde, und die Rinnen, in denen das Blut ablief, wenn ihm der Oberpriester das Herz ausriß, um aus demselben die Zukunft zu erforschen. Die Köpfe der Schlachtopfer wurden aufbewahrt und aus den Schädeln innerhalb der Tempelmauer ein Thurm gebaut, das Fleisch aber von den Priestern und den im Palaste unterhaltenen wilden Thieren verzehrt. Die Domkirche steht auf der Stelle des alten aztekischen Tempels.

Erwähnungswerth ist die von einem Mexikaner, Tolse, in reinem und einfachem Style modellirte und gegossene kolossale Statue Karl's VI. Sie ist gegenwärtig in den Universitätshof verwiesen. Nicht weit von ihr liegt eine schöne aztekische Statue der Kriegsgöttin halb verschüttet auf dem Boden. Es ist bekannt, wie sehr die Universität zu Mexiko von den spanischen Herrschern begünstigt wurde. Nun ist die Bergakademie verfallen, die Universität verlassen; die Mexikaner verachten Wissenschaften und Künste und beschäftigen sich nur mit Politik, und jenen Akademien Neuspaniens, die ehemals so viele ausgezeichnete und kenntnißreiche Männer hervorgebracht haben, fehlt es jetzt an Professoren und Studenten.

Die Domkirche füllt die ganze Nordseite der Plaza Mayor aus; eine der übrigen Seiten nimmt der Palast ein, der ursprünglich dem Cortes gehörte und von seinen Nachkommen an die Regierung abgetreten wurde. Später wurde er die Residenz der Vicekönige und gegenwärtig bewohnt ihn der Präsident der Republik. Auch die Ministerien und der Gerichtshof befinden sich in diesem Palaste, der einen ungeheueren Raum bedeckt. Ein Theil desselben ist in Kasernen umgewandelt worden, und den botanischen Garten, welcher eine kostbare Sammlung von Bäumen und Pflanzen der neuen Welt enthielt, hat man fast

ganz zerstört; es ist nur noch ein durch Größe und Seltenheit ausgezeichneter Baum übrig, el arbol de las manitas, der Händchen-Baum, so genannt, weil seine hochrothe Blüthe einer sechsfingerigen Hand ähnelt.

Auf der Südseite der Plaza Mayor liegt ein Gefängniß und das Rathhaus. Alle diese, einen gewaltigen Platz umgebenden Gebäude machen wegen ihrer geringen Höhe keine bedeutende Wirkung, doch gibt ihnen ihr einfacher und strenger Styl eine gewisse Würde. Wie alle spanischen Städte, hat auch Mexiko eine große Anzahl von Kirchen und Klöstern, welche unermeßliche Reichthümer besitzen; das bedeutendste unter diesen Klöstern ist ohne Zweifel das von San Franzisco. Gegenwärtig haben die Mönche ihre Rechte verloren; viele von ihnen, geborene Spanier, haben das zweite Vaterland, welches sie sich erwählt hatten, wieder verlassen müssen. Mönche und Priester, unaufhörlich von der Revolution bedroht, sehen schon mit Schrecken dem Tage entgegen, an welchem sich die weltliche Gewalt ihrer Reichthümer bemächtigen wird; deshalb scheuen sie auch, jenen Pomp des katholischen Gottesdienstes zu entfalten, der sonst alle kirchlichen Ceremonieen begleitete; denn der steigende Geldmangel und die Schuldenlast der mexikanischen Regierung machen die Lage der Geistlichkeit von Tag zu Tage bedenklicher. Die reichen Schätze der Kirchen und Klöster werden in wenigen Jahren eine Beute der republikanischen Machthaber werden, unter dem schönen Vorwande, daß es gefährlich sei, so große Reichthümer zum Schaden des nationalen Gewerbfleißes und Handels in den Händen der Geistlichkeit zu lassen. Man hat schon die Dienste vergessen, welche die Pfarrer Morellos und Hidalgo während des Freiheitskrieges geleistet haben; die Religion verliert täglich an Macht, und die Priester besitzen zu wenig Bildung und geben durch unmoralischen Lebenswandel zu häufiges Aergerniß, als daß sie die Gemüther gewinnen könnten. In Folge der Revolution hat ein affektirter Skeptizismus um sich gegriffen; die Mexikaner scheuen sich, ihre religiösen Gefühle zu bekennen, und sehen jedes äußere Zeichen von Frömmigkeit als eine nur den Weibern erlaubte Schwäche an. Hört

man sie von Katholizismus sprechen, so scheint ihnen kein Ausdruck stark genug, um ihre Verachtung zu bezeichnen; stellt man sie aber einem Priester, dem niedrigsten Mönche gegenüber, so beugen sie sich in Ehrfurcht; sie weigern sich beharrlich, die Ausübung jeder anderen Religion zu dulden; denn trotz dem, daß sie mit ihrer Ungläubigkeit prahlen, sind sie im Grunde eifrige Katholiken. Sollte die Geistlichkeit jemals politischen Einfluß erlangen, so würden sie Alle vor ihr zittern. So diente z. B. bei der letzten Empörung gegen den Präsidenten Bustamente der Erzbischof von Mexiko lange Zeit als Vermittler zwischen den Empörern und der Regierung, und auf seine Verwendung gewährte Bustamente den Rebellen einen Waffenstillstand. Die Macht der Geistlichkeit ist aber augenblicklich gebrochen, sobald eine gesetzliche Verordnung den Verkauf ihrer Güter, die Beraubung der Kirchen befiehlt. Denn weder moralische Eigenschaften, noch ein aufgeklärter religiöser Eifer hebt die mexikanischen Priester; ihre Macht beruht allein auf ihren Reichthümern und auf der kindischen Furcht einer Bevölkerung, welche allen alten Aberglauben, selbst bis zur Götzendienerei der Azteken bewahrt hat.

Wenn man sich vom Mittelpunkte der Stadt entfernt, um die Vorstädte zu besuchen, so begegnet man statt der regelmäßigen Straßen, der breiten Trottoire, der fast fürstlichen Häuser, die man so eben bewundert hat, plötzlich verfallenen Gebäuden, stinkende Schmutzrinnen sperren den Weg, die Pferde sinken bis an die Brust in einen schwarzen Koth, und auf den Unrathhaufen, welche die Plätze bedecken, beißen sich die sopilotes, die frei herumlaufenden Hunde, um die gefallenen Thiere, die man ihnen im Mittelpunkte eines bevölkerten Stadtviertels zur Beute gibt. Hier und da erhebt sich ein Kloster oder eine Kirche in diesen nur von den Lepreros bewohnten Straßen. Diese Lepreros, ein schmutziges und faules, sein Elend frech zur Schau tragendes Volk, geben den Straßen Mexiko's einen eigenthümlichen Charakter. Ungefähr zwanzigtausend in Lumpen gehüllte Lepreros irren in den Straßen der Hauptstadt umher; sie stolziren auf den besuchtesten Plätzen herum; besonders die Frauen

fürchten ihre Begegnung und ihre Unverschämtheit. Diebstahl und Bettelei sind die einzigen Mittel, durch die jene kaum civilisirt zu nennenden Indianer sich ihren Unterhalt zu verschaffen suchen. Doch gibt es einzelne sehr fähige und talentvolle Leute unter ihnen, aus denen man durch vernünftige Unterweisung nützliche Mitglieder der Gesellschaft bilden könnte, der sie gegenwärtig zur Plage gereichen.

Die Lepreros schnitzen mit einem bloßen Messer Figuren von ausserordentlicher Vollendung aus Wachs. Diese zarten Figuren zerbrechen beim Transporte, und es ist fast unmöglich, sie nach Europa zu bringen. Als die Akademie San Carlos noch bestand, leisteten die aus Mitleid aufgenommenen Indianer Beweise von einer Nachahmungsgabe, welche aufgemuntert zu werden verdiente. Jetzt sind alle öffentlichen Anstalten verlassen, und die Lepreros, von der während der spanischen Herrschaft bestehenden Aufsicht befreit, irren, sich selbst überlassen, in den Straßen umher, beleidigen die Vorübergehenden und erwarten nur das Zeichen eines Anführers, um eine neue Revolution zu beginnen. Die Regierung fürchtet ihren unruhigen Geist und läßt sie in Ruhe. Ist ein Mensch bei einer aus Trunkenheit entstandenen Schlägerei ermordet worden, so wird der Mörder selbst nicht einmal aufgesucht; was thut ein Leprero mehr oder weniger, es bleiben ihrer immer noch zu viel für die Sicherheit der Hauptstadt.

Verläßt man die Stadt, um das Dorf Guadalupe zu besuchen, so kömmt man auf eine der alten, von den Azteken gebauten Kunststraßen. Der Weg ist schlecht unterhalten, und von Zeit zu Zeit gewahrt man die Trümmer einer alten Wasserleitung, welche Mexiko mit Wasser versorgte. Nach einer Stunde Weges gelangt man nach dem Dorfe Guadalupe; ein regelmäßiger, aber zum Theile von verfallenen Gebäuden umgebener Platz dient den Einwohnern und den zahlreichen Gläubigen als Markt, welche jährlich den Schutz unserer lieben Frau von Guadalupe anzurufen kommen, deren Kapelle eine der Seiten des Platzes einnimmt.

Im Jahre 1531, zehn Jahre nach der Eroberung Mexiko's, kam ein Indianer, Namens Juan Diego, welcher nach

der Hauptstadt ging, um sich in der katholischen Religion unterweisen zu lassen, durch Tepeyac. Die Jungfrau erschien ihm, und befahl ihm den Bischof zu benachrichtigen, daß sie an dem Fuße des Berges von Tepeyac eine Kapelle errichtet zu sehen wünsche, gerade unter dem Gipfel, auf dem ehemals ein Tempel der Erdgöttin Tonantzin gestanden habe, welche, die Menschenopfer verschmähend, nur Tauben und Turteltauben als Opfer angenommen hatte. Juan Diego wurde vom Bischofe zurückgewiesen und begab sich wieder nach seinem Dorfe; die Jungfrau erschien ihm aber zum zweiten Male und trug ihm wieder dieselbe Botschaft auf, welche, wie die erste, verachtet wurde. Die Jungfrau zeigt sich dem Diego zum dritten Male und befiehlt ihm, auf dem dürren Felsen von Tepeyac Rosen zu holen. Juan gehorcht, kommt nach dem bischöflichen Palaste und zeigt dem Bischofe sorgfältig gepflückte und in eine grobe Leinwand eingehüllte Rosen; auf der Leinwand selbst war das göttliche Bild der Jungfrau zu sehen. Dieses ehrfurchtsvoll aufbewahrte Bild ist ein Gegenstand der Verehrung für die Mexikaner geworden, welche der Hülfe unserer lieben Frau von Guadalupe das Ende einer der längsten Ueberschwemmungen zuschreiben, von denen die Hauptstadt heimgesucht worden ist. Es stellt die Jungfrau dar in einem himmelblauen mit Sternen besäten Mantel; das Kleid ist von blauer Farbe mit goldenen Verzierungen, die Füße ruhen auf einem von einem Engel getragenen halben Monde. Das Gemälde ist abscheulich, es ist nur wegen der sich daran knüpfenden Sage bemerkenswerth. Die Kapelle unserer lieben Frau von Guadalupe besitzt einen fast fabelhaften Reichthum, die bedeutendsten Grundeigenthümer haben sie mit Geschenken ausgeschmückt; Edelsteine, Gold, Silber sind von allen denen, die der Patronin von Mexiko verpflichtet zu sein glaubten, im Ueberflusse geliefert worden*). Nicht weit davon erhebt sich eine andere von einem aus dem Schiffbruche geretteten Spanier errichtete Kapelle in Gestalt eines Schiffes. Eine

*) Ueber die Heiligthümer der hl. Jungfrau von Guadalupe und de los Remedios findet sich unten ein Weiteres.

dritte kleinere Kapelle bedeckt eine warme Quelle, welche Heilkräfte, besonders gegen Hautkrankheiten, besitzt. Die Indianer kommen in Schaaren dahin, um ihre Heilung zu suchen, und die Mexikaner pilgern wenigstens jährlich zu unserer lieben Frau von Guadalupe.

Von der Höhe des Berges, auf dem sich ehemals der Tempel der Tonantzin erhob, genießt man eine prächtige Aussicht. Der Dom von Guadalupe, die zahlreichen Kapellen, das Innere dieser kleinen, so belebten Stadt selbst bilden den Vordergrund des Panorama's; der Blick beherrscht die alten Seen, schweift bis nach Mexiko und wird erst von dem beschneiten Gipfel der Vulkane oder der Cordilleren begränzt, die wie eine undurchdringliche Mauer das große Thal von Tenochitlan umgeben.

Nachdem ich mich einige Tage in Mexiko aufgehalten hatte, mußte ich wieder an die Abreise denken. Ich wollte den Staat Guanajuato besuchen, welcher die bedeutendsten Bergwerke von Mexiko enthält und bis nach San Juan los Lagos gehen, um mir einen Markt anzusehen, der durch seine kaufmännische Wichtigkeit meine Wißbegierde lebhaft erregte. Die Waaren Europa's werden dort gegen alle Produkte von Mexiko umgesetzt, und acht Tage lang findet man Europäer neben allerlei noch ununterworfenen Indianerstämmen. Der Markt von San Juan zeigt zugleich auch einen religiösen Charakter: die Mehrzahl der Käufer kommen als Wallfahrer dahin und ziehen um den die Kirche umgebenden Platz auf den Knieen und unter grausamen Geißelungen. Sind aber die religiösen Pflichten einmal erfüllt, so überlassen sich die Pilger den größten Unordnungen. Eine unglaubliche Zügellosigkeit herrscht während dieses Marktes, auf dem alle Bewohner der Umgegend zusammenströmen; die reichen Grundbesitzer drängen sich um die Spieltische, und oft rollen die Einkünfte eines ganzen Jahres in die Kasse des Bankhalters. Wenn die Witterung günstig ist, finden sich mehr als zweimalhunderttausend Leute zusammen, von denen die meisten unter freiem Himmel mitten unter den Waaren und dem Vieh schlafen, denn San Juan ist nur ein kleines, den ganzen übrigen Theil des Jahres hindurch verlassenes Dorf, und die ländliche Bevölkerung

gewinn= und vergnügungssüchtig, bringt alle Zeit, welche nicht den Geschäften bestimmt ist, in einem beständigen Taumel zu. (De Chavagne. Revue Independante.)

Allgemeine Ansicht der Stadt Mexiko.

Mexiko, 1524 durch die Spanier auf derselben Stelle gegründet, auf der einst Tenochtitlan sich aus den Fluthen des See's von Tezcuco erhob, bedeckt einen Quadratflächenraum von etwa 10,500 spanischen Fußen Seitenlänge und hat gegen 206,000 Einwohner, mit Einschluß der Fremden, deren Zahl man auf 4= bis 5000 angibt, und des Militärs. Die Stadt ist so orientirt, daß die einander fast überall in rechten Winkeln durchschneidenden Straßen fast genau von Süd nach Nord und von Ost nach West laufen. Nur in den Vorstädten trifft man hie und da anders laufende, nirgends aber eigentlich krumme Straſsen an. Die Hauptstraſsen, ja alle Straſsen der eigentlichen Stadt sind sehr breit, wohl meist breiter, als die Hauptstraſsen großer Städte Europa's, dabei sind sie schnurgerade. Das Straſsenpflaster ist eher schlecht, als gut, und keineswegs so vorzüglich, als in kleineren Städten Neu=Spaniens, z. B. in Puebla oder selbst in Oajaca. Besonders schlecht sind die Trottoirs. Sie sind sehr schmal und meist nur mit kleinen Steinplatten höchst uneben belegt. In der Mitte der meisten Straſsen gibt es unterirdische, in anderen offene Kanäle, welche das Regenwasser rc. abführen sollen, die indeß, da sie der natürlichen Lage Mexiko's, an den Ufern des See's von Tezcuco wegen (dessen Bette und mit ihm sein Wasserstand sich jährlich erhöht*) nur wenig Fall haben, sich jeden Augenblick verstopfen. Diese

*) Der Unterschied zwischen dem Niveau der Stadt und dem des See's von Tezcuco beträgt jetzt kaum noch ½ Vara 18 Zoll spanisches Maß.

Kanäle sind nur mit dicken, eben nicht allzu dicht neben einander liegenden Steinplatten bedeckt. Bei Regenwetter treten sie aus, und die Strassen werden überschwemmt, während bei trockenem und warmem Wetter der in ihnen angehäufte Schlamm rc. mephitische Gerüche aushaucht, welche die gewöhnlich jeden Nachmittag eintretenden Winde selten ganz zu vertreiben vermögen. Schmutziger noch sind diejenigen Strassen, in denen nicht bedeckte Kanäle, sondern offene Rinnen die Mitte derselben durchziehen. In ihnen herrscht, wenn das Wetter nicht für lange Zeit sehr trocken war, ein beständiger Morast, der oft bis zur Höhe eines Schuhes das Pflaster bedeckt.

Die Straßen sind dagegen, wie schon gesagt, schnurgerade und 6000 bis 9000 Fuß lang. Da sie zugleich ganz eben sind, so überfliegt das Auge ihre ganze Länge mit einem Blicke, und ruht aus auf den düsteren, das Thal von Mexiko umgebenden Gebirgen, welche, der Klarheit der Atmosphäre wegen, so nahe erscheinen, als erhöben sie sich unmittelbar am Ende der Strassen. Zu den bedeutendsten unter diesen gehört die Calle de los Plateros, wo fast lauter Juweliere und Goldschmiede wohnen, in deren Läden man ungeheuere Reichthümer sehen kann. Die Calle del Aguila ist durch ihre Breite ausgezeichnet und trägt ihren Namen von einem alten aztekischen Steinbilde, einen Adler darstellend, an einer der Ecken dieser Strasse stehend. Die Calle de Tacuba, eine der längsten der Stadt, ist die alte Strasse von Tlalcopan, durch die einst Cortez jenen merkwürdigen Rückzug antrat, in der Nacht des 1. Juli 1520, welche die Spanier „noche triste“, traurige Nacht, nannten.

Reisende, selbst v. Humboldt, haben gewöhnlich behauptet, daß die Privathäuser der eigentlichen Stadt in einem guten Style erbaut seien. Es ist wahr, die meisten dieser Häuser, aus blasigem Mandelsteine (Tetzontli) oder einem Feldspath-Porphyr ohne Quarz aufgeführt, haben ein Ansehen von Solidität und Dauerhaftigkeit, welches man selten bei Privatgebäuden anderer Städte antrifft; allein der Baustyl derselben ist im Allgemeinen weder rein, noch geschmackvoll. Nur bei wenigen

ist die Ordnung rein oder vollständig. Zwar sind die Fronten keineswegs mit Zierrathen überladen; aber die wenigen, welche sich finden, sind geschmacklos erfunden und noch geschmackloser angebracht. Ein kühnes Gesimse sieht man nirgends, ja selten einmal das volle Gebälke irgend einer Ordnung, selbst wenn es von den correspondirenden Säulen getragen wird. Gemeinhin umlaufen nur wunderlich zusammen gewürfelte Kranzgesimse die Gebäude, über denen dann eine einfache, meist schlichte, zuweilen auch durchbrochene Attika als Brustlehne das platte Dach umgibt. Sehr wenige oder gar keine Gebäude stehen auf erhöhten Fundamenten oder haben vorspringende Plinthen. Die Thürschwelle ist meist im Niveau mit der Strasse, selten um wenige Zolle über dieses erhöht. Oft liegt die untere Flur der Häuser tiefer als die Strasse. Die Gebäude sind fast durchgängig drei Stockwerke hoch. Balcons aus Schmiedeisen, hübsch, oft kunstreich gearbeitet und mit broncenen oder messingenen, oft vergoldeten Knäufen, Rosetten und dgl. verziert, sieht man fast vor jedem Fenster in den Etagen. Die meisten Fronten sind geschmacklos mit grellen Farben: roth, blau, grün, orange rc., angestrichen, einzelne auch musivartig mit verglaseten Fliesen belegt. Auch Heiligenbilder in Nischen und Schreinen sieht man häufig an den Fronten der Häuser angebracht. Vor manchen derselben brennen beständig Lampen oder Wachskerzen. Das milde Klima und die trockene Luft erhält die Farben auf den Wänden der Häuser lange in ihrer ursprünglichen Frische.

Im Erdgeschoß gibt es selten Fenster. In ihm befinden sich gewöhnlich Buden und Kaufläden aller Art, deren beständig offen stehende Thüren (die Flügel öffnen nach innen) ihnen Licht zu führen. Zuweilen sind diese Läden reich und geschmackvoll aufgeputzt. Große Schilder über und neben den Thüren tragen den Namen des Besitzers, die Namen der Hauptartikel jedes Ladens und zuweilen auch noch einen Spruch oder ein Emblem zur Empfehlung der Güte und Wohlfeilheit dieser Artikel.

Besser als das Aeußere der Häuser ist gemeinhin ihr Inne-

res. Große Thore führen zunächst in einen viereckigen Hof, der, oft größer, oft kleiner, häufig mit Blumentöpfen und Bäumen besetzt ist. Um jede Etage läuft eine oben bedeckte Gallerie oder Säulengang mit einer Brustwehr, die gemeiniglich auch mit blühenden Gewächsen in mehr oder minder geschmackvollen, oft porzellanenen und mit Reliefs verzierten Vasen besetzt ist. In diese Gallerien öffnen die Thüren zu den Hauptzimmern oder Sälen, aus denen man dann zu den Nebenzimmern gelangt. Die Zimmer sind meist alle geräumig und 15 bis 20 Fuß in den Wänden hoch. Sie haben stets nur wenige Fenster, und die meisten von diesen sind zugleich Balconthüren. Die Zimmer pflegen mit hellen Farben al Fresco gemalt und bei wohlhabenden Leuten die Wände mit guten Gemälden und Kupferstichen in prächtigen vergoldeten Rahmen verziert zu sein. Sonst sah man fast ausschließlich Heiligenbilder in den Häusern; jetzt trifft man häufig auch profan-historische und mythologische Scenen an. Seltener sind Landschaften. Die französischen colorirten Kupferstiche und Steindrücke finden großen Beifall. Das Meublement ist gemeinhin glänzend lackirt und vergoldet. Reiche Leute haben auch Meubles von Acayou*) und anderen kostbaren inländischen Hölzern. Gemeinschaftlich sind diese Meubles plump und schlecht gearbeitet, selbst wenn sie von europäischen Handwerkern in Mexiko angefertigt werden. Die besten sind immer noch die, welche aus Nordamerika und Frankreich eingeführt werden. Selten fehlt in einem Zimmer die Statue eines oder mehrerer Heiligen aus Holz oder Wachs in einem Glaskasten auf den Ecktischen. Daneben pflegen große französische Blumenbouquets in Porzellanvasen und unter Glasglocken aufgestellt zu sein. Sopha's, Commoden, ꝛc. kennt man nur wenig. Reihen von Stühlen oder langen Bänken mit Sitzen von Holz oder Rohrgeflecht stehen gewöhnlich dicht gedrängt die Wände entlang; jede Ecke hat ihr halbrundes oder viereckiges Tischen (rinconera), auf welchem die oben genannten Heiligenbilder und Blumenvasen prangen, und ein etwas grö-

*) Mahagony.

ßerer Tisch, auf dem etwa eine Pendule steht, nimmt die Mitte der Hauptwand ein. Dieß ist das ganze Meublement. Kleidungsstücke &c. bewahrt man in Koffern in den Schlafzimmern, wo man auch zuweilen eine Commode antrifft.

Einen zweiten inneren Hof, mit dem ersteren mittelst großen Durchgangs verbunden, umgeben im Erdgeschoß gemeinhin die Ställe, Remisen, Waschhaus &c., in den Etagen die Küchen, Bedientenzimmer, Vorrathskammern und dgl.

Die Fußböden aller Zimmer sind gewöhnlich mit Barnsteinen belegt, welche entweder ihre natürliche Oberfläche haben, oder mit Oelfarbe roth oder blau und weiß angestrichen sind. Die Decken bestehen aus sehr nahe an einander liegenden Balken mit Brettern überdeckt, welche dann die oft doppelt und mehrfach liegenden Barnsteine des Fußbodens der nächsten Etage oder die des Daches tragen. Letztere, die Dächer, pflegen mit einem Cement überzogen zu sein, um das Eindringen des Wassers zu hindern. Sie sind immer ein wenig abhängig. In den Zimmern liegen die Balken gewöhnlich dem Auge offen da. Zuweilen trifft man indeß auch Plafonds, gewöhnlich aus bemalter, auf Rahmen gezogener Leinwand, seltener aus Stuck. Teppiche sind wenig im Gebrauche; statt ihrer bedient man sich gewöhnlich der Matten aus Palmblättern, welche oft recht fein und nett geflochten sind.

Wir haben schon gesagt, daß in den Erdgeschossen sich gewöhnlich Buden und Kaufläden oder sonstige Geschäftszimmer befinden. Die wenigen ausser diesen noch vorhandenen Zimmer gehören entweder zu ihnen oder dienen als Magazine oder zur Wohnung des Pförtners, Kutschers oder anderer Diener. Die Belle Etage ist meistens vermiethet. Die dritte, zu welcher oft eine besondere Treppe vom Hofe aus führt, wird vom Eigenthümer bewohnt. Die Treppen sind immer aus Stein, meist sehr breit und bequem.

Man muß gestehen, daß diese Wohnungen, wenn auch eben nicht sehr bequem, nach unseren Begriffen von Bequemlichkeit, doch dem warmen Klima Mexiko's, in welchem kaum eine Veränderung der Temperatur bemerkbar wird, Oefen und

Kamine unnöthig sind, und ein ewiger Sommer herrscht, äußerst angemessen sind. Ein dichtes, festes Dach zum Abfallen des Regens, und hohe, lustige Zimmer ist Alles, was nöthig ist, und dieß gewährt die Bauart der Häuser in Mexiko vollkommen. Glasfenster sind mehr ein Artikel des Luxus, als der Nothwendigkeit, doch sind sie nicht selten.

Schmutziger noch als die eigentliche Stadt, ja elend, sind die Vorstädte oder sogenannten Barrios. Der Reisende, welcher zum ersten Male nach Mexiko kommt und sie durchfährt, kann kaum glauben, daß er sich wirklich in der berühmten reichen Hauptstadt Neu-Spaniens, dieses vermeintlichen „Dorado,“ befinde. Die Strassen sind eng, häufig ohne Pflaster und voll Kothes und Haufen Unrathes. Die Häuser sind klein, niedrig, aus Luftsteinen erbaut und häufig ohne Bewurf. Mephitische Dünste steigen aus den offenen Thüren und Fensteröffnungen auf, die Luft verpestend, in welcher die zerlumpten, wild aussehenden Bewohner athmen. Diese Vorstädte sind wahre Schlupfwinkel des Lasters, wahre Höhlen des Verbrechens. Selbst bei Tage ist es nicht räthlich, sie unbewaffnet zu betreten, und doch ist die Stadt mit Polizeisoldaten versehen, welche bei Tage und bei Nacht die Strassen zu Pferde durchziehen, auch wohl manches Verbrechen hindern, aber nicht hinreichen, alle zu verhüten. Diese Leute gleichen Soldaten, tragen hellblaue, mit Roth aufgeschlagene Uniformen und sind mit kurzen Lanzen bewaffnet.

Ich erstieg einen der Thürme der Kathedrale, von dem herab man einen ausgedehnten Ueberblick über die Stadt genießt. Unmittelbar zu meinen Füßen lag der große Hauptplatz (plaza mayor), auf dem eine Menge Menschen, Ameisen gleich, durcheinander liefen, ritten und fuhren. Weiter hin erblickt man den eigentlichen Marktplatz, den jedoch um diese Stunde das Gewühl der Feilschaftenden bereits verlassen hatte. Lange, volkreiche Strassen dehnen nach allen Richtungen sich aus. Rasch übersliegt das Auge die terrassenförmig, bald niedriger, bald höher sich erhebenden platten Dächer der Häuser, die nicht entstellt sind durch unförmliche Schornsteine, aus denen

dicker Rauch sich langsam emporwälzt und die Atmosphäre verfinstert. Hell und glänzend lagen sie da im herrlichen Sonnenscheine des Südens, und wenn sich ja hie und da ein Rauchwölkchen rasch aufwärts wirbelte, so hatte es doch keinen Einfluß auf den klaren, tiefblauen Himmel über ihm, in dessen unendlichen Weiten es bald verschwand. Hie und da erblickte man ein Dach mit Blumen-Vasen und Kübeln voll blühender Sträuche besetzt, unter denen, nach altspanischer Sitte, am Abende der Klang der Guitarre ertönt. Kuppeln und Thürme in großer Anzahl erheben sich allenthalben, weit hinausragend über die platten Dächer. Ein Amerikaner zählte 105 Kuppeln, Dome und Thurmspitzen. Nur ein prismatisches Dach bemerkte ich, das einer alten Kirche. Es war mit Schindeln gedeckt und trug über dem Chore statt einer Kuppel ein dreifüßiges, kegelförmiges Dach. Das düstere Gebäude gemahnte mich unter seinen freundlichen Nachbarn wie aus den Eisregionen des nördlichen Schwedens hergeworfen, wie ein eisgrauer Nordlandsriese, ehrbar einherschreitend unter den fröhlichen Kindern des Südens.

Ueber die Stadt hinaus erblickt man die großen Ebenen des Thales von Tenochtitlan mit den von der Stadt weit sich hinziehenden Alleen und Straßen, mit seinen spiegelglatten, in der Sonne blitzenden Seen, von Deichen durchschnitten, mit seinen freundlichen Dörfern, Meiereien und Landhäusern und mit seinen isolirten, kegelförmigen Hügeln, umgürtet von düsteren, wolkenumlagerten Gebirgen. Leider hatten die Vulkane, der Popocatepetl und Iztaccihuatl, neidisch ihre glänzenden Häupter verhüllt und dem vor mir ausgebreiteten prachtvollen Panorama damit eine seiner herrlichsten Zierden geraubt, aber dennoch war es ein großer, ein unaussprechlich erhabener Anblick! Kein Panorama irgend einer anderen Stadt, am wenigsten einer europäischen, dürfte dem von Mexiko an erhabener, majestätischer Schönheit gleichkommen. Der Feder wie dem Pinsel wird die Darstellung desselben ewig unerreichbar bleiben. Lange stand ich da, verloren in den Anblick der zu meinen Füßen ausgebreiteten Pracht. Humboldt hat Recht. Es sind nicht

seine Gebäude und Monumente, ich setze hinzu, es ist auch nicht seine Regelmäßigkeit und die Breite seiner endlosen Straßen, durch welche Mexiko jenen großartigen Eindruck hervorbringt, der unverlöschlich in der Erinnerung des Reisenden fortdauert, den auch ich empfand und mit forttrug im bewegten Busen; nicht vergängliche Werke der Menschenhand sind es, es ist das Werk dessen, der den Tropfen am Eimer eine Welt sein hieß, es ist die Erhabenheit, die Majestät der die Stadt umgebenden hohen, unvergleichlich prachtvollen Natur! Man darf hier nicht an eine schöne europäische Gegend denken. Mexiko ist etwas ganz Anderes. Nichts Einzelnes zieht hier das Auge an, dieß ist oft traurig, häßlich, — es ist die unbeschreibliche, fremdartige Erhabenheit des großen Ganzen, welche mit unwiderstehlicher Gewalt eindringt auf den Beschauer und ihn fortreißt zu Bewunderung und Entzücken.

Unter den öffentlichen Plätzen Mexiko's ist der, dessen eine Seite die Kathedrale einnimmt, und welcher Plaza mayor genannt wird, der größte. Er ist vielleicht größer, als irgend ein ähnlicher in einer anderen Stadt der Welt. Er ist von Norden nach Süden 1250 Fuß lang und von Osten nach Westen 800 Fuß breit. Auf dem nördlichen Theile desselben steht die Kathedrale, ein schönes Gebäude, im reinsten dorischen Style erbaut, auf derselben Stelle, auf der einst der Haupttempel der Azteken sich erhob. Die Ostseite begränzt die lange und niedrige Fronte des Palastes der Föderation (ehemals des Vicekönigs), welche durchaus nichts Bemerkenswerthes darbietet. Ihm gegenüber begränzt den Platz eine Reihe schöner Gebäude, vor denen Arkaden und Colonnaden hinlaufen, nebst dem ehemaligen Palaste der Familie Cortez, erbaut auf der Stelle, welche einst der Palast des Montezuma einnahm. Im Süden, der Kathedrale gegenüber, erhebt sich an dem Platze eine andere Reihe schöner Gebäude, ebenfalls mit Säulengängen, deren eines, ehemals die Casa del Cabildo, die Wohnung des Gouverneurs der Stadt und ihres Distriktes (districto federal) ist. Es ist sehr schade, daß die westliche Ecke dieses herrlichen Platzes durch ein unförmliches, großes, einstöckiges Gebäude, der Parrian,

entstellt wird, eine Art von Bazar, wie der zu Puebla, in welchem sich Kaufläden aller Art befinden. Man hat oft daran gedacht, dieß Gebäude wegzuräumen, allein sein Werth ist 120,000 Pesos, und die Regierung kann die bedeutende Einnahme noch nicht entbehren, welche ihr durch Vermiethung der in demselben befindlichen Kaufläden zufließt, weshalb es denn immer noch besteht und einen der schönsten Plätze der Welt entstellt.

Diesen Platz zierte einst die berühmte Reiterstatue König Karl's IV. von Spanien. Sie erhob sich auf einem marmornen Piedestale in der Mitte eines herrlich mit Porphyrplatten gepflasterten Ovals, mit einem schönen, reich mit vergoldeter Bronce verzierten Eisengeländer umgeben, durch welches vier schöne eiserne Thore führten. Jetzt ist alles dieß verschwunden. Die Statue steht, von ihrem Piedestale herabgestiegen, im Hofe des Universitätsgebäudes, und der Platz ist gegenwärtig ganz mit kleinen Steinen schlecht gepflastert.

Ein reges Leben bewegt sich beständig unter den Arkaden und Säulengängen, welche, wie oben gesagt, zwei Seiten des großen Platzes umgeben und sich noch weit in die Strassen de los Tlapaleros und del Coliseo viejo hinabziehen. Kaufläden, Speise-, Wein- und Kaffeehäuser befinden sich unter diesen Arkaden. Kleine Krämer in Galanteriewaaren, Büchern, Wachsfiguren, Spielsachen, Obst u. dgl. haben unter ihnen ihre Stände, und Verkäufer von Zeitungen und Flugschriften drängen sich schreiend durch die hier beständig auf und abwogende Menge. Dem Fremden muß man hier mit Goldsmith zurufen: „mind your pockets!“ *), denn Beutelschneider und Taschendiebe haben hier ebenfalls ihr Standquartier. Geputzte Herren aller Stände drängen und stoßen einander, oder sitzen, Erfrischungen nehmend, in den glänzenden lockenden Sälen der Restauration. In ihre zerrissenen Mäntel gewickelt, lehnt das Volk der Leperos und Bettler an den Pfeilern, die Vor-

*) „Gebt acht auf eure Taschen!“

übergehenden anbettelnd oder bettelnd. Vor den Buden und in den Läden feilschaften Käufer und Verkäufer, und der Hammer des öffentlichen Aufstriches ertönt in einem langen, dazu bestimmten Saale bei offenen Thüren, während vor einem Heiligenbilde, in der Fronte eines gegenüberstehenden Hauses angebracht, devote Frauen knieen, versunken in Gebet und nicht achtend auf das sie umsummende, lärmende Getreibe. Das Ganze stellt eine Scene voll Leben dar, wie ich sie sonst nirgends so eigenthümlich wieder gesehen.

Ich ging von hier in den Parian. Dieß Gebäude enthält Ausschnittläden, Uhrmachereien, Galanterieläden etc. und umschließt einen großen, viereckigen Hof, in welchem mehrere Reihen Buden sich befinden, in denen alle Arten fertiger Kleider verkauft werden. Der Fremde, welcher ohne Kleidung nach Mexiko käme, würde sich hier in einem Augenblicke vollkommen damit versehen können. Von den Schuhen bis zum Hute findet er Alles vorräthig. Hier sieht man besonders die niedrigere Volksklasse und Indier sich drängen und feilschaften, für deren Bedürfnisse das Etablissement auch wohl vorzüglich berechnet ist.

Das bewegte Leben in den Straßen der Hauptstadt war für mich etwas Neues, da ich es während meines Aufenthaltes in der Republik in keiner anderen Stadt so angetroffen hatte. Besonders neu war mir das Ausrufen von Gemüsen, Früchten, Brod, Milch, Atole, Tamales etc. und von Industriewaaren der Eingebornen durch die Verkäufer in den Straßen. Diese sind meist Azteken, und das Ausrufen geschieht in ihrer Muttersprache, nicht in der spanischen, so daß nur die in der Stadt Mexiko Einheimischen verstehen, was ausgerufen wird. Die Verkäufer tragen gemeinhin Alles auf den Köpfen in Körben und anderen Gefäßen.

Am Abende machte ich in Begleitung mehrerer Bekannten noch einen Spaziergang durch die Stadt. Die Straßen fand ich gut erleuchtet. Die an den Häusern befestigten Laternen sind groß, rein gehalten und mit Reverberen versehen. Der Brennstoff ist Oel. Diese Erleuchtung, weise in besseres Straßen-

pflaster, verdankt Mexiko dem Vicekönige Grafen Revillagigedo, der überhaupt viel für Stadt und Land gethan hat. Zuerst gepflastert ward die Stadt um 1603 unter der Regierung des Vicekönigs Don Juan de Mendoza y Luna, Marquez de Montesclaros. Unter den Colonnaden an der Plaza mayor wogte noch immer eine bedeutende Menschenmenge, nur theilweise eine andere, als am Tage. Die kleinen Buden und der Parrian waren geschlossen, die Obsthändler und Zeitungsverkäufer verschwunden, der Hammer des Aufstriches verstummt. Dagegen waren die Restaurationen, die Kaffee- und Eishäuser noch zahlreicher besucht und erschienen noch glänzender, als am Tage. Auch in den Ausschnitt- und Galanteriewaaren-Läden wogte noch reges Leben. Die Kühle des Abends genießend und leichte Unterhaltung pflegend, wogte die Menge, unter der jetzt auch manche geschmückte Dame sichtbar ward, in den Säulengängen auf und nieder. Hier hörte man die Töne aller Sprachen der gebildeten europäischen Welt; denn viele Fremde lustwandelten unter den Arkaden. Unter ihnen waren die Franzosen besonders zahlreich und laut. Wir traten in die Sociedad grande und ließen uns einige Erfrischungen reichen. Dieß große Gasthaus, in der Nähe der Arkaden, ist der Hauptversammlungsort der Mexikaner zu allen Zeiten des Tages. Das Erdgeschoß enthält zu beiden Seiten eines Innerhofes große Säle, in deren einem besonders Wein, Kaffee und andere warme Getränke zu haben sind, während im anderen nur Eis und Kühlendes gegeben wird. In der Etage gibt es mehrere Billard- und sonstige Spielsäle, auch Logirzimmer für Fremde. Alle diese Zimmer und Säle waren reich, mit zum Theile sehr kostbaren, meist colorirten großen Kupferstichen in breiten goldenen Rahmen, Argand'schen Lampen, schönen Meubles, großen Trumeaux geschmückt. Das Ganze könnte sehr elegant genannt werden, wenn nicht ein unerträglicher Schmutz überall herrschte, der besonders die gediehlten Fußböden stark überdeckte. Man sah hier nichts von der so äußerst reizenden Sauberkeit der Sociedad grande in Puebla, welche ich einige Tage zuvor besucht hatte. Die Säle waren voll von Gästen, ausschließlich Männer,

welche, kannegießernd und Cigarren aller Art schmauchend, die Tische umlagert hielten. Wohl mag der Gewinn des Besitzers dieses Etablissements bedeutend sein. (Mühlenpfordt.)

Markt, öffentliche Spaziergänge, Wasserleitungen.

Es ist unstreitig eine der interessantesten Unterhaltungen für den Nordländer die, welche ihm ein Morgenspaziergang auf Mexiko's Markte gewährt, und er kann sie jeden Morgen genießen; denn in Mexiko gibt es nicht, wie in anderen Städten, einen bestimmten Markttag in der Woche, sondern jeden Morgen, selbst die Festtage nicht ausgenommen, wird Markt gehalten.

Der Marktplatz, Plazuela del Volador, wird nördlich von der Südseite des Palastes, östlich von dem Universitätsgebäude und südlich und westlich von Privathäusern begränzt. Er ist zwar etwas kleiner, als die Plaza mayor, aber immer von bedeutender Größe. Fast alle hier verkauften Gegenstände werden auf dem Kanale von Chalko durch Indier in größeren und kleineren Booten herbeigeführt, nahe am Markte gelandet und dann auf dem Rücken zu diesem getragen. Vieles kommt indeß auch von anderen Seiten her, zu Lande auf dem Rücken des Indiers oder auf Eseln, zur Stadt. Tausende von Indiern, oft aus großer Ferne herbeigekommen, sind jeden Morgen auf dem Markte versammelt und haben ihre verschiedenartigen Waaren am Boden auf Matten vor sich ausgebreitet. Fleischer, Seiler und andere Gewerbe haben hier ihre Buden. Unter ihnen drängen sich Käufer und Käuferinnen, lärmende Kinder, betrunkene Leperos und neugierige Fremde. Das Ganze bietet eine äußerst lebendige, sehr charakteristische Scene dar. Hier sieht man zu großen, oft geschmackvoll mit Blumen umlegten und besteckten Haufen aufgethürmt die schönsten Früchte Euro-

pas: Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Apricosen ꝛc. Dicht daneben liegen, in eben so großen und eben so geschmückten Haufen, die herrlichsten Früchte der heißen Landstriche, von denen viele, selbst dem Namen nach, dem Europäer unbekannt sind. Da sieht man mächtige Haufen von Bananen oder Pisangs aller Art, Ananas, Aguacates (Laurus persea), Nanches, Guayavas (Psidium), Citronen, Limonen, Limas, Orangen aller Art, Zapotes negros, blancos und verdes, Chirimoyas und Anonas, Tunas und Pitayas (Cactusfrüchte), Chalotes, Granadillas (Frucht einer Passionsblume), Mameyes, Melonen (Wassermelonen) oder Sandias, Granatäpfel ꝛc. Weiterhin verkauft eine Anzahl alter weißköpfiger und junger schwarzäugiger Aztekinnen Tomatl Gitomatl (Liebesäpfel, solanum lycopersicum) nebst den verschiedenen Arten Chile (spanischen Pfeffer, Capsicum). Ihnen folgt ein alter Mann mit einigen Säcken Papas (Kartoffeln). Neben ihm an hält ein anderer schön geflochtene Matten und Körbe feil. Dort feilschen einige Spinnerinnen um rohe Wolle und Baumwolle; hier bietet man grobe wollene Decken von Queretaro, dort zierliche Töpferwaaren von Puebla feil, da wieder verkauft man rohe Felle. An einem anderen Orte hält eine reinlich gekleidete Frau eine Bude mit erfrischenden und berauschenden Getränken aller Art, und vor derselben und in ihrer Nähe lagern verschiedene Indierfamilien, Männer, Weiber und Kinder, und verzehren zufrieden ihr einfaches Mal von Tortillas (Maiskuchen), Chile und Salz nebst einem Glase erfrischendem Pulque, gewonnen auf den Ebenen von Apam, aus dem Safte des Maguay (Agave americana). Weiterhin wieder verkauft man Fleisch verschiedener Art; doch wendet das Auge des Fremden sich davon bald wieder ab, denn es gewährt, wenn es gleich von guter Beschaffenheit ist, kein appetitliches Ansehen, was von der Art des Schlachtens und dem regellosen Zerhacken der Stücke herkommt. Eine ungeheuere Menge von Geflügel: Hühner, Puter, Tauben und wilde Enten von den Lagunen, unter diesen besonders Anas clypeata und Anas crecca, sieht man hier. Die Enten findet man roh, fast immer schon ganz oder halb gerupft

und auch gebraten. Sie sind ausserordentlich billig, und man kauft oft zwei bis drei Stück, schon gebraten, um 1/2 Real (2 Gr.). Nur ärmere Leute pflegen sie zu essen. Auch Schildkröten, Frösche und dergleichen Thiere, zu denen auch der Axolote, eine Art Wassersalamander, gehört, verkauft man hier. Fische gibt es wenige, und diese sind gewöhnlich sehr theuer. Ich sah nur eine Art frischer Fische hier, die sogenannte Pesca blanca, welche 9 bis 10 Zoll lang ist, und in den Lagunen gefangen wird. Getrocknete Fische, unter diesen eine Forellenart, sind häufiger, aber ebenfalls theuer und schlecht. Hasen und Kaninchen gibt es in Menge, seltener Rothwildpret. Es versteht sich, daß auch Gemüse aller Art: Kohl, Erbsen, Bohnen, Frijoles, Spinat, Rettige rc. nicht fehlen; doch sind diese, mit geringen Ausnahmen, bei Weitem nicht so gut, als in Europa.

Ungeheuere Heerden von Hornvieh, Ziegen, Schafen rc. kommen alljährlich aus den Nordstaaten der Republik nach Mexiko.

Die Früchte der Tropen wachsen in geringer Entfernung von der Stadt. Die europäischen Früchte werden durch die Indier an den Ufern der Seen von Chalco und Xochimilco, auch auf den Chinampas oder sogenannten schwimmenden Gärten gebaut und in Canoas zur Stadt gebracht. So groß auch der Marktplatz ist, reicht er doch nicht hin für die Menge der Verkäufer, so daß noch die Straßen in seiner Nähe mit ihnen angefüllt sind.

Vom Markte wandten wir uns zum Kanale de la Viga, auch Kanal de Chalco genannt. Er zieht sich dem Spaziergange (Paseo) gleiches Namens zur Seite hin. Dieser Paseo ist eine etwa 40 Fuß breite, einige Fuß über den Boden erhöhete Straße. Vier Reihen Bäume theilen sie in drei Alleen. Die mittlere ist für Wagen und Reiter, die schmälere zu beiden Seiten für Fußgänger bestimmt. Hie und da sind Bänke zum Ausruhen angebracht. Das Ganze könnte recht hübsch sein, wenn es besser im Stande erhalten wäre. Zu einer gewissen Jahreszeit *) ist,

*) Im Frühjahre, in den Monaten, März, April und Mai.

so will es eine alte Sitte, diese Promenade sehr besucht. Jetzt war sie öde, und nur etwa dem Fremden ist es erlaubt, sie um diese Jahreszeit zu besuchen. Ein Mexikaner würde sich sehr hüten, den „Paseo de la Viga“ oder irgend einen anderen Vergnügungsort zu einer anderen Zeit, als der von der „Costumbre“ (Gebrauch, Mode) vorgeschriebenen, zu besuchen; denn nirgends klebt man so bis zur Lächerlichkeit an dem, was Herkommen und Mode etheischen, als in Neuspanien. Ich glaube, daß man einen Verstoß dagegen fast einer Todsünde gleich achten würde.

Der Kanal ist etwa 18 bis 20 Fuß breit und von nur geringer Tiefe. Er war aber mit einer Unzahl Canoas bedeckt, in welchen Indier die Erzeugnisse ihres Fleißes zu Markte fuhren. Da sah man große Boote mit plattem Boden, beladen mit Pyramiden oder Früchten und Garten-Erzeugnissen aller Zonen, geschmückt, ja fast überdeckt mit Blumen der verschiedenartigsten Formen und brennendsten Farben. Andere führten Pyramiden von Maiskolben, andere waren mit Weizen- und Gerstenstroh beladen, noch andere führten Geflügel aller Art. Fast immer wurden diese Fahrzeuge durch die Frauen der Indier mittelst langer Stöcke fortgeschoben. Oft hatten sie dabei noch einen Säugling auf den Rücken gebunden. Der Mann saß gewöhnlich sehr gemächlich und breit im Canot und klimperte auf seiner „Jaranita“ (kleine Guitarre mit fünf Saiten) den beliebten „Jarabe“ (Nationaltanz). In einigen dieser Boote bemerkten wir Frauen, welche Baumwolle in schmale, weiß und blaugestreifte Zeuge woben. Sie bedienten sich dazu der äußerst einfachen Handwebe, welche überhaupt unter den Indiern noch allgemein im Gebrauche ist. Eine andere Art Canoas sahen wir, klein, nicht größer, als eine Art Mulde, in welcher einzelne Frauen, einen Topf mit Milch oder Pulque, oder einen Korb mit in große Blätter gewickelter Butter neben sich, rasch dahinflogen. Diese Fahrzeuge, aus einem Baumstamme gehauen, sind so klein und flach, daß ich jeden Augenblick fürchtete, sie umschlagen zu sehen; allein mein Begleiter versicherte mich, daß die Frauen das Fahren mit denselben so gut verstän-

den, und das Gleichgewicht in ihnen so gut zu halten wüßten, daß für sie gar keine dergleichen Gefahr vorhanden sei.

In der Nähe des Punktes, an welchem der Paseo sein Ende erreicht, und die Marschländer des See's von Chalco beginnen, führt eine Brücke von einem Bogen über den Kanal. Diese Brücke dient nicht nur als solche, sondern auch hauptsächlich als Thor, um den Kanal mittelst eines Balkens (Viga) verschließen zu können. Neben der Brücke steht nämlich das Zollhaus (Guarita), in welchem von allen in die Stadt geführten Artikeln ein Zoll (Acabala) gegeben werden muß. Von jenem Baume, mit welchem die Passage auf dem Kanale bei Nacht gehemmt wird, hat dieser und der Paseo den Namen.

Schon am Paseo sieht man einige, wenn auch nur Miniatur-Exemplare der berühmten Chinampas oder sogenannten schwimmenden Gärten. Es sind dieß schmale, lange Erdstücke, mit Wassergraben umgeben. Die Erde aus den Gräben dient zur Erhöhung des Bodens der Chinampas, wie auch zugleich zum Dünger. Wir fuhren auf dem Kanale nach dem kleinen Dorfe Santa Annita, an den morastigen Ufern des See's von Chalco gelegen; dieser kleine Ort ist ganz von Chinampas umgeben, welche mit Gartenfrüchten aller Art und Blumen bebaut waren, oft auch zugleich die Hütte des Eigenthümers trugen. Sie waren an Form u. s. w. denen am Kanale ganz ähnlich, nur bei Weitem größer. Jedes der Parallelogramme ist hier 400 bis 500 Fuß lang, 30 Fuß breit und erhebt sich etwa 4 Fuß über die Oberfläche des Wassers in den es umgebenden 12 Fuß breiten Kanälen. Aus diesen gehen die Gartenfrüchte von den Chinampas auf Booten in den Kanal de la Viga und so auf den Markt von Mexiko. Ich sah nur feste Chinampas. Die wenigen schwimmenden, welche noch auf dem See von Chalco sich befinden sollen, und von Humboldt beschrieben worden sind, sah ich nicht.*)

*) Dieser schwimmenden Gärten geschieht weiter unten ausführliche Erwähnung.

Bei der Rückkehr von diesem Ausfluge besuchten wir die „Plaza principal de toros,“ das Haupttheater für die Stiergefechte, welches unmittelbar an dem Thore steht, das zum Paseo de la Viga leitet. Es ist ein großes, rundes Gebäude von Holz, auf einem mit einer Mauer umgebenen Platze erbaut, auf welchem auch die Ställe für die Stiere sich befinden. Im Innern des Gebäudes befindet sich ein großer, runder Platz, die Arena, für die Gefechte bestimmt. Sie ist zunächst von einer Barriere aus starken Planken umgeben, über welche die Sitzreihen amphitheatralisch sich erheben. Das Theater faßt zwischen zwei- und dreitausend Personen und ist, wenn Stiergefechte gegeben werden, immer gedrängt mit Zuschauern angefüllt. Die beiden oberen Sitzreihen sind in Logen abgetheilt, in welchen die feine Welt Platz zu nehmen pflegt. Sie sind recht nett bemalt. Das jetzige Theater steht erst seit ungefähr sechs Jahren; das alte ward dem Eigenthümer aus Rache in Brand gesteckt.

Am Nachmittag machte ich einen Gang zur Alameda, der bekannten Hauptpromenade Mexikos, und dem sogenannten Paseo nuevo, einer anderen Promenade in der Nähe der ersten. — Die Alameda, auf welche die Bewohner der Hauptstadt so stolz sind, ist ein keineswegs sehr ausgedehnter, mit Barrieren und Thoren umgebener, länglich viereckiger Platz. Breite, gerade, gepflasterte Wege ziehen sich über ihn hin und kreuzen einander nach regelmäßigen Figuren. Sie sind zu beiden Seiten mit hohen, schattenden Bäumen bepflanzt. Einige sehr schlecht ausgeführte steinerne Statuen römischer Gottheiten sollen der Alameda zur Zierde dienen. Auf den Kreuzungspunkten der Alleen sind Fontänen angebracht. Sie sind, wie die Statuen, höchst geschmacklos. Ihre Wasser erhalten sie aus dem Aquäduct von Santa Fé, welcher sich dicht an der Nordseite der Alameda vorüberzieht. An einigen Punkten hatte man angefangen, die zwischen den Alleen bleibenden Räume mit Blumen zu bepflanzen; allein auch dieß war ohne die geringste Idee von Geschmack geschehen. Die Räume waren mit Lattenzäunen umfaßt, wohl verschlossen, und in gerade Beete abgetheilt. Die

nicht über einen Fuß breiten Wege zwischen den letzteren Kanälen voll Wasser, und auf ihnen selbst wuchs mehr Unkraut, als blühende Gewächse.

Der sehr solid gebaute Aquäduct, dessen so eben gedacht worden, ist 38,461 englische Fuß lang, und ruht mit einem Dritttheil dieser Länge auf Arkaden. Er führt das Wasser der Quellen zur Stadt, welche bei Santa Fé in der Gebirgskette entspringen, die das Thal von Mexiko von dem von Toluka und Lerma trennt. Schon im alten Tenochtitlan gab es eine aus einer doppelten Reihe gebrannter Thonröhren bestehende Wasserleitung, welche das Wasser dieser Quellen der Stadt zuführte. Noch jetzt sieht man von ihr Reste. Der heutige Aquäduct endet an der Brücke de la Mariscala, in dem Theile der Stadt, welcher die Traspana genannt wird. Das Wasser hält etwas Weniges kohlensauren Kalk.

An der Alameda steht unmittelbar ein Theater für Stiergefechte. Es ist, wie das oben beschriebene, ebenfalls aus Holz und von ähnlicher Form wie jenes, nur viel kleiner.

Der Paseo nuevo, zu dem der Weg vor dem Hospitale de San Andres und dem durch die Revolution von 1829 merkwürdig gewordenen Gebäude, La Acordada *) genannt, vorüberführt, ist ein, um einige Fuß über die ihn umgebenden Moorstrecken erhöhter, breiter Weg, zu beiden Seiten mit Reihen noch ganz junger Bäume bepflanzt. Kein kühlender Schatten schützt auf dieser Promenade das Haupt des Wandernden vor den brennenden Strahlen der tropischen Sonne. Zwei Springbrunnen zieren den Paseo: der ältere ist nicht ohne Geschmack; der neuere, erst 1829 erbaut, würde sehr geschmackvoll werden können, wäre er nicht durch unförmliche Statuen aus Stein in gezwungenen, lächerlichen Stellungen entstellt. Oben auf dem Brunnen thront nämlich Amerika, ein dickes Frauenzimmer, bewaffnet mit Köcher, Bogen und Lanze. Ihr zu Füßen liegen, niedergeschmettert von ihrer starken Hand, die Tyrannei, der Aberglaube, die Zwietracht und, irre ich nicht, der Neid. Die

---

*) Das Gebäude dient als Staatsgefängniß.

Figuren, lebensgroß, sind jämmerlich, von schlechter Arbeit in Zeichnung und Ausführung. Der Brunnen selbst, der eine Art offenen Tempels darstellt, und das Bassin, in dessen Mitte er sich erhebt sind mit Geschmack entworfen und recht gut ausgeführt. Der Baumeister ist Don Joaquin Heredia.

Man erblickt vom Paseo nuevo einen ziemlich ausgedehnten Theil des Thales von Mexiko, bis zum Felsen von Chapoltepec, dessen weißes Schloß freundlich aus seiner grünen Umgebung herüberblickt, und weiter bis an die düsteren Gebirge, welche das Thal begränzen.

Unweit des Paseo erhebt sich die sogenannte Citadelle (Ciudadela). Es ist dieselbe ein veraltetes, ziemlich großes, einstöckiges Gebäude mit einem oder zwei Höfen in der Mitte, welches am Ende eines weiten Angers steht, der mit einem breiten Graben umzogen ist. Das Gebäude ist im dorischen Style recht gut ausgeführt. Eine Brücke leitet über den Graben, und durch ein Thor, zu dessen beiden Seiten sich verfallene Wachthäuser befinden, zu demselben. Sähe man nicht überall Soldaten ihr Wesen treiben, ständen nicht Schildwachen vor den Thüren und wären nicht viele Fenster des Gebäudes halb oder ganz vermauert, so möchte man dasselbe eher für ein großes Land- oder Fabrikhaus, als für eine Citadelle ansehen. Auch war es ursprünglich die königliche Tabaksfaktorei (Estanco de Tabacos). Die Zimmer haben bombenfeste Gewölbe. Das Dach ist platt.

Unweit dieser Citadelle tritt der zweite Aquäduct Mexiko's in die Stadt. Er führt das Wasser der Quellen von Chapoltepec herbei, ist 10,826 Fuß lang und ruht auf 904 Bogen aus Steinen und Barnsteinen, mit Cement überzogen. Die Wassersäule ist 4 1/2 Quadratfuß im Querschnitte. Auch diese Quelle leitete schon vor der Eroberung von Tenochtitlan ein Aquäduct zur Stadt, den indeß die spanischen Hauptleute Alvarado und Olid während der Belagerung zerstörten. Das Wasser von Chapoltepec enthält viel kohlensauren Kalk und andere Stoffe. Der Aquäduct endet in einem großen, in schlechtem Geschmacke aufgeführtem Portale, vor dem ein Becken steht,

in welches das Wasser herabfällt. Dieß Portal heißt Salto del agua, der Wassersprung. (Mühlenpfordt.)

Die Kirchen in Mexiko.

Die Kathedrale steht genau auf demselben Platze, welchen einst der Haupttempel oder Teocali der Azteken, der des Huitzilopochtli und seines Zwillingsbruders, des Tlaloch, einnahm. Sie ward gegründet durch den Kaiser Karl V. und den Pabst Clemens VII., mittelst Bulle vom 9. September 1530, und vom Pabste Paul III. 1547 zur Metropolitankirche erhoben. Der Eroberer Cortez, als er das heutige Mexiko an der Stelle des von ihm zerstörten Tenochtitlan*) wieder aufzubauen begann, wies anfänglich den Platz des aztekischen Tempels den Franziscaner-Mönchen zur Errichtung einer kleinen Kapelle und eines Klosters für zwölf Mönche an. Bald darauf erhielt dieser Orden indeß den Platz, auf welchem jetzt sein Kloster steht, und Cortez und Zamarraga (erster Bischof von Mexiko) erbauten auf dem jetzigen Platze die erste Kathedrale. König Philipp II. erließ 1552 den Befehl, diese abzureißen und an ihrer Stelle eine neue größere zu erbauen. Diese ist die jetzige. Unter dem Bischofe Pedro Moya de Contreras begann 1553 der Bau, der 84 Jahre dauerte. 1657 ward die Kathedrale vollendet und durch den Bischof Marcos de Prado am 22. Dezember eingeweiht. Die Kosten des Baues betrugen 1,752,000 spanische Piaster oder Pesos, jeden zu 8 Silberrealen = 1 Rthlr. 8 Gr. sächsische Conv.-Münze, und wurden von den Königen Philipp II., III. und IV. und Karl II. hergegeben. Die beiden Thürme, welche jetzt das Gebäude zieren, sind viel später, erst 1791, vollendet worden.

Das Gebäude ist von Nord nach Süden $155^2/_3$ Veras

---

*) Sprich: Tenotschtitlan.

oder 447 spanische Fuß lang und 73 Varas oder 219 Fuß von Osten nach Westen breit. Es erhebt sich an der Nordseite der Plaza mayor, auf einer erhöhten Estrade von ziemlicher Ausdehnung, schön gepflastert und mit 126 schweren eisernen Ketten, welche in netten Porphyrpfeilern, jeder 2 Varas hoch, hängen, eingeschlossen. Das Gebäude ist äußerst solid aus Porphyrquadern und im reinsten dorischen Style erbaut. Die nach Süden gerichtete Hauptfaçade hat drei Portale neben einander, deren mittleres drei Stockwerke hat, während die beiden anderen deren nur zwei haben. Die untere Etage ist in dorischer, die zweite in jonischer und die dritte in korinthischer Ordnung ausgeführt und mit Säulen derselben Ordnung geschmückt. Reliefs und Statuen mit Geschmack und durchaus ohne Ueberladung angebracht, zieren diese Portale. Zu jeder Seite derselben erhebt sich einer der beiden schönen Thürme. Sie bestehen jeder aus drei Etagen. Die untere ist schlicht, nur an den Ecken mit vorspringenden Pfeilern verziert. Die zweite ist in dorischer, die dritte in jonischer Ordnung aufgeführt und mit, diesen Ordnungen entsprechenden, Pfeilern geschmückt. Das Ganze schließt eine glockenförmige Kuppel aus Quadern, welche aber einen runden mit einem Kreuze geschmückten steinernen Knopf trägt. Diese Kuppeln sind mit einer Balustrade umgeben, geziert mit kolossalen Statuen, die Stifter der geistlichen Orden darstellend. Auch über dem Gesimse der zweiten Etage findet sich eine solche Balustrade, die mit Vasen aus Stein geschmückt ist.

Bis 1787 war von dem westlichen dieser Thürme nur das untere, vom östlichen aber zwei Stockwerke vorhanden. In diesem Jahre fing man an, sie weiter zu bauen, und 1791 wurden beide vollendet. Die Baukosten betrugen 190,000 Pesos (Piaster). Ihre Höhe über der Estrade (atrium) beträgt 218 spanische Fuß bis zur Spitze der Kreuze.

Ueber dem Hauptportale, mitten zwischen beiden Thürmen, befindet sich die Uhr. Ihr Zifferblatt ist von stark vergoldetem Metalle. Drei Statuen, Glaube, Liebe und Hoffnung darstellend, schmücken hier das Gebäude. Diese Statuen sind gut ausgeführt, wenn auch gerade kein Meisterwerk.

An den östlichen Thurm stößt rechts die Fronte des sogenannten Sagrario oder der Pfarrkirche des Sprengels. Es ist sehr zu bedauern, daß diese, im allerschlechtesten Schnörkelgeschmacke des $^{17}/_{18}$. Jahrhunderts, nicht im gothischen, wie Bullock und Andere sagen, erbaute Façade hier steht. Um ihre Geschmacklosigkeit, welche neben der herrlichen Fronte der Kathedrale schon genug in's Auge springt, noch auffallender zu machen, hatte man so eben die Schnörkelreliefs sämmtlich weiß, den Hintergrund derselben aber chocoladebraun angestrichen! Ich konnte mich des lauten Spottens darüber nicht enthalten, und wünsche nur, daß der Pinsel sich enthalten möge, die Façade der Kathedrale auf ähnliche Weise zu renoviren.

Die übrigen Fronten der Kirche sind einfach, im dorischen Style. Die nördliche hat zwei, die östliche und westliche jede eine Thüre in gleichem Style.

Das Innere der Kathedrale besteht aus fünf Schiffen neben einander. Sie sind sämmtlich in dorischem Style erbaut und mit sehr schönen, kühnen Gewölben überspannt. Vierzehn große Pfeiler in zwei Reihen begränzen das Haupt- oder Mittelschiff. Jeden derselben umstehen an seinen vier Seiten eben so viele majestätische dorische Säulen, welche die Seitenbögen tragen, auf denen die Gewölbe des Mittelschiffes und der ihm zunächst liegenden beiden Seitenschiffe ruhen. Mit ihrem anderen Ende ruhen die Gurtbogen der Gewölbe dieser Seitenschiffe auf anderen vierzehn Pfeilern in zwei Reihen, von denen auch die Seitenbögen und Gurten der Gewölbe der letzten beiden Seitenschiffe ausgehen, deren andere Enden dann in die Umfassungswände des Gebäudes eingebunden sind. Hinter diesen letzteren Pfeilern mit ihren und den Umfassungswänden verbunden, trennen Scheidewände die beiden letzten Seitenschiffe jedes in sieben Theile, deren jeder eine Kapelle bildet. Diese Kapellen sind mit Thüren und Gitterwerk von Eisen, reich vergoldet, geschlossen. Die meisten der in ihnen befindlichen Altäre sind in gutem Style einfach und geschmackvoll. Nur zwei oder drei von ihnen sind im überladenen Schnörkelgeschmacke der Zeiten Ludwig's XIV.

Im Fonde des Gebäudes, am nördlichsten Ende des Mit-

telschiffes, befindet sich der Altar für gewöhnliche Messen. Er ist reich und glänzend, in ziemlich reinem korinthischem Style ausgeführt. Vor ihm erhebt sich, auf dem Gewölbe des Mittelschiffes ruhend, eine achteckige große Laterne. Diese ist mit einer ebenfalls achteckigen Kuppel bedeckt, auf welcher wieder eine kleinere ebenfalls mit einer Kuppel geschlossene Laterne ruht. Die untere Kuppel trägt, al Fresco gemalt, in ihren acht Feldern Gruppen der Patriarchen und berühmtesten Frauen des alten Testamentes, die obere, ebenfalls al Fresco die Himmelfarth der Jungfrau Maria.

In der Mitte des Hauptschiffes, vor dem eben genannten Altare und diesseits der Kuppel, steht der Hochaltar, El Cipres genannt. Dieser ist zwar sehr reich, aber äußerst geschmacklos, voll Schnörkel und Schnitzwerk, und, wie der zu Puebla, zu hoch für die Kirche. Seine Spitze berührt den Dom. Die erste Etage dieses Altares hat außen Säulen von Holz, reich vergoldet und marmorartig angestrichen. Die Säulen, welche unmittelbar das Tabernakel umgeben, sind von Jaspis, die welche das Tabernakel selbst bilden, von Silber, und die im Inneren desselben von Gold. Statuen der zwölf Apostel zieren diese Etage. In der zweiten Etage findet sich das Bild U. L. Frauen von der Himmelfahrt, nebst denen der Lehrer und Patriarchen der katholischen Kirche. Zu beiden Seiten des Presbyteriums befinden sich die Pulte — Ambones — zum Absingen der Epistel und des Evangeliums bei der Hochmesse. Sie sowohl, als die Kanzel sind jedes aus einem einzigen Stücke Tecali, einer Art stark durchscheinenden, sehr reinen, kohlensauren Kalkes, verfertigt.

Das ganze Presbyterium, zu welchem man vier hohe Stufen hinan steigt, ist mit einer Balustrade aus Bronce, auf deren Pfeilern leuchtertragende Statuen stehen, umgeben. Diese Balustrade läuft, einen breiten Gang, die Crujia, zwischen sich lassend, bis zum Chore fort, den sie ebenfalls umgibt. Auch die zum Chore führenden Thüren sind aus Bronce. Diese Balustrade ward zu Macao in China gegossen und 1730 in der Kathedrale aufgestellt. Sie wiegt 53,400 Pfund, und das Metall soll so viel Gold enthalten, daß ein Goldschmied sich erboten

haben soll, gegen Ueberlassung desselben eine massiv silberne Balustrade von gleichem Gewichte an ihre Stelle zu liefern. Zahlreiche Statuen zieren die Balustrade, doch sind sie von unbedeutendem Kunstwerthe, plump in Zeichnung und noch mehr in der Ausführung.

Der über dem Boden der Kirche um etwa 3 bis 4 Fuß erhöhte Chor ist reich mit Vergoldung verbrämt. Auf ihm befinden sich die Sitze der Chorherren und zwei ziemlich gute kleine Orgeln.

Die Kathedrale besitzt Kostbarkeiten von großem Werthe. Die darin befindlichen Kirchenkleider, Altardecken ꝛc. (paramentos) sind die reichsten der Republik. Sie sind theils von Karl V., theils von anderen Königen, theils aber auch von Privatleuten der Kirche geschenkt, theils hat sie diese auch selbst angekauft. Ihre nähere Beschreibung dürfte mehrere Bogen füllen.

Das Domkapitel (el cabildo) besteht aus 26 Capitularen. Es gibt einen Dekan, Erzdekan, Kantor, Schulmeister, zwei Schatzmeister, einen Doctoral, einen Magistral, einen Lectoral und einen Pönitentiarius. Dazu kommt noch eine Menge Kirchendiener (capellanos de coro) und Chorknaben (monacillos ò infantes para el servicio de acòlitos). Das Orchester ist sehr gut.

Am nördlichsten Ende der Kirche finden sich an der Westseite der Capitelsaal (sala del cabildo), die Schatzkammer, die Kammer der geistlichen Zehnten und die öffentliche Bibliothek der Kirche, welche von den Canonicis Luis und Cayetano Torres gestiftet worden. An der Ostseite findet sich die Sacristei, das Chocoladezimmer*) und das Collegium der Zöglinge.

Wir haben schon oben bemerkt, daß an die Ostseite der Kathedrale auch das sogenannte Sagrario stößt. Dieß Gebäude dient als Pfarrkirche und ist 54 Varas lang und breit. Das Innere besteht aus drei Schiffen, ist solid, aber geschmacklos, und steht mit dem der Kathedrale durch eine Thüre in Verbin-

*) In welchem die Geistlichen nach geendigter Messe Chocolade nehmen.

bung. Der Grundriß dieses Gebäudes bildet ein Kreuz, dessen Dimensionen nach allen Seiten gleich sind. In den durch diese Form entstandenen leeren Winkeln befinden sich verschiedene Räume, deren einer als Sacristei benutzt ist, während ein anderer zum Aussetzen der Gestorbenen des Spreugels vor ihrer Beerdigung dient.

Noch müssen wir der Glocken gedenken, welche in den Thürmen der Kathedrale sich finden. Die größte hängt im westlichen Thurme. Sie ist zugleich die größte in der Republik, heißt Maria de Guadalupe und ist 18 Fuß hoch und etwa 9 Fuß im unteren Durchmesser. Sie kam 1792 in den Thurm. Außer ihr gibt es noch zwei große Glocken. Die eine derselben, Donna Maria, wiegt 150 Zentner und ist 1754 gegossen; die andere wiegt 149 Zentner und ward 1793 in dem Thurme aufgehangen.

Das Kloster San Francisco ist ein weitläufiges Etablissement mit einem jährlichen Einkommen von nahe an 100,000 Pesos, größtentheils durch Almosen aufgebracht. Die Kirche ist, wie alle in Neuspanien, sehr solid, auch in ziemlich gutem Style erbaut. Die Wände derselben sind, gleich denen aller Zimmer, Corridors und Zellen des Klosters, mit großen Bildern bedeckt, Scenen aus dem Leben und den Wundern des Stifters des Ordens darstellend. Diese Bilder (Oel) sind im Ganzen schlecht genug, doch hat ihre Betrachtung viel Interessantes in Hinsicht der dargestellten Gegenstände. Mir verschaffte der Besuch des Klosters mehrere angenehme Stunden, welche ich großentheils vor den Bildern zubrachte.

Dieß Kloster verdankt seine Entstehung einem Laienbruder, Fray Pedro de Gante, den man für einen natürlichen Sohn Kaiser Karl's V. hält. Dieser, ein sehr thätiger Mann, lehrte die Eingebornen zuerst die nützlichsten europäischen Künste und ward so ihr Wohlthäter.

Das Kloster San Domingo mit seiner Kirche, gelegen an der Straße und dem Platze gleiches Namens, ist ebenfalls ein sehenswerther Punkt Mexiko's. Es ist sehr weitläufig und besitzt große Reichthümer. Die Kirche ist mit Gemälden, Statuen rc.

glänzend verziert. Die Capitäle der Säulen, die Heiligenschreine sind reich vergoldet. Das Ganze ist voll Pracht, aber überall fehlt Geschmack. Das Kloster ist vom jetzigen Gouvernement zuweilen als Staatsgefängniß benützt worden, und es dürfte den hier eingesperrten Gefangenen sehr schwer, wo nicht unmöglich sein, zu entkommen. Mehrere tausend Personen finden im Kloster Raum. Der Mönche sind gegenwärtig nur noch wenige.

Auf der schön gepflasterten weiten Estrade vor der Kloster-Kirche sieht man noch in einem großen, flachen Steine das Loch, in welchem einst der Pfahl stand, an den die Opfer der Inquisition gebunden wurden, ehe man sie, dem Gott der Liebe zu Ehren, dem Flammentode übergab. Dieß Tribunal ward 1820 durch Kaiser Augustin I. (Iturbide) aufgehoben. Bis dahin stand es unter der Jurisdiction der Dominikaner. Noch ist in der Vorhalle des Klosters ein aztekisches steinernes Schlangenbild bemerkenswerth. Es ist ein zusammengerollter riesiger Wurm, der, aufgerollt, nahe an 50 bis 60 Fuß lang sein würde. Er erhebt das Haupt wie zum Sprunge und hält im Rachen das sehr verstümmelte Bild einer zierlich gekleideten Jungfrau. In den jetzt leeren Augenhöhlen saßen vielleicht einst Edelsteine.

Der ehemalige Palast der Inquisition steht dem Dominikanerkloster gegenüber, an der Plazuela de San Domingo, auf der einst die Verurtheilten verbrannt wurden. Er ist ein großes Gebäude von recht hübschem Aeußeren, dem man es nicht ansieht, zu welchen Zwecken es einst errichtet worden. In ihm waren die Gefängnisse für Ketzer und Irrgläubige, starke, düstere, gewölbte Räume über der Erde. Unterirdische Gefängnisse gab es hier nicht, da der feuchte und schwammige Boden, auf dem Mexiko erbaut ist, das Anlegen derselben nicht erlaubte. Das Gebäude diente vor einigen Jahren als polytechnische Schule. Jetzt soll es, wie ich hörte, zum Nationalmuseum eingerichtet werden. Das Innere desselben konnte ich leider nicht zu sehen bekommen, so viele Mühe ich mir auch deßhalb gab. An den Wänden der Gefängnisse soll man noch jetzt manchen

geistreichen Vers oder Spruch lesen, einst geschrieben von den hier eingeschlossenen Unglücklichen.

Die Kirche im Kloster de la Profesa ist unstreitig eine der geschmackvollsten in Mexiko. Sie ist in einfacher Pracht, durchaus ohne Ueberladung gehalten. An Größe kommt sie fast der Kathedrale gleich. Silberne und vergoldete Leuchter und Candelaber schmücken die Altäre. Viele, jedoch nur mittelmäßige und schlechte Gemälde bedecken die Wände. Im Kloster waren mir unter diesen besonders drei auffallend. Sie bilden, so zu sagen, eine Triologie von Gemälden und stellen das menschliche Herz, besessen von den sieben Todsünden, und dessen Bekehrung dar. Auf jedem derselben sieht man ein riesiges Herz, auf dem ein Menschenhaupt sitzt. Auf dem ersten Bilde sitzt im Inneren des Herzens Satanas mit Schwanz, Pferdefuß, Ofengabel 2c. 2c., umgeben von einer Kröte, einer Schlange, einem Geisbocke, einem Tiger, einer Schildkröte, einem Pfau und einem Schweine. Das zweite Bild stellt den Teufel dar, wie er mit seinem Thiergefolge das Herz zu verlassen beginnt, während von der anderen Seite eine weiße Taube hineinzudringen sich bemüht. Im dritten Bilde hat die Taube das Herz in alleinigem Besitze, und Satan und Gefolge fliehen in der Ferne, unstreitig dem Höllenpfuhle zu.

Die Architektur der Kirche Santa Terese ist in gutem Geschmacke gehalten. Die Zierrathen sind einfach und gefällig. — Die gefälligste aber unter allen von mir besuchten Kirchen der Hauptstadt ist die von Jesus Maria. Sie ist mit großer Eleganz und im reinsten Geschmacke verziert. Eine Doppelreihe weißer korinthischer Säulen mit vergoldeten Capitälern und Vasen trägt den reich und geschmackvoll verzierten und schön al fresco gemalten Dom und Gewölbe.

Das Hospital, genannt el Hospital de Jesus, de las Naturales, zur Aufnahme von armen Kindern und Greisen der Indier bestimmt, ward von Cortez gegründet und bepfründet. Das Gebäude ist geräumig, im Viereck gebaut, mit einem Hofe in der Mitte. Die Krankenzimmer sind rein und lustig; die Wohnzimmer der Wärter, die Küchen 2c. bequem und gut angelegt.

Man zeigte uns mehrere Portraits von Personen aus der Familie Cortez, die Standarte, unter welcher der Eroberer dieß weite Reich invadirte und des unglücklichen Montezuma glänzenden Thron umstürzte, und einen großen Tisch, der einst sein Eigenthum war, und dessen Blatt aus einem einzigen Brette von Mahagonyholz besteht. In der zu dieser Stiftung gehörenden niedlichen Kapelle befinden sich, seinem eigenen Wunsche gemäß, die irdischen Reste des großen und glücklichen Abenteurers. Sie werden in einer großen, eisenbeschlagenen Kiste aufbewahrt. Ein Monument, dem Helden von seinem späteren Erben, dem Herzog von Monteleone, errichtet, trägt seine, von Tolsa sehr gut ausgeführte Büste von Bronce, den Feldherrn im reiferen Alter darstellend, und erzählt in hochtrabender Inschrift seine Thaten. Dieß Stift hatte ehemals eine jährliche Einnahme von mehr als 50,000 Piaster. Jetzt ist sie sehr geschmolzen. (Mühlenpfordt.)

Aufenthalt in der Stadt Mexiko. — Der Congreß. — Santana. — Geselligkeit. — Freies Benehmen des schönen Geschlechts. — Mexikos Verfall. — Paredes. — Die Zukunft Mexikos.

Die Nascimientos, halb geistliche halb weltliche Gesellschaften, in welchen man verschiedene Episoden aus der Weihnachtsgeschichte darstellt, waren eben zu Ende gegangen, und ich hatte die einzige Gelegenheit verloren, eine mexikanische Abendgesellschaft zu sehen, die noch ihren nationalen Charakter bewahrt hat. Um mich zu trösten, wollte ich die am 1. Januar 1844 stattfindende Eröffnung des Congresses abwarten.

Der General Santana, dessen interimistische Präsidentschaft die Folge einer Revolution gewesen war, fürchtete, daß der Congreß für alle Uebergriffe, welche er sich erlaubt hatte, Re-

chenschaft von ihm fordern werde. Um den Angriffen zuvorzukommen, hatte er ein Decret veröffentlicht, in welchem er erklärte: 1) daß die der provisorischen executiven Gewalt zugestandene Macht unbegränzt sei, daß also jene keine andere Verpflichtung übernommen habe, als das Wohl der Nation zu fördern, und daß mithin die Verantwortlichkeit für seine Handlungen vor dem ersten Nationalcongresse nur rein moralisch sein könne; 2) daß keine Handlung der executiven Gewalt als nichtig erklärt werden könne, sofern nämlich die Nichtigkeit dieser Handlungen nur auf Mangel an hinreichender Vollmacht begründet werden könne; 3) endlich, daß die durch die provisorische Gewalt geschlossenen Verträge unverletzlich seien, sofern die öffentliche Meinung die Wahrung der durch diese Verträge hervorgerufenen Interessen verlange, und daß die legislative Gewalt nicht das Recht habe, sich damit zu beschäftigen. Dieses einige Tage vor Eröffnung des Congresses erlassene Dekret erschreckte alle furchtsamen Gemüther. Santana hielt es nicht der Mühe werth, selbst zu erscheinen, um die gesetzmäßige Bekleidung mit der Präsidentenwürde zu empfangen, zu der er durch die Stimmen der Wahl berufen worden war. Er beauftragte Canalizo ihn zu vertreten und den Congreß zu eröffnen. Canalizo that es mit einer Rede, in der er die Ruhe des Landes und den wachsenden Wohlstand hervorhob, und versprach, daß aus den von dem Generale Santana getroffenen Maßregeln binnen Kurzem ein allgemeiner Friede hervorgehen werde; er bemerkte ferner, daß der Eifer, der Patriotismus und die beharrliche Festigkeit des Präsidenten nur durch eine ewige Dankbarkeit Mexiko's belohnt werden könnten.

Der Redner des Congresses, Ximenes, antwortete ihm mit Würde und Festigkeit. Er sagte unter anderem: „Wenn wir die schönen Namen: Vaterland, Freiheit, Ordnung, Fortschritt, Wohlstand und Ruhm aussprechen, so fragen sich die Mexikaner ob das Ziel ihrer Leiden naht, ob ihre Rechte gesichert, die Herrschaft der Gesetze hergestellt; ob die Leidenschaften der Gerechtigkeit, Billigkeit und Mäßigkeit Platz gemacht, oder ob dieser unglücklichen, von Partheien zerrissenen Republik nichts wei-

ter übrig bleibt, als den Verlust ihrer Größe und ihres Wohlstandes zu beklagen. Den höchsten Behörden kömmt es zu, auf diese Fragen zu antworten; die Antwort darf aber nicht in bloßen Worten bestehen, denn die Völker sind der eitlen und schönklingenden Versprechungen müde, die Antwort muß sich auf Thatsachen stützen, deren erste das Vertrauen sein muß, welches die Rechtschaffenheit der Machthaber einflößt." Diese mit dem Tone der Ueberzeugung ausgesprochenen Worte erschreckten die Mitglieder des Congresses, deren Mehrheit wenig geneigt war, sich gegen den Despotismus Santana's aufzulehnen.

Ich hatte geglaubt, in Mexiko das Leben und die Zerstreuungen einer großen Hauptstadt zu finden, aber meine Hoffnungen waren von kurzer Dauer. Es gibt in Mexiko keine Gesellschaft, und ein Fremder erlangt nur sehr schwer Zugang in Familienkreisen. Die Mexikaner, weit entfernt, den Fremden mit Wohlwollen entgegen zu kommen, scheinen vielmehr eine Art Widerwillen gegen sie zu haben, der ohne Zweifel aus einem geheimen Gefühle ihrer Inferiorität entspringt. Auch werden die Frauen, welche sich beim Empfange eines Gastes mit ihren schönsten Diamanten schmücken und kaum einige ceremonielle Phrasen fallen lassen, dem Fremden durch diese thörichte Eitelkeit bald zuwider. Deshalb versprach ich mir, sobald die Formalitäten der Einführung kaum vorüber waren, keinen Gebrauch von der Erlaubniß zu machen, welche mir durch die in Mexiko sinnlose Formel: „**Esta casa sta a la disposizion de usted**" (dies Haus steht zu Ihrem Befehle) gegeben worden war. Ich beschied mich also, zu warten, bis ein Ball oder eine andere große öffentliche Gesellschaft mir eine Gelegenheit geben würde, mich von der Schönheit der auf dem Passeo trotz ihrer kupfrigen Haut ziemlich reizend aussehenden Frauen zu überzeugen.

Die fortwährenden Revolutionen haben auf die Geselligkeit in Mexiko einen verderblichen Einfluß ausgeübt. Die Feste und die großen Gesellschaften sind so selten geworden, daß man sich in der Erinnerung behält, daß in dem und dem Jahre, in dem und dem Monate ein Ball stattgefunden hat. Die traurige Lage der Grundbesitzer, die Flauheit des Handels verscheuchen

jeden Gedanken an Vergnügen. Die glänzenden Paläste der reichen Spanier stehen verödet, die Familienkutschen, welche an bestimmten Stunden nach der Kirche, dem Passeo und dem Theater fahren oder zurückkehren, unterbrechen allein das Stillschweigen dieser weiten Höfe. Zu stolz, um ihre Armuth zu bekennen, zeigen sich die Mexikaner öffentlich nur von dem Scheine des Reichthumes umgeben. Ein Ball oder eine große Gesellschaft würde ihnen unerschwingliche Kosten verursachen, darum beschränken sie sich auf eine Equipage und eine Loge im Theater und trösten sich über das einförmige Leben durch romantische Verständnisse die sich in der Regel im Theater entspinnen. Es besteht in Mexiko ein sonderbarer Gebrauch: es schreibt Jemand eine zärtliche Erklärung an eine junge Dame, und wenn er gefällt, so antwortet sie, nimmt Rendezvous an und trägt kein Bedenken, bei hellem Tage zu kommen. Während meiner Anwesenheit wollte sich ein Oberst B . . . verheirathen; plötzlich erfährt man, daß eine junge Dame Einspruch erhoben hat, was sie nur thun konnte, wenn sie sich schwanger erklärte. Es werden Schiedsrichter ernannt, die Korrespondenz wird ihnen vorgelegt und es wird erkannt, daß die junge G . . . . mit dem Obersten in gar keiner Beziehung gestanden hat. Sie hatte sich absichtlich entehrt, um eine Heirath, die ihren Plänen zuwiderlief, zu verhindern. Die aufgeschobene Heirath wurde gefeiert, und die verlassene Dame schenkte Herz und Vermögen einem jungen Manne, der sich beeilte, sie zu trösten.

Es begreift sich, wenn die Mexikanerinnen in ihren Handlungen so frei sind, daß sie auch in ihrer Sprache nicht gerade sehr zurückhaltend sein werden. Ein Fräulein D . . . antwortete auf den Vorwurf, daß sie einen alten Mann, ihren Vormund, zum Geliebten habe, „er hat sich nur so gezeigt, wie wenig junge Leute im Stande gewesen wären.“ Eine junge Dame, deren Haltung und Benehmen mir so zurückhaltend geschienen hatte, daß ich sie kaum anzureden wagte, war von ihrem Verehrer verlassen worden. Voller Wuth begab sie sich zu der neuen Geliebten ihres Abtrünnigen, mit der sie zufällig befreun-

det war, und sagte: „Rühmen Sie sich Ihres Liebhabers nicht, Sie erhalten nur die Reste.“

Dem Fremden bleibt als einige Zerstreuung nur die lonja, eine Art Klubb, wo die bedeutendsten Kaufleute sich versammeln, um Billard zu spielen. Gegen 3 Uhr wird die lonja verlassen, denn das ist die allgemeine Essenszeit. Um 5 Uhr findet man die unverheiratheten Kaufleute zu Pferde auf dem Passeo, des Abends geht man nach dem Theater und sieht ein übersetztes Vaudeville. Wen das Schauspiel langweilt, der steckt sich eine Cigarre an oder schläft, und Niemand nimmt daran Anstoß. Nach dem Schauspiele bleibt nichts übrig, als in seine Wohnung zurückzukehren, denn eine Abendgesellschaft gibt es nirgends.

Der einzige Schriftsteller, welchen die Mexikaner gerne anführen, ist Herr von Humboldt; wenn aber der gelehrte Reisende Mexiko jetzt wieder besuchte, so würde er mit Unwillen die schöne Bergakademie verfallen und die großen Kunstwerke zertrümmert oder verachtet sehen. Ich habe Mexiko erst nach dem Freiheitskriege kennen gelernt und mit Bedauern die stets wachsende Abnahme seiner Einkünfte, das Stocken seines Handels, den Verfall seines Bergbaues bemerkt. Alle Kapitalien, welche früher, bei freiem Umlaufe, Reichthum und Wohlstand verbreiteten, sind verschwunden; eine leidenschaftliche und verderbte Regierung hat die Ersparnisse des armen Landmannes in unnützen Ausgaben verschwendet. So lange Mexiko dem despotischen Ansehen einer Hauptstadt gehorchte, bedurfte es nur einiger tausend in alle Provinzen vertheilter Soldaten, gegenwärtig reichen 30,000 Mann nicht hin, um die Ruhe aufrecht zu erhalten. Die Felder bleiben unbebaut, und die Bevölkerung, statt zu wachsen, vermindert sich von Jahr zu Jahr.

Schon während meiner Reise in Mexiko erkannten einige ausgezeichnete Mitglieder des Congresses, wie gefahrbringend die Politik Santana's sei, und bemühten sich, seinen Lauf aufzuhalten, aber die verschiedenen Vorschläge im Anfange des Jahres 1844, welche den Zweck hatten, die Gewalt des Präsiden-

ten zu beschränken, wurden mit Stimmenmehrheit verworfen, und als auch England dem Kriege auswich, den man in Mexiko so sehr gefürchtet hatte, stieg die Zuversicht der Regierung höher, als je vorher.

Nach der Unterwerfung Yucatan's blieben nur noch die Fragen zu lösen, welche durch die Verordnung entsprungen waren, die allen Fremden den Kleinhandel untersagte. Die Regierung glaubte fest, daß der Congreß alle ihre Maßregeln bestätigen werde, aber die Haltung des Präsidenten der Vereinigten Staaten und sein Vorschlag über die Einverleibung von Texas durchkreuzten alle Berechnungen und verwickelten die mexikanische Regierung in Hindernisse, welche eine Revolution herbeiführten.

Santana hatte von dem Congresse eine gezwungene Anleihe von 10 Millionen Piaster verlangt, um den Krieg gegen Texas und die Vereinigten Staaten beginnen zu können, der Congreß aber weigerte sich, neue Geldopfer für einen Krieg zu bewilligen, der nur zu einem militärischen Despotismus führen konnte. Als der General Santana die Opposition nicht überwinden konnte, wendete er sich an das Heer, um die Repräsentanten einzuschüchtern; die Truppen aber gehorchten nur mit Widerwillen, und als der Kampf begann, zogen sich die meisten Offiziere und Soldaten zurück. Unter den Männern, die zum Sturze Santanas am meisten beigetragen haben, muß man den General Paredes erwähnen, denselben, der ihn durch Sturz Bustamente's zur Herrschaft gebracht hatte. Doch hat sich der General Paredes, ob zwar bekannt durch seinen Muth und seine Energie, zu groben Lastern ergeben, als daß er fähig wäre, einen großen Einfluß auf die Regierung auszuüben.

Auch diese neue Revolution hat die Lage der Dinge nicht wesentlich verbessert, denn die Ursachen des allgemeinen Verfalles liegen zu tief. Zu den Hindernissen, mit denen jede neue Verwaltung zu kämpfen hat, kommt noch die Armuth der Staatskassen und die Erschöpfung aller finanziellen Hülfsquellen. Um die Auflagen zu vermindern, müßte man fast das ganze Heer entlassen; aber in solchen Zeiten der Aufregung und Verwirrung

würde eine derartige Maßregel unberechenbare Schwierigkeiten darbieten. Die Regierung wird also, um sich zu erhalten, zu neuen Auswegen greifen und neue Zwangs-Anleihen auflegen müssen.

Die großen Reformen, welche dem Handel die nothwendigen Vortheile für seine freie Entwickelung und sein Gedeihen, dem Ackerbaue einen verständigen Schutz, dem Bergbaue die Befreiung von den die Unternehmer zu Grunde richtenden Lasten gewähren müßten: alle diese Reformen werden nicht einmal verhandelt werden. Die neue Regierung wird sich darauf beschränken, mit Ausnahme einiger von europäischen Mächten verlangten Veränderungen, der falschen Politik des Generals Santana zu folgen. Eine Revolution in Mexiko ist nichts, als ein Wechsel der Parteihäupter. Das Wohl der Bevölkerung wird durch diesen Wechsel, welcher in allen Provinzen Unruhe und Verwirrung nach sich zieht, vielmehr gestört, als verbessert. Aller Verkehr wird unterbrochen, und die bei der Sicherheit, deren die Räuber sich erfreuen, stets gefährlichen Strassen werden in der Zeit, die einer Revolution vorangeht oder folgt, ganz unbrauchbar.

Trotzdem, daß Mexiko reiche Hülfsquellen besitzt, glauben wir dennoch, daß es noch auf lange Zeit nicht zu einem hinlänglich befestigten und geregelten Zustande sich erheben werde, um alle seine Mittel zu benutzen und diejenige Höhe des Wohlstandes zu erreichen, welche mit der Fruchtbarkeit eines Bodens im Verhältnisse stände, der hier die tropischen Produkte, dort diejenigen unserer gemäßigten Zone darbietet, und überdies in seinem Schooße die reichsten und größten Minen der Welt enthält.

Wir haben bei den Politikern Mexikos die Grundsätze einer geregelten und festen Verwaltung vergebens gesucht, wir haben nur unbestimmte Theorieen und unausführbare Pläne von ihnen gehört. Viele begreifen die Fehler der gegenwärtigen Verwaltung, aber Keiner hat den nothwendigen Willen und hinreichende Kraft, um offen die Wurzel des Uebels anzugreifen, die nach unserer Ansicht in der Immoralität und Verderbniß aller

der Männer besteht, welche die Gewalt in den Händen haben. In einem Lande, wo die Kenntniß der Rechte und die Pflichten des Bürgers einer Republik noch nicht durchgedrungen ist, wo die Gesetze selten eine gesetzliche Auslegung erfahren, ist die Macht der Gouverneure der Provinzen fast unbeschränkt; die Gewalt müßte also unbescholtenen und aufgeklärten Männern anvertraut werden, aber solche Männer sind in Mexiko sehr selten, und das heranwachsende Geschlecht bietet gerade keine große Hoffnung für die Zukunft. Die jungen Mexikaner, unter Revolution geboren, haben auf den Universitäten ihres Landes nur eine unvollkommene Bildung erreicht. Dafür setzen sie ein unbedingtes Vertrauen in ihr Verdienst, und besitzen gerade so viel Eigensinn, um bis an's Ende in dem wahren oder falschen Systeme zu beharren, welches sie anzunehmen beliebt haben. (De Chavagne. Revue Indépendante).

Erinnerung an Alt-Mexiko. — Ausflug nach San Joaquin. — Die Mineria; der botanische Garten; das Museum und die Academie der schönen Künste.

So großartig das jetzige Mexiko ist, so kann man sich doch des Gedankens nicht erwehren, das alte Tenochtitlan müsse viel malerischer und das Thal viel fruchtbarer gewesen sein, wegen der großen Seen. Selbst zur Zeit der Eroberung hatten diese keine große Tiefe, und noch früher in der Zeit der großen indianischen Herrscher war die Schifffahrt in Zeiten der Trockenheit so oft unterbrochen, daß eine Wasserleitung erbaut worden war, um die Seen mit Wasser zu versorgen. Die Spanier hieben dann vollends alle Bäume in dem schönen Thal, sowohl auf der Ebene selbst als an den Bergabhängen nieder, so daß der kahle Boden den glühenden Strahlen ausgesetzt war. Dann

veranlaßte sie die wohlbegründete Furcht vor Ueberschwemmungen, den berühmten Desague von Huehuetoca anzulegen, einen unterirdischen Ableitungskanal in den Bergen, um das Wasser der Seen abzuleiten, so daß jetzt Sumpfland, oder mit Salzefflorescenzen bedeckte Ebenen an die Stelle der ehemaligen prachtvollen Seen getreten sind. Dieß letztere war ein nothwendiges Uebel, da schon die indianischen Herrscher, die Nothwendigkeit gefühlt und große Arbeiten, deren Spuren sich zum Theil noch finden, begonnen hatten, um die Seen trocken zu legen. Der große Desague wurde im Jahre 1607 unter dem Vicekönig Marchuis de Salinas begonnen und zwar mit dem größten Pomp, in dem der Vicekönig selbst anwesend war und nach Abhaltung der Messe den ersten Spatenstich that. Von 1607 bis 1830 wurden acht Millionen Pesos ausgegeben und das Werk dennoch nicht zu Ende gefördert. Indeß wurden doch die beiden Seen im Norden des Thales, Zumpango und San Cristoval sehr beschränkt und der See von Tezcuco, der schönste von allen fünf, erhielt keinen Zufluß mehr von ihnen. So war die Gefahr der Ueberschwemmungen, aber auch das Wasser und die Vegetation vermindert, und die früher mit schönen Gärten bedeckten Vorstädte der Stadt zeigen jetzt dem Auge nur eine dürre Fläche von efflorescirendem Salz. Namentlich die Ebenen von San Lazaro scheinen in ihrem glänzenden Weiß characteristisch für die unglücklichen Opfer des Aussatzes, welche in diesem Hospital eingeschlossen sind.

Wir ritten am folgenden Tage zu dem Barrio von Santiago hinaus, das auf der Stelle des alten Tlatelolco liegt, welches einst einen besondern Staat ausmachte, einen eigenen König hatte, aber von einem mexikanischen Monarchen erobert wurde, der es durch Brücken mit Mexiko verband. Der große Markt, dessen Cortez erwähnt, wurde hier gehalten und seine Gränzen werden noch bezeichnet, während die Klosterkirche auf der Höhe steht, wo Cortez eine Batterie aufführte, als er das indianische Venedig belagerte.

An einem andern Morgen ritten wir nach dem Kloster San Joaquin, das Mönchen vom Orden der Carmeliter gehört, und

hindurch Tacuba, das alte Tlacopan, dessen König Tetlepanquetzaltzin — welch kurzer Name! — Cortez wegen einer angeblichen oder wirklichen Verschwörung aufhängen ließ. Die Menge der Karren, die zahllosen, gleich Lastthieren beladenen Indianer; ihre Frauen mit Körben voll Gemüse in der Hand und Kinder auf dem Rücken, die langen Reihen der Arrieros mit ihren beladenen Maulthieren, die Heerden von Rindvieh, Schafen und Schweinen machten es in einer frühen Morgenstunde ziemlich schwierig sich einen Weg durch die Thore von Mexiko hinaus zu bahnen, aber man muß gestehen, daß die ganze Scene ungemein freundlich und lebendig ist. Auf jedem Gesicht liegt ein gleichgültiges, ruhiges Lächeln und der glänzende, blaue Himmel lächelt über Alle; Hunde bellen, Esel schreien und der Indier mit fast einer Maulthierlast auf dem Rücken, zieht seinen Hut, um eine Schaar seiner bronzefarbigen Landsleute zu grüßen, die alle eben so beladen sind und alle lachen, daß sie ihre Zähne zeigen, ihr fließendes Indianisch sprechen und weiter ziehen.

Diese Ebenen von Tacuba, welche einst der Schauplatz blutiger Kämpfe waren und wo Alvarado sein Lager aufschlug, bieten jetzt ein sehr ruhiges Bild dar. Tacuba selbst ist nur noch ein kleines Dorf von Lehmhütten mit einigen schönen alten Bäumen, wenigen sehr alten, verfallenen Häusern, einer verfallenen Kirche und einigen Spuren eines Gebäudes, das der Palast ihres letzten Königs gewesen sein soll, nach andern aber nur die Stelle des spanischen Lagers andeutet.

San Joaquin, gleichfalls ein armes Dorf, enthält das schöne Kloster und den ungeheuren ummauerten Garten, der den reichen Mönchen vom Carmeliterorden gehört. Da mein Gemahl den Prior kannte, so schickte er eine Karte mit unserem Namen, worauf der Prior uns mit ungemeiner Freundlichkeit empfing; er ist ein gut aussehender, liebenswürdiger, wohlunterrichteter und noch junger Mann. Ich durfte nur bis in die Sakristei der Klosterkirche, die Herren aber kamen bis ins Innere des Klosters, das sie als ein sehr großes, schönes und luftiges Gebäude beschrieben mit einer alten, hauptsächlich aus theologischen Werken bestehenden Bibliothek, dann in den ungeheuer großen

und wenn auch nicht sehr angebauten, doch sehr blumenreichen Garten. In diesem ist ein Mirador (Belvedere), den man von der Straße aus sehen kann und welches eine sehr ausgedehnte Fernsicht gewährt. Ich hätte sehr gewünscht, wenigstens in den Garten zugelassen zu werden und führte das männliche Aussehen meines Reithuts an, das wenn man mich auch von der Straße aus erblickte, doch allen Skandal vermeiden würde, aber die Gefälligkeit des guten Priors ging doch nicht so weit, so daß ich in der Sakristei sitzen blieb und mich mit einem gutmüthigen alten Mönch unterredete. Später bewirthete man uns mit einem sehr artigen, einfachen aber guten Frühstück: Fischen aus dem See, verschiedenen Eierspeisen, Reis mit Milch, Kaffee und Früchten. Die Mönche setzten sich nicht mit uns nieder und genossen auch selbst nichts.

Einige Tage später begaben wir uns in Begleitung eines Ministers nach der Mineria, dem botanischen Garten und dem Museum, welche sämmtlich einen unangenehmen Eindruck machen, da sie sehr vernachlässigt sind. Die Mineria oder Bergwerkschule, das Werk des berühmten Baumeisters und Bildhauers Tolosa, ist ein prächtiger Bau, dessen schöne Verhältnisse ihm unter den schönsten Gebäuden Europas einen hohen Rang verschaffen würden. Alles ist in großartigem Maßstab, die Säulenreihen, die Zimmer, die Treppen, die Dächer, aber es fällt einem dabei immer der goldene Käfig ein, in welchem sich nichts als ein Paar gemeine Spatzen befinden. Mehrere reiche Spanier trugen über 600,000 Pesos zu diesem Bau bei. Der Director selbst, der ein schönes, anstoßendes Haus bewohnt, führte uns herum, die Professoren sollen sehr gelehrt sein und von dem jetzt sehr alten Del Rio ist dieß bekannt, aber die Mineraliensammlung, die Werkzeuge, die Modelle, alles ist elend und schlecht unterhalten*).

*) Ein anderer Reisender fand die Aufschriften der Mineralien von den Mäusen zerfressen und der Director, der dieselben zeigte, suchte diese Vernachlässigung durch die Aeusserung zu entschuldigen: auch die Mäuse studiren hier Mineralogie.

Der botanische Garten innerhalb des Palastes ist ein kleiner schlecht unterhaltener Raum, in welchem sich noch einige seltene Pflanzen aus der ungeheuern, zur Zeit des spanischen Regiments angelegten Sammlung finden, denn damals wurden große Fortschritte in den Naturwissenschaften gemacht, indem man bloß auf botanische Excursionen 400,000 P. verwendete. Jährlich wurden botanische Curse von den gelehrtesten Professoren gehalten und der Geschmack für Naturgeschichte war allgemein. El Arbol de las Manitas, der Baum der kleinen Hände, war der merkwürdigste, den wir im Garten sahen; die Blume ist von einem glänzenden Scharlach in der Form einer Hand mit fünf Fingern und einem Daumen; es soll nur drei Bäume dieser Art in dem Gebiete der Republik geben. Der Gärtner ist ein alter Italiener, welcher mit einem der Vicekönige herüberkam, jetzt 110 Jahr alt, zusammengebeugt, aber doch im Besitz aller seiner geistigen Fähigkeiten ist. Der Garten ist hübsch, da die Bäume schon herangewachsen und die Blumen äußerst üppig sind, aber zugleich ein trauriger Beweis des Verfalls der Wissenschaft in Mexiko. Der Palast selbst, den jetzt der Präsident bewohnt, gehörte früher Cortez und wurde von seinen Nachkommen der Regierung abgetreten. Im Austausch dagegen erhielten sie den früher vom Palast der Aztekenkönige eingenommenen Boden und bauten darauf ein sehr glänzendes Gebäude, in welchem die Staatsarchive aufbewahrt werden und wo auch das Leihhaus ist.

Das Museum innerhalb der Universität und dem Palast gegenüber auf der Plaza del Volador enthält viele seltene werthvolle Werke und eine gute Zahl merkwürdiger indianischer Alterthümer, aber alles in schlechter Ordnung. An den Wänden sind die Bildnisse der Vicekönige von Hernan Cortez angefangen. Wir brachten lange mit den Alterthümern zu. In einer Ecke des Hauses lag das Bild der Kriegsgöttin neben dem Opferstein. In ganz Mexiko gibt es kein schöneres Kunstwerk, als die kolossale bronzene Reiterstatue Karls IV. auf einem Piedestal von mexikanischem Marmor, jetzt im Hofe der Universität, früher in der Mitte des Platzes. Es ist eine prächtige Ar-

heit, das Meisterstück Tolsas, beachtenswerth wegen der edlen Einfachheit und Reinheit des Styls.

Am folgenden Tag besuchten wir die Academie der Malerei und Bildhauerei, die Academie der schönen Künste genannt, wobei ich mich unglücklicherweise an Humboldts glänzende Schilderung erinnerte, wonach hier Hunderte, aus allen Classen, Indianer und Europäer, Arme und Reiche neben einander, im Zeichnen und Modelliren unterrichtet wurden. Niemand besuche die Academie mit solchen Erinnerungen. Daß der einfache, edle Geschmack, welcher die mexikanischen Gebäude auszeichnet, ihre Vollkommenheit in Behauung und Behandlung der Steine, die untadelhaften Zierrathen der Capitäler und Reliefs den Fortschritten zuzuschreiben sind, welche in eben dieser Academie gemacht wurden, leidet keinen Zweifel. Die Ueberreste der schönen aber verstümmelten Gypsabgüsse, von denen die Könige von Spanien zum Betrag von 40,000 Pesos hieher gesendet hatten, und die prächtigen Kupferstiche, die noch vorhanden sind, werden es allein schon wahrscheinlich machen, aber die jetzige Unordnung, der vernachlässigte Zustand des Gebäudes, das Nichtvorhandensein der Zeichen- und Bildhauerschulen und vor allem der jetzige niedere Stand der schönen Künste in Mexiko überhaupt gehören zu den traurigen Beweisen, welche Folgen jahrelanger Bürgerkrieg und Unsicherheit der Regierung nach sich zogen. (Madame Calderon de la Barca. Life in Mexico.)

Kunst in Mexiko.

Man sieht in Mexiko nur einige Werke alter Meister, und eben so selten Werke von Spaniern oder Mexikanern, welche ausgezeichnet genannt zu werden verdienten. Ich sah nur zwei oder drei, und diese nur Köpfe. Bildhauerarbeiten in Marmor

und anderen Steinen oder Metall, welche des Nennens werth wären, sieht man in Mexiko gar nicht. Der Grund davon mag wohl mit in dem Umstande zu suchen sein, daß es in Mexiko nicht Sitte ist, den Verstorbenen Denkmäler zu setzen. Bildhauerarbeiten in Holz findet man in ungeheuerer Menge in Kirchen und Privathäusern. Manche dieser Statuen sind von guter, zuweilen sogar von vorzüglicher Arbeit, aber entstellt durch den bunten Anstrich — nach dem Leben!

Die Kunst, in welcher die Mexikaner jedes andere Volk der Erde übertreffen, ist die des Bossirens in Wachs. Man kann nichts Niedlicheres, vortrefflicher Ausgeführtes sehen, als diese kleinen Statuen von Heiligen, von Indianern in ihren Trachten, von Reitern, von Thieren aller Art, und diese höchst vollkommenen Nachbildungen von Früchten und allerhand anderen Gegenständen. Auch Portraits von der höchsten Aehnlichkeit verfertigen diese Bossirer. Noch mehr erstaunt man, wenn man diese Leute in ihren Werkstätten aufsucht, und die Instrumente erblickt, mit welchen sie arbeiten. Da sieht man in den schmutzigsten Höhlen der Vorstädte zerlumpte, häßliche, wild aussehende Kerle sitzen, von der elendesten Armuth und dem gräßlichsten Schmutze umgeben, und eine Statue der heiligen Jungfrau, himmlische, göttliche Anmuth und Sanftheit im Gesichte, oder eine höchst treue Copie der großen Reiterstatue ausarbeiten. Einige verschieden gespitzte Hölzchen, einige Stücke weißes Blech und einige Glasscherben sind alle Instrumente und Geräthschaften des zerlumpten Künstlers! Und mit diesen arbeitet er Figuren aus, welche die höchste Bewunderung erregen, so graziös, so correct in Zeichnung und Ausführung selbst der Muskeln und Knochen, daß man glauben sollte, der Künstler habe Jahre lang Anatomie studirt, und doch kennt er vielleicht nicht einmal das Wort, ja er hatte vielleicht nie eine Bleifeder, noch weniger einen Pinsel oder Meisel in der Hand. Es gibt keinen Gegenstand, welchen diese Leute nicht auf Verlangen aufs Täuschendste in den natürlichen Farben und Formen nachzubilden verständen. Die Preise dieser Figuren, welche jedes Kunst-Kabinet, jeden Prunksaal zieren würden, sind dabei so niedrig, daß es unbe-

greiflich ist, wie die Künstler um so geringen Lohn arbeiten können. (Mühlenpfordt.)

Ueber einige Alterthümer in der Universität zu Mexiko.

Im Corridor der unteren Etage der Universität befinden sich eine Menge alter aztekischer Sculpturen, meist Götzenbilder. Unter ihnen zeichnen sich besonders aus die Statue der Kriegsgöttin Teopanomiqui und der sogenannte Opferstein oder Temalacatl.

Die Statue der Teopanomiqui, dieses entsetzlichen Ungeheuers, ist 9 Fuß hoch. Sie ist aus einem einzigen Basaltblocke gehauen. Die Umrisse ähneln einer Menschenfigur. Zwei große Schlangen bilden die Arme. Auch die ganze Draperie besteht aus Schlangen, die auf eine gräßliche Weise in einander verschlungen sind. An den Seiten hat sie Geierflügel. Tigerklauen, ausgestreckt, als wollten sie eben die Beute packen, bilden die Füße. Der Kopf einer Klapperschlange, welche sich vom Leibe des schauderhaften Gebildes herabzuwinden scheint, liegt zwischen ihnen. Sie trägt einen Halsschmuck aus Menschenherzen, Händen und Schädeln, auf die Eingeweide gereiht, oder eigentlich mit ihnen zusammengebunden. Die unförmlichen Brüste der Göttin sind das einzige Nackte an ihr. Höllenbrenghel, Callot und Füßli würden umsonst versucht haben, das Scheußliche dieses Götzenbildes zu mehren. Man sieht noch Spuren von den Farben, mit denen es einst bemalt war.

Der Opferstein oder Temalacatl hat etwa 9¾ Fuß im Durchmesser. Er scheint zu der Art von Opfern gedient zu haben, welche Clavigero (Storia di Messico) gladiatorische nennt. Der runde Stein erhob sich auf der Plattform eines künstlichen

Hügels. Der vornehme oder tapfere Kriegsgefangene (denn nur solche ließ man zu diesem Opfer zu) ward mit dem rechten Fuße an einen im Steine befestigten Ring gebunden. Man gab ihm Schild und Schwert, übrigens war er nackt. So mußte er nach einander sechs der tapfersten Azteken bekämpfen, welche in voller Rüstung ihm entgegengestellt wurden. Erlegte er diese glücklich, so war vollkommene Freiheit und Ehrenbezeugungen sein Loos. Besiegt ward er, lebend oder todt, dem dazu bestimmten Priester, Chalchiuitlepehuatopiltzin, übergeben, zum eigentlichen Opferaltare auf der Höhe des Teocalli (Opferpyramide) geschleppt und dort auf die gewöhnliche Weise geopfert.

Der Stein ist Porphyr mit basaltischer Base. Im Mittelpunkte befindet sich, in Basrelief, ein Kopf. Ihn umgeben verschiedene Gruppen, jede aus zwei Figuren, immer in derselben Stellung zu einander, bestehend. Die eine der Figuren, welche immer wiederkehrt, steht in der Stellung eines Siegers da. Ihre Gesichtszüge, Kleidung, Waffen u. s. w. sind in allen Gruppen gleich. Vor ihm knieet die Figur eines andern Mannes, welcher jenem ersten allerlei Friedensopfer, Blumen, Zweige ꝛc. darreicht. Diese Figur ist in Tracht und Bewaffnung immer verschieden. Hinter ihr steht ein hieroglyphisches Zeichen. Auch die Seitenfläche des Steines enthält solche Gruppen in Relief. Wahrscheinlich deuten sie auf durch die Azteken eroberte Städte oder Landstriche hin. Eine Rinne in der oberen Furche des Steines soll zum Abfließen des Blutes gedient haben. Der Temalacatl ward 1790 entdeckt. (Mühlenpfordt.)

Tacubaya. — Landhäuser. — Frauenschönheit. — Paseos. — Eintheilung der Stadt.

Tacubaya ist ein zerstreutes Dorf, das einige hübsche Landhäuser mit alten Gärten und Steinbrunnen enthält. Die Landhäuser, in welche man sich gewöhnlich nur einige Sommermonate hindurch begibt, sind meist nur große, leere Gebäude mit unzähligen hohen Zimmern, welche möglichst schwach mit Meubles versehen sind. In einem Zimmer ist ein hölzerner Tisch und einige Stühle, dann kommt man durch 5 oder 6 ganz leere Zimmer, dann in zwei oder drei andere mit grünen bemalten Bettstellen und einer Bank; die Wände sind kahl oder mit einigen Bildern von Heiligen geziert. Hiezu kommt dann eine Küche und die Wirthschaftsgebäude, ein Garten, der voll wilder Blumen ist, mit steifen steinernen Gängen und einem steinernen Brunnen in der Mitte, ferner ein Küchengarten und ein Olivengarten. Das Landhaus der Gräfin C — a, wie es scheint, das schönste in Tacubaya, ist bemerkenswerth, weil man von einem der Fenster die schönste Aussicht auf Mexiko, die Vulkane und Chapoltepec hat, die man sich denken kann. Von ihrer Azotea aus hat man gleichfalls einen prächtigen Ueberblick über das ganze Thal und da ihr Garten in guter Ordnung ist, sie ein schönes Billard, ein Pianoforte, vor allem aber eine liebenswürdige Gesellschaft in ihrer eigenen Familie hat, ihr Haus übrigens der Mittelpunkt der Gastfreundschaft ist, so lassen sich hier manche angenehme Stunden zubringen, ohne daß man prächtige Meubles vermißt, die in Mexiko ganz auf die Gebäude in der Stadt beschränkt scheinen. Die Gräfin versicherte uns, sie habe zweimal ihr Landhaus völlig meublirt, da aber in zwei Revolutionen alles zum Fenster hinausgeworfen und zerstört worden sei, so habe sie beschlossen sich künftig auf das stricte necessaire zu beschränken.

Mehrere Mönche aus einem benachbarten Kloster kamen herbei und mit diesen wollten wir den Palast des Erzbischofs besuchen. Unterwegs erzählte mir der eine Padre, er sei früher Kaufmann, verheirathet und ein Freund Iturbide's gewesen; er fallirte, seine Frau starb, sein Freund wurde erschossen und so trat er in eine kleine Brüderschaft von Priestern, die im Kloster la Profesa — nebst seiner Kirche, eines der reichsten in Mexiko — sehr zurückgezogen leben. Der erzbischöfliche Palast ist ein großes, schönes aber verlassenes Gebäude, das dieselbe schöne Aussicht hat wie das der Gräfin; die Bäume in dem Olivengarten wurden aus Europa geholt. Der Garten war angefüllt mit großen doppelten Rosenbüschen, die in Bogenform aufgestellt waren, eine Lieblingssitte hier, ferner mit Jasmin und einigen Orangebäumen. Der Gärtner gab uns einige schöne Bouquets und wir blieben bis Sonnenuntergang, um uns an dem Anblick zu erfreuen. Gerade aber als die Sonne hinter den Bergen hinabsank, änderte sich das Wetter, ein Wind erhob sich, große Massen finsterer Wolken trieben am Himmel hin, der Regen fiel in Strömen und nöthigte uns, eiligst zu den Wagen unsere Zuflucht zu nehmen; da wir alle Vorsichtsmaßregeln versäumt hatten und der Weg Nachts nicht sonderlich sicher war, so dankten wir unsere Sicherheit vermuthlich mehr dem Zufall oder auch dem uns begleitenden Padre, denn die Räuber greifen Soldaten und Priester nicht gern an, die erstern aus Furcht, die anderen aus religiöser Scheu.

Bei unserer ersten Ankunft von den Vereinigten Staaten her, wo eine häßliche Frau ein Phönix ist, muß einem beim ersten Anblick der Mangel an Schönheit in Mexiko auffallen. Nur allmälig bekamen wir einige schöne Gesichter zu sehen. Dabei muß man jedoch bekennen, daß Schönheit ohne blühende Gesichtsfarbe anfänglich mit weniger Eindruck macht. Die Schönheit der Frauen hier besteht in prächtigen schwarzen Augen, sehr schönem dunklem Haar, schönen Armen und Händen, und kleinen wohlgebauten Füßchen. Dagegen sind sie häufig zu klein und zu dick, haben oft schlechte Zähne und ihre Gesichtsfarbe ist nicht das klare Olivengrün der Spanier, noch das glühende

Braun der Italienerinnen, sondern ein gallicht aussehendes Gelb. Die allgemeine Nachlässigkeit in dem Morgenanzuge benimmt gleichfalls der Schönheit vieles; diese Indolenz kommt indeß, namentlich bei dem jüngeren Geschlecht, aus der Mode, vielleicht in Folge ihres häufigen Verkehrs mit Fremden; indeß wird man wohl noch lange Zeit den Morgen als privilegirte Zeit für das Déshabillé ansehen. Ich habe allerdings viele Morgenbesuche gemacht, bei denen ich die ganze Familie völlig angekleidet fand, bemerkte aber, daß gewöhnlich in solchen Fällen die Väter oder selbst die Mütter in Europa gereist waren. Im Ganzen genommen sind die schönsten Frauen hier nicht in der Hauptstadt geboren, sondern in den Provinzen: aus Puebla, Jalapa und Vera-Cruz sieht man manche mit sehr frischer Gesichtsfarbe und schönen Zähnen; auch sind sie schlanker und zierlicher als die aus der Hauptstadt, gerade wie in Spanien die schönsten Frauen in Madrid gleichfalls in den Provinzen geboren sind.

Die gemeinen Indianerinnen, die wir jeden Tag Früchte und Gemüse zu Markte bringen sehen, sind im allgemeinen sehr unbedeutende Gesichter mit einem demüthigen, sanften Ausdruck, ausnehmend höflich in ihrem Benehmen gegen einander; hie und da sieht man aber in den unteren Classen ein Gesicht und eine Gestalt, so schön, wie eine der Indianerinnen, die Cortez bezauberten, mit Augen und Haaren von außerordentlicher Schönheit, einer dunkeln aber glühenden Gesichtsfarbe, mit den herrlichsten weißen Zähnen, nebst kleinen Füßen und zierlich geformten Händen und Armen, trotzdem daß sie von Sonne und Arbeit braun gebrannt sind. In solchen Fällen ist es mehr als wahrscheinlich, daß etwas castilisches Blut in ihren Adern fließet. Eben so bemerken wir manchmal sehr hübsche Rancheritas, Frauen oder Töchter von Bauern, die mit einem ihrer Knechte auf Einem Pferde daher reiten, mit weißen Zähnen und schönen Gestalten, die sich wahrscheinlich durch die fortdauernde, nothgedrungene körperliche Thätigkeit erhalten, während das frühe Hinwelken der Schönheit in den höhern Classen, das bei ihnen so gewöhnliche Ausfallen der Zähne und die widerliche Corpu-

lung wahrscheinlich die natürliche Folge mangelnder Leibesbewegung und unpassender Nahrung sind. Es gibt kein Land in der Welt, wo so viel thierische Nahrung verzehrt wird und so wenig nöthig ist. Die Consumenten sind nicht die Indianer, welche das Fleisch nicht kaufen können, sondern die höhern Classen, welche gewöhnlich dreimal des Tages Fleisch essen. Dieß nebst der Menge von Chili und Confituren in einem Klima, über dessen irritirenden und inflammatorischen Charakter Jedermann klagt, erzeugt mehrfach die hier so allgemeinen Nervenkrankheiten, gegen welche der fortwährende Gebrauch heißer Bäder das allgemeine und sehr angenehme Gegenmittel sind.

Was Liebenswürdigkeit und Wärme im Benehmen betrifft, so habe ich noch keine Frauen getroffen, welche sich mit denen von Mexiko messen könnten, und mich bedünkt, daß die Frauen aller Länder gegen sie steif und kalt erscheinen. Für Fremde ist dies ein ungemeiner Reiz und wir wollen hoffen, daß sich in dem häufigen Umgang mit denselben nicht die anmuthsvolle Herrlichkeit verliere, welche einen so angenehmen Contrast mit englischer und nordamerikanischer Kälte bildet.

An Festtagen ist der Paseo voll von Wagen, und darum glänzender und unterhaltender als gewöhnlich. Dieser Paseo ist der mexikanische Prado, dann folgt die Viga, auf beiden aber wird nicht gegangen, sondern nur gefahren, denn das Zufußegehen ist ganz unfashionabel, und obwohl einige Damen manchmal in schwarzen Röcken und Mantillas in der Frühe ausgehen, um Sachen einzukaufen oder die Messe zu hören, so sind doch die Straßen so schlecht unterhalten, die Pflastersteine so klein, das Gedränge so groß und die Masse der Leperos in Lumpen oder Mänteln so widerwärtig, daß alles dieß zusammengenommen, verbunden mit der Sonnenhitze am Mittag, das Nichterscheinen der Damen auf den Straßen von Mexiko genügend erklärt. In der Alameda, welche hübsch und schattig ist, ist es ganz angenehm zu gehen; obwohl ich aber häufig Morgens dahin ging, so fand ich doch nur drei Damen daselbst und von diesen waren zwei Fremde. Der Paseo, welcher nach einem frühern Vicekönig den Namen Bucareli führt, ist eine lange, breite

Allee, deren Bäume er pflanzte und wo ein großer steinerner Brunnen ist. Hier sieht man jeden Tag, namentlich aber Sonntags und Festtags, welche letztere unzählig sind, zwei lange Reihen von Wagen, angefüllt mit Damen, Schaaren von Herren zu Pferde, die in der Mitte zwischen denselben auf und nieder reiten, da und dort Soldaten aufgestellt, um die Ruhe aufrecht zu erhalten und eine Masse gemeinen Volks und Lepreros, untermischt mit einigen wohlgekleideten Herren zu Fuße. Die Wagen sind meist ausnehmend schön, aber unter die europäischen Wagen mit hübschen Pferden sind andere Wagen gemischt, die im Lande gemacht, plump und mit Vergoldungen bedeckt sind, oder auch eine Nachahmung englischer Wagen, stark aber etwas unschön gebaut. Auch einige von Maulthieren gezogene Fiaker bemerkt man unter den schönen Equipagen; einige derselben sind ganz leidlich, andere aber von außerordentlicher Form und Größe, zeigen durch ihr Aeußeres deutlich, daß sie weiland einem edlen Don gehörten.

Pferde sind fashionabler auf diesen öffentlichen Spaziergängen als Maulthiere, weil sie mehr Figur machen, aber die letztern verlangen weniger Pflege und können mehr aushalten. Die meisten Familien haben Maulthiere und Pferde in ihren Ställen und für diejenigen, welche viele Besuche machen, ist dieß auch nothwendig. Die fashionabelsten Wagen scheinen die Carratelas zu sein: sie sind an den Seiten offen, haben Glasfenster, sind mit Damen in voller Toilette gefüllt, die keine Mantillas und keine Kopfbedeckung haben, sondern Blumen oder Juwelen in den Haaren tragen; die meisten Wagen sind aber geschlossene Kutschen, welche nur undeutlich die darin Sitzenden, die sich im Vorüberfahren mit den Fingern oder den Fächern grüßen, erkennen lassen. Die ganze Scene am Abend eines Festtags ist ausnehmend glänzend, aber monoton. Die Reiter mit ihren hübschen Pferden und ihrer schönen mexikanischen Tracht scheinen von den vorüberfahrenden Damen gar keine Notiz zu nehmen, grüßen sie selten und wagen nie sich mit ihnen in ein Gespräch einzulassen. Sie wissen aber recht gut, wem die verschiedenen Wagen gehören und wann sie ihre Pferde courbettiren

küssen sollen. Schwarze Augen sind auf sie gerichtet, was sie recht gut wissen. Wenn die Wagen zwei- oder dreimal herumgefahren sind, so stellen sie sich an verschiedenen Punkten etwas ab von der Straße im Halbkreis auf, so daß die Damen die Vorübergehenden bequem betrachten können. Da und dort sieht man einen Cigarrenrauch aus einem Wagen aufsteigen, allerdings fast nur aus den altmodischen und aus den Fiakern. Das Rauchen kommt bei den Damen der höhern Classe stark aus der Mode, und wird, außer von ältlichen oder wenigstens verheiratheten Damen, selten öffentlich getrieben. Damen zweiten Ranges, alte und junge, ziehen allerdings den Rauch ihrer Cigarritos ganz ungenirt ein, aber wenn eine Sitte einmal als „gemein" gilt, so überdauert sie selten eine zweite Generation. So unweiblich indeß die Sache ist, so sieht es doch gar nicht übel aus, eine hübsche Frau rauchen zu sehen.

Von diesem Paseo aus hat man eine schöne Aussicht auf die Berge, ich ziehe aber die Viga vor, die auch jetzt fashionabler wird. Sie läuft an einem von Bäumen beschatteten Canal hin, der zu den Chinampas führt, und gewöhnlich mit Indianern in ihren Kähnen bedeckt ist, welche Früchte, Blumen und Gemüse nach dem mexikanischen Markt bringen.

Die Straße, in der wir wohnten, bildet einen Theil der Calle de Tacuba (vor Alters Tlacopan), einem der großen Dammwege, welche das alte Mexiko mit dem festen Lande verbanden. Die beiden andern waren Tepeyacac, jetzt Guadalupe und Iztapalapan, auf welchem letzterem der Kaiser von Mexiko und seine Edlen Cortez auf seinem Einzuge in Tenochtitlan entgegengingen. Die alte Stadt war in vier Distrikte getheilt und diese Eintheilung ist noch jetzt beibehalten, nur sind die indischen Namen in christliche: San Pablo, San Sebastian, San Juan und Santa Maria umgewandelt. Die Straßen laufen in derselben Richtung wie in früheren Zeiten; ein Theil der Calle de Tacuba führt zuweilen den Namen Puerto de Alvarado, zum Andenken an den Helden dieses Namens, welcher in der Nacht der Trübsal (noche triste) am 1. Juli 1520, als die Spanier die Stadt räumen mußten, den bekannten ungeheuren

Sprung über eine Dammlücke that, woher ein Graben, über den jetzt eine kleine Brücke führt, noch heut den Namen „el Salto de Alvarado“ trägt. Mexiko ist reich an solchen Traditionen, und wenn ich diese besonders erwähne, so geschieht es nur, weil unsere Wohnung ganz in der Nähe dieses Ortes liegt. In einem bisher ungedruckten Manuscripte, das kürzlich erst in dem „Mosaico mexicano“ zu Tage kam, finden sich einige merkwürdige Einzelnheiten über die Vorfälle jener Nacht der Trübsal. (Madame Calderon de la Barca Life in Mexico).

Neue Wohnung. — Magueypflanzungen. — Anblick der Landschaft.

Wir waren eine Zeit lang mit der unangenehmen Aufgabe beschäftigt, eine Wohnung ausfindig zu machen, zu meubliren und endlich zu beziehen. Der Hauszins ist ausnehmend hoch; unter dritthalbtausend Dollars des Jahres ist, selbst unmeublirt nichts Erträgliches zu haben. Auch ist hier die seltsame Sitte, eine Summe Geldes, Traspaso genannt, zu zahlen, die manchmal 14,000 Dollars beträgt, und die man sich, wenn das Glück gut ist, von demjenigen, der das Haus zunächst in Besitz nimmt, wieder bezahlen lassen kann. Nach längerem Suchen nahmen wir unsere jetzige, von einem General G. erbaute Wohnung, die nur den Fehler hat, zu groß zu sein. Sie ist, wie alle mexikanischen Häuser, im Quadrat gebaut, der Hof ist mit Steinen gepflastert, hat einen Brunnen in der Mitte und das Erdgeschoß bietet eine Reihe von zwanzig Zimmern, abgesehen von Remisen, Stallung, Taubenhaus, Gartenhaus u. s. w. Der zweite Stock, worin die eigentlichen Wohnzimmer sind — das Erdgeschoß ist hauptsächlich von den Bedienten eingenommen — hat eben so viele Zimmer, nebst Platz zum Baden, für Kohlen, Holz 2c. Wasser ist allenthalben zu finden, im Hofe unten, im Garten, auf der Azotea, die sehr geräumig ist, und

auf der man gar leicht einen Mirador (Belvedere) bauen könnte. Der größte Fehler bei allen diesen Häusern besteht darin, daß nichts niet- und nagelfest ist, die großen Thüren schließen nicht recht, die großen Fenster gehen bis tief auf den Boden herunter und werden in der Regenzeit sicherlich Wasser einlassen, so daß alle diese Wohnungen ein Bastardgeschlecht zwischen Palast und Scheuer sind. Mit den Details aller der kleinlichen Plackereien mit den Gewerbsleuten will ich meine Leser verschonen und nur bemerken, daß das mexikanische Manana (morgen) so viel als nie bedeutet. Was die Preise betrifft, so haben wir wohl als Fremde und als diplomatische Personen bezahlen müssen.

Endlich aber sitzen wir fest, ich finde die Luft hier viel reiner als im Innern der Stadt und die dort so gewöhnlichen Krankheiten und Epidemien sind hier fast unbekannt. Hinter dem Haus ist ein sehr kleiner Garten, der auf der einen Seite von der großen Mauer des Kirchengartens des alten San Fernandoklosters eingeschlossen ist, in dessen ungeheuren Räumen jetzt noch 7 oder 8 Männer ihr Leben hindämmern. Es ist ein altes graues Haus mit anstoßender Kirche und geräumigen Ländereien, stets malerisch, aber bei Mondlicht oder Sonnenuntergang ein wahres Gespenst aus alter Zeit. Um diese Zeit, wenn man in dem hoch ummauerten Garten steht, und die Klosterglocken anschlagen, wenn das Kloster mit seinen einsam vergitterten gothischen Fenstern und den graugrünen Olivenbäumen von den letzten Strahlen der Sonne gefärbt ist, kommt einem das Ganze wie eine Traumerscheinung vor. Dann sinkt die Sonne mit einem glänzenden, feurigen Roth hinter die schneegekrönten Berge hinab und bedeckt ihre majestätischen Abhänge mit einem Rosenschimmer, während große, schwarze Wolken wie die Flügel der Nacht daher gezogen kommen. Dieß ist die Stunde, sich zu erinnern, daß dieß Mexiko ist und daß trotz aller Unfälle, die dasselbe trafen, das Andenken der romantischen Vergangenheit die Stadt immer noch umschwebt. Um eine solche Nacht zu genießen, muß man die Azotea besteigen und ganz Mexiko zu seinen Füßen schlummern, das ganze Thal und die Stadt im

Mondlicht schwimmen und alle Berge wie in Silber getaucht scheinen. Hier würde der Genius Salvator Rosa's seine Unmacht bekennen und wir müssen Byrons Geist heraufbeschwören.

Einige Tage später fuhren wir mit Hrn. M. . ., seiner Frau und Tochter und einem Padre ab, um den erzbischöflichen Palast zu Tacubaya zu besuchen, einem artigen Dorfe etwa zwei Stunden von Mexiko und einer unserer Lieblingsfahrten am Morgen. Das Land um Mexiko ist, wenn nicht immer schön, doch immer eigenthümlich: auf der Straße nach Tacubaya kommt man durch große und, troß der Nähe der Stadt, fast unbebaute oder nur mit der prächtigen Magueypflanze bedeckte Landstriche. Diese amerikanische Agave, welche auf dem dürrsten Boden blüht, liefert gleich einer Quelle der Wüste auch dem ärmsten Indianer das Getränk, was seinem Gaumen am meisten zusagt. Diese Pflanze scheint für den Indianer das zu sein, was dem Lappländer das Rennthier ist, von der Natur bestimmt, alle seine Bedürfnisse zu befriedigen. Der Maguey und sein Erzeugniß, der Pulque, waren dem Indianer in den ältesten Zeiten bekannt und die alten Azteken mögen sich in ihrem beliebten Octli eben sowohl berauscht haben, als die modernen Mexikaner in ihrem Pulque *).

Neben den Magueypflanzungen wächst noch ein anderes Erzeugniß der Natur, die Organos genannt, weil die Stengel den Orgelpfeifen so ziemlich gleichen; da sie mit kleinen Stacheln bedeckt sind, hart neben einander wachsen und etwa 6 Fuß hoch werden, so bilden sie die besten natürlichen Hecken, die man sich denken kann und sind noch überdieß mit schönen Blumen bedeckt. Eine andere Cactusart, der Nopal, trägt eine äußerst erfrischende Frucht, Tuna genannt, sie war aber (Ende Februars) noch nicht reif. Die Pflanze gleicht einer Reihe mit einander verbundener Nadelkissen voll winziger kleiner Nadeln.

Die Umgebungen Mexiko's, obwohl flach und nicht sehr

*) Das Nähere über dieses Getränk und dessen Bereitung ist bereits oben mitgetheilt worden.

baumreich, wenig angebaut, mit unbewohnten Haciendas und zerstörten Kirchen in allen Richtungen, bieten doch eine Landschaft dar, die man bei dem herrlichen Klima und dem stets lachenden Himmel, der Menge von Rosen und andern Blumen in den verlassenen Gärten, unmöglich mit Gleichgültigkeit durchwandern kann. Hie und da steht ein Wäldchen schöner Bäume, namentlich der zierliche Arbol de Peru (der mexikanische Pfefferbaum, (schinum molle), dessen hängende Zweige beladen sind mit Bündeln corallenfarbiger Beeren; daneben blühen die Fruchtbäume der alten Gärten, und überall drängt sich bei solchem Anblick die Ueberzeugung auf, daß dies Land alles, dessen der Mensch bedarf, fast ohne alle Arbeit liefern könnte. Ein prächtiger Eschenbaum, der Stolz von Tacubaya, der seine üppigen Zweige über eine weite Bodenstrecke verbreitet, wurde uns besonders gezeigt, weil sich eine Tradition daran heftet: er war fast abgestorben, als Sennor Fonti, der letzte der spanischen Erzbischöfe ihm seinen Segen gab, und betete, daß seine Kraft ihm wieder gegeben werden möchte. Der Himmel erhörte sein Gebet, neue Knospen schossen alsbald hervor und der Baum ist seitdem üppig gediehen. (Madame Calderon de la Barca. Life in Mexico.)

Chapoltepec. — Guadelupe.

Eine kleine Legua von Mexiko steht das Schloß Chapoltepec, an das sich die meisten Sagen aus der alten mexikanischen Geschichte knüpfen. Könnten diese grauen Cypressen sprechen, die hier lange schon gestanden mit ihren grauen Bärten und ausgestreckten ehrwürdigen Armen, als Montezuma noch ein Knabe war, was würden sie nicht erzählen! Hier ist der letzte der aztekischen Herrscher mit seinem dunkeläugigen Harem umhergewandert; hier waren seine Gärten, seine Vogelkäfige, seine Fischteiche.

Durch diese jetzt verworrenen und verlassenen Wälder mögen ihn seine jungen Adeligen im Lehnstuhl getragen haben, von diesen Felsen, wo das Schloß steht, blickte er auf das fruchtbare Thal und die große Hauptstadt mit ihren Seen, Dörfern und Tempeln und Blumengärten, ohne daß ein Gedanke an die Zukunft sein Auge umdüsterte. Die Sage berichtet, daß jetzt diese Höhlen, Teiche und Gehölze von dem Schatten der berühmten Donna Marina, der indianischen Gattin des Eroberers Cortez, besucht werden.

Das Schloß selbst, so neu es ist, scheint nur noch eine Sage zu sein. Die Zimmer sind öde, die Mauern stürzen ein, die Fenster und das Schnitzwerk an den Thüren wurden verkauft, und da es auf der großen Höhe allen Stürmen ausgesetzt ist, so geht es rasch seiner Vernichtung entgegen. Wir brachen früh Morgens auf und fuhren über eine schöne, gepflasterte Straße hin, die durch eine große, solid gebaute Wasserleitung von 900 Bogen in zwei Theile getheilt ist; es ist dieß eine der beiden großen Wasserleitungen, welche die Stadt mit frischem Wasser versorgen und deren Quellen in dem Berge von Chapoltepec und in dem weit entfernteren von Santa Fé sich befinden. Als wir anlangten, eröffneten die herumliegenden schläfrigen Soldaten die Thore und wir fuhren hinein bis vor die große Cypresse, die unter dem Namen „Montezumas Cypresse“ bekannt ist, ein riesenhafter Baum von majestätischer Höhe und 46 Fuß im Umfang. Eine zweite fast eben so große Cypresse steht in der Nähe und beide, sowie die übrigen prächtigen Stämme, welche diese merkwürdige Einsamkeit zieren, sind von einer Kriechpflanze bedeckt, die einem grauen Moose gleicht, wie graues Haar über jeden Ast hereinhängt und ihnen ein äußerst ehrwürdiges, so zu sagen druidisches Ansehen gibt.

Wir wandelten unter den herrlichen Alleen dahin, ruhten dann unter den Bäumen aus und stiegen endlich hinauf nach dem Schlosse, von dessen rund umlaufender Terasse das prächtigste Panorama sich darstellt, das man sich denken kann. Das ganze Thal von Mexiko liegt vor dem Blick ausgebreitet wie auf einer Karte; die Stadt selbst mit ihren zahllosen Kirchen

und Klöstern, die zwei großen Wasserleitungen welche die Ebene durchkreuzen, die Alleen von Ulmen und Pappeln, die nach der Stadt führen, die Dörfer, Seen und Ebenen rund umher. Gegen Norden liegt die prächtige Kathedrale unserer lieben Frau von Guadelupe, südlich die Dörfer San Augustin, San Angel und Tacubaya, die in Bäumen vergraben sind und unermeßlichen Gärten gleichen. Und wenn auch in den Ebenen manches unbebaute und manches in Trümmer fallendes Gebäude sich findet, so ist doch die Landschaft mit ihrem herrlichen Bergkranz, über welchen die zwei mächtigen Vulkane Popocatepetl und Iztaccihuatl aufsteigen, von dieser Höhe aus gesehen ein unvergleichliches Bild."

Die Aussicht von dem Schlosse zu Chapoltepec aus veranlaßte uns nach wenigen Tagen die Kathedrale unsrer lieben Frau von Guadelupe zu besuchen. Auf dem Berge Tepayac stand in alter Zeit der Tempel Tonantzius, der Göttin der Erde und Feldfrüchte, welche Menschenopfer verwarf und nur durch Opfer von Tauben, Schwalben und dgl. zu gewinnen war; sie galt als die besondere Schützerin der Totonoqui-Indianer. Die geräumige Kirche, welche jetzt an dem Fuße des Berges steht, ist eine der reichsten in Mexiko. Da in dieser Kirche keine Hüte gestattet sind, so hingen wir Schleier über, traten in dieß weit berühmte Heiligthum und wurden durch die Masse von Silber, mit welchem sie ausgeschmückt ist, völlig geblendet. Das wunderthätige Bild der heiligen Jungfrau stellt sich dar in einem blauen, mit Sternen besäeten Mantel, einem Kleide von Scharlach und Gold, den Fuß auf einen von einem Cherub getragenen Halbmond aufgestellt. Das Gemälde ist roh und nur merkwürdig durch die daran geknüpfte Legende, der zufolge schon im Jahre 1531, nur zehn Jahre nach der Eroberung, die heil. Jungfrau einem neubekehrten Indier erschien, und diesen aufforderte, den Bischof anzugehen und hier eine Kirche errichten zu lassen. Sie gab ihm zum Wahrzeichen seiner Sendung Rosen mit, auf denen ihr wunderthätiges Bild abgedruckt erschien.

Die Orgel tönte herrlich durch die alte Kathedrale hin und die untergehende Sonne goß ihre Strahlen durch die gothischen

Fenster mit reichem, glühendem Licht. Die Kirche war angefüllt mit Leuten aus dem Dorfe, namentlich aber jedoch mit Lepreros, die ihren Rosenkranz beteten, aber mitten in einem Ave Maria purissima! sich selbst und ihre Lumpen uns in den Weg warfen mit einem: por el mor de la Santissima Virgen! Schlägt dieß Mittel nicht an, so wenden sie sich an die Liebe zu den Kindern und man hört wie sie einen „beim Leben der Sennorita! beim Leben des kleinen Kindes!" beschwören. Und eine Mischung von Elternliebe und religiöser Empfindung ist Ursache, daß die meisten, namentlich die Frauen, fast gegen ihren Willen doch den Beutel ziehen. (Madame Calderon de la Barca. Life in Mexico.)

Die mexikanische Bühne.

Von allen Schauspielhäusern, die ich in London, Paris und den anderen Hauptstädten Europa's gesehen habe, läßt sich keines, was Leichtigkeit des Baues und Eleganz der Einrichtung betrifft, mit dem Teatro Nacional in Mexiko vergleichen. Hier werden abwechselnd spanische Dramen und italienische Opern gegeben, und wenn man die weite Entfernung von dem Mittelpunkte der Kunst berücksichtigt, so sind die Leistungen der hiesigen Bühne nicht zu verachten. Das Gebäude, von welchem das Theater nur einen Theil bildet, enthält noch ausserdem ein Kaffeehaus, ein Hôtel, eine Restauration, nebst Billard- und Spielzimmern. Die schöne Fronte geht nach der Calle Bergara hinaus und schließt zwei Patios oder Höfe in sich, die von Gallerieen umgeben werden, welche mit den Prunkzimmern in Verbindung stehen. Diese Patios sind mit Rasen bedeckt und mit Blumen und Orangenbäumen geschmückt, die eine höchst anmuthige Wirkung hervorbringen. Man kann sie als die Vorsäle betrachten, durch welche sich die mexikanischen Damen nach ihren Logen verfügen, aus

welchem Grunde sie stets mit jungen Männern, die auf Geschmack und Ton Anspruch machen, gefüllt sind, die ihre Blicke und adios mit den Schönen austauschen, während letztere in feierlicher Prozession unter der Aufsicht hartherziger Väter oder mitleidiger Mama's einherschreiten. Neben dem letzten Patio bemerkt man zwei Treppen, die nur nach den Privatlogen führen, welche von dem öffentlichen Theile des Hauses getrennt sind; jenseits derselben befindet sich der Eingang zum Parterre und zu den Parquetlogen, die unter einer anderen Kontrole als die oberen Ränge stehen.

Die Logen der oberen Reihen sind vortrefflich eingerichtet. Eine leichte Scheidewand trennt sie, die nirgends bis an die Brust reicht und dem Luftzuge überall freien Raum gestattet. Die Fronte ist so niedrig, daß die ganze Figur der Sitzenden von jedem Theile des Hauses sichtbar ist und die Damen sich nicht, wie in Paris und London, zu beklagen haben, daß man sie in Käfige einschließt, aus denen nur der Kopf und die Schultern hervorragen, während die Eleganz der übrigen Toilette verloren geht. Eine Mexikanerin thront in ihrer Loge wie auf einem erhabenen Piedestal und scheint durch die Grazie ihrer Figur und die Pracht ihres Kostüms die Bewunderung der Zuschauer herauszufordern. Ein leichtes, nur wenige Zoll hohes Geländer verbirgt ihre Füße und sichert sie vor der Gefahr, in's Parterre hinab zu stürzen. Da die Logen Privat-Eigenthum sind, so weicht die Einrichtung derselben nach dem Geschmacke ihrer resp. Besitzer ab; einige sind mit vieler Eleganz ausgestattet, und der Plan des Hauses ist so zweckmäßig, daß man von jedem Platze aus nicht nur Alles sieht und hört, was auf der Bühne vorgeht, sondern auch den Anblick der beiden Patios genießt. Bei jeder Loge befindet sich ein Cuarto oder Nebenzimmer, wohin man sich zwischen den Akten zum Rauchen zurückzieht, was besonders von den Damen mit ihren Papier- oder Stroh-Cigarrettos auf's Leidenschaftlichste betrieben wird. In diesen Cuartos herrscht eine wahre ägyptische Finsterniß, da sie nur von einem einzigen Lichte oder einer matten Lampe beschienen werden, und es gewährt einen merkwürdigen Anblick,

sie im Vorbeigehen plötzlich von unzähligen glühwurmartigen Flammen erleuchtet zu sehen und das Geplapper der schönen Raucherinnen zu hören, die mit gleicher Unermüdlichkeit plaudern und schmauchen.

Eine mexikanische Familie ist im Theater wie zu Hause; sehr wenige von ihnen empfangen Gäste, und Bälle und Gesellschaften fallen nur selten vor, weshalb fast alle Leute von Rang die Abende in ihren Logen zubringen — nicht, um, wie in Italien, sich gegenseitig zu besuchen, sondern um einsam und allein in schweigender Würde da zu sitzen. Die spanische Eifersucht läßt den Herren-Besuch nicht zu, und die Etikette verbietet den Damen, sich aus einer Loge in die andere zu begeben, sie verbleiben demnach sammt und sonders auf ihren Plätzen, wo sie halb todt vor Langweile von Nacht zu Nacht dieselbe Routine durchmachen — mit denselben Personen umgehen und denselben Schauspielern zuhören. Fremde erscheinen nur wenige in Mexiko, und selbst aus den Provinzen kommen selten Personen von Stande nach der Hauptstadt; die Besitzer der Logen sind daher verdammt, vom ersten Januar bis letzten Dezember unaufhörlich dieselben Gesichter zu erblicken, gleichviel, ob diese alt oder jung, schön oder häßlich sein mögen.

Dieses System ist nicht nur im höchsten Grade langweilig, sondern bringt auch eine sehr unerfreuliche Wirkung auf die Bühne selbst hervor. Der unglückliche Theaterdirektor ist gezwungen, sein Repertoir alle Tage zu wechseln, und das Verlangen nach Neuigkeiten ist so groß, daß man auch das beste neue Stück kaum dreimal nach einander aufführen kann. Was ist nun die Folge? Die Schauspieler, denen es unmöglich ist, alle Tage eine neue Rolle zu lernen, geben sich nicht einmal die Mühe, es zu versuchen, und wiederholen auf der Bühne nur die Worte, die ihnen von dem Souffleur laut vorgesprochen werden. Nichts kann lächerlicher und bei öfterem Vorkommen ermüdender sein, als diese unerträgliche Gewohnheit. Wie der Vorhang aufgeht und die handelnden Personen eintreten, hört man die Stimme des Souffleurs, der einem Jeden nicht das Stichwort, sondern die ganze Phrase angibt, und während der Schauspieler ihm

diese mit theatralischem Affekte nachspricht, hört man ihn schon dem Zweiten die Antwort zuraunen. So wird zu gleicher Zeit ein Lauffeuer von Fragen und Antworten unterhalten — einen Augenblick wird die Stimme des Schauspielers von der aus dem Souffleurkasten erschallenden übertäubt — dann bricht Jener in eine Schlagrede aus, die wir bereits vor einigen Sekunden aus diesem vernommen haben. Vom Spiele kann hier nicht die Rede sein, Ueberraschungen und Theater-Coups fallen ganz weg, und am Ende glaubt man den Repetitionen einer Dorfschule beizuwohnen, wo die Stimmen des Lehrers und der Schüler sich in unauflöslicher Verwirrung durchkreuzen. Ich habe auf dieser Bühne Trauerspiele, Lustspiele, Dramen und Possen aufführen sehen und nie den geringsten Unterschied bemerkt — denn wen kann die Verzweiflung rühren, die nur durch den Zuruf des Souffleurs erzeugt wird? Wer kann über einen Scherz lachen, den wir schon kennen, ehe er ausgesprochen wird? Die armen Schauspieler und Schauspielerinnen sind zu bedauern, so wie die unglücklichen Dulder in den Logen, die Jahr aus, Jahr ein bei dieser monotonen Unterhaltung verharren müssen — vor Allem aber der Fremde, der keinen anderen Zeitvertreib hat und so lange zum Gähnen verdammt ist, bis er sein Gemüth durch einen kräftigen Fluch erleichtert. Da ich ein **habitué** des Theaters in Madrid gewesen war, und oft die tragischen Leistungen eines Latorre, einer Concepcion Rodriguez und Matilda Diaz, den drastischen Humor eines Gusman und anderer verdienstvoller Künstler jener Hauptstadt bewundert hatte, so erwartete ich in dem prächtigen Theater Mexiko's einen, wenn auch nur theilweisen Ersatz für solche Genüsse anzutreffen; ich fand mich aber bitterlich getäuscht, und es blieb mir nur der Wunsch übrig, daß das ganze Souffleur-Corps von einer plötzlichen Heiserkeit befallen werden möchte, damit sich der Direktor gezwungen sähe, ein altes Stück hervorzusuchen, das die Schauspieler auswendig wissen und ohne die Hülfe jener dienstbaren Geister hersagen können.

Obwohl die mexikanischen D r a m e n mit den mexikanischen D a m e n in keiner Verbindung stehen, muß ich doch erwähnen,

daß ich nie ins Theater gehe, ohne die Geschicklichkeit zu bewundern, mit der eine hiesige Schöne ihren Weg zwischen einer Reihe von Stühlen hindurch nach dem Platze steuert, der allnächtlich zu ihrem Gebrauche bestimmt ist. Der herrschenden Mode zufolge muß jede Dame sieben bis eilf Unterkleider tragen, die alle hochgesteift sind und einen Ballonähnlichen Umfang haben, so daß es ihr unmöglich fällt, mit Sicherheit einen weniger als 6 — 7 Ellen breiten Raum zu passiren. Da aber vier junge Frauenzimmer, um die Fronte der Loge zu erreichen, zwischen einem halben Duzend Stühle durchschlüpfen müssen, die höchstens zwei Fuß aus einander stehen, so hat jede von ihnen die Peripherie ihrer Gewänder zu reduziren, ohne deren Ebenmaß zu stören oder die Wellenlinie derselben zu verrücken. Sie läßt also den oberen Theil der Kleidung bis zu seinem größten Umfange anschwellen, drückt den unteren Theil mit beiden Händen fest an sich und gleitet durch den Engpaß der Stühle bis zu ihrem Sessel, wie ein leichter Nachen sich mit schwellenden Segeln durch einen engen Felsenriff arbeitet. Ist die Schöne an ihren Platz gelangt, so steigt das Volumen ihrer Kleider von beiden Seiten wieder bis zu seiner früheren Größe empor und hüllt sie in eine Wolke von Gaze und Mousselin, aus der nur Gesicht, Nacken und Taille hervorragen.

Die italienische Oper spielt jetzt dreimal wöchentlich und ist sowohl bei den Eingebornen, als bei den Fremden beliebt. **Prima Donna** ist Mlle. Borghese, eine Französin, die vor eini. Jahren in der **Opéra Comique** zu Paris als „Tochter des Regimentes“ debütirte, ihren Namen **Bourgeois** in das wohlklingendere Borghese umwandelte und seitdem an der Spitze der italienischen Oper in Havanna und New-York gestanden hat. Sie ist eine höchst anmuthige Erscheinung, schön, wohlgebaut und voller Grazie, und sie spielt vortrefflich. Ihre Stimme ist ein reiner Sopran und nicht eben von sehr bedeutendem Umfange, wird aber von ihr mit vieler Kunst behandelt; am meisten gefällt sie in „Lucia“, den „Puritanern“ und dem „Liebestrank.“ Der Tenor ist Peroti, ein junger Mann, der sich im-

mer mehr Ruf erwirbt; er besitzt ein schönes Organ, aber sein Vortrag leidet an Einförmigkeit, und obgleich er einen ausgezeichneten zweiten Sänger abgeben würde, scheint er mir kaum zum ersten tauglich. Die Baßpartieen singt Tornasi, ein routinirter Künstler, der bei jeder Bühne zu gebrauchen wäre, aber kein so eminentes Talent besitzt, um auf Anstellungen an den größeren europäischen Theatern rechnen zu können. Der Bariton Candi endlich ist ein imposanter und gediegener Sänger. Das übrige Personal ist unter aller Kritik, und es wäre in der That besser, die Namen desselben von dem Theaterzettel zu streichen.

Vor Kurzem ist eine mexikanische Dame als Lucrezia Borgia und Beatrice di Tenda aufgetreten, die, wie ich fast behaupten möchte, eine der größten Sängerinnen unserer Zeit zu werden verspricht. Indessen steht sie jetzt schon in ihrem 25sten Jahre, wo es schwer hält, die Stimme weiter auszubilden; hätte aber Mlle. Coccia in ihrer Jugend einer guten musikalischen Erziehung genossen oder Anlaß gehabt, Künstler ersten Ranges zu hören, so würde sie eine Stelle unmittelbar nach der Catalani einnehmen können. Sie hat eine Sopranstimme von seltenem Umfange und ungewöhnlicher Reinheit, die sich in den schwierigsten Passagen gleich bleibt; was ihr fehlt, ist die Routine, und da sie der Bühne noch fremd ist, so scheint ihr Spiel kalt und ausdruckslos. Wenn nicht, wie ich befürchte, die nationale Apathie in ihrer Organisirung vorherrscht, so würde ich sie für ein Wunder erklären — sogar neben der Grisi und Persiani.

Ist die Oper zu Ende, so steht uns noch eine große Schwierigkeit bevor — wie wir nämlich nach Hause kommen wollen. Während wir uns an dem Gesange der Borghese oder der Coccia ergötzten, ist der Regen in Strömen gefallen, und alle Straßen sind überschwemmt. Dieses ist in der sogenannten Regenzeit kein ungewöhnliches Ereigniß, und da Mexiko auf einer Fläche liegt, wo das Wasser durchaus keinen Abfluß hat, so steigt es nach einiger Zeit über die Kanäle hinaus. Die ganze Stadt steht dann zwanzig bis dreißig Zoll hoch unter Wasser.

Bei solchen Gelegenheiten werden natürlich alle Lohn- und Privatkutschen in Anspruch genommen, und der Fremde, der einen Kutscher nicht durch gewichtige Gründe überreden kann, ihm den Vorzug vor seinem Herrn zu geben, ist in keiner geringen Verlegenheit, wie er sein Hôtel erreichen soll. Man hat nun zwar die mexikanischen Lazzaroni, Lepreros (Aussätzigen) oder Cargadores (Lastträger), die für einige Realen den Hülfsbedürftigen auf ihrem Rücken nach seiner Wohnung tragen würden; da aber gedachte Lepreros nicht eben für Muster der Reinlichkeit gelten, so ist eine nähere Berührung mit ihnen weder rathsam noch wünschenswerth. Vergebens suchen wir den Theil des Fußsteges aus, den das Wasser noch nicht erreicht hat — vergebens bemühen wir uns, durch Nebenwege einen sicheren Ausgang zu finden — an jeder Straßenecke versperrt die Fluth uns den Weg, und es bleibt nichts übrig, als einige Stunden zu warten, oder sich kühn in den unsauberen Pfuhl zu stürzen und eine viertel oder halbe Meile weit durch den kniehohen Schlamm zu plätschern. Unterdessen gießt der Regen noch immer in Strömen herab, und je länger wir zögern, die unteren Theile des Körpers zu durchnässen, desto mehr haben die oberen Theile desselben von dem wüthenden Elemente zu leiden. Endlich überzeugen wir uns, daß es am besten sei, so schnell als möglich nach Hause zu eilen, und einen verzweiflungsvollen Entschluß fassend, springen wir unter dem Geschrei der getäuschten Lepreros in die Fluth und waten die Pfütze entlang nach der Gran Sociedad oder dem Progreso.

Es hat mich oft gewundert, daß die Munizipalität, die große Einkünfte besitzt, oder die Regierung, die freilich gar keine hat, nie daran denkt, die Abzugskanäle der Stadt ausbessern zu lassen: aber die Stadträthe und Minister haben ihre Wagen, die sie auf öffentliche Unkosten halten, und man wird daher begreifen, daß sie für die Bedürfnisse des Publikums minder empfänglich sind. Ausserdem haben ja auch die Cargadores ihre unantastbaren Rechte, und es wäre um die Republik Mexiko geschehen, wenn diese Herren während der Regenzeit

einer Hauptquelle ihres Einkommens beraubt würden. (Aus einem Brief vom October 1845 in der „Times.“)

Besuch im Kloster Encarnacion. — Wallfahrt zu Maria Hilf la Gachupina.

Don Manuel Posada, der Erzbischof von Mexiko, hatte mit neuspanischer Galanterie der Mdme. Calderon de la Barca durch Handbillets die Erlaubniß ertheilt die Klöster der Hauptstadt besuchen zu dürfen und hatte ihr dabei sogar gestattet zwei begleitende Freundinnen mitzunehmen. Demnach fuhren die drei Wallfahrerinnen eines Sonntags Nachmittags in die „Fleischwerdung,“ die Encarnacion, das glänzendste und reichste Kloster von Mexiko, wenn man etwa la Concepcion ausnimmt. Der einzigen Schönheit des Abend wird nur flüchtig gedacht — die Abende sind immer schön, der Himmel immer blau, die Luft immer mild, die Blumen immer blühend, die Vögel singen immer. Thomson hätte hier seine Jahreszeiten gar nicht schreiben können. „Wir stiegen,“ erzählt Madame, „an der Klosterpforte ab, wurden von der Pförtnerin eingelassen und von verschiedenen Nonnen in Empfang genommen, deren Gesichter mit doppeltem Florschleier streng verhüllt waren. Man führte uns hierauf in eine geräumige Halle, die mit schönen Kronleuchtern behängt und mit verschiedenen, reich gekleideten Liebfrauen und Heiligen geziert war. Hier lüftete die älteste Nonne, eine sehr würdige Matrone, ihren Schleier — ein Beispiel, das die andern alsbald befolgten und stellte sich selbst als Madre Vicaria vor, wobei sie eine Menge Entschuldigungen von Seite der alten Aebtissin anbrachte, welche, an einer Augenentzündung leidend, auf ihre Zelle beschränkt sei. Sie und eine andere verehrungswürdige Mutter, ferner eine Gruppe von ältlichen Damen, hochgewachsen, dünn und stattlich, unternahmen es dann

uns zu belehren, daß der Erzbischof in Person den Befehl zu unserer Aufnahme gegeben und daß sie bereit seien uns die ganze Anstalt zu zeigen."

„Das Gewand der Nonnen ist ein langes Kleid von feinem, weißem Casimir, ein dichter, schwarzer Florschleier und ein langer Rosenkranz. Die Tracht der Novizen ist dieselbe, nur ist der Schleier weiß. Die erste halbe Stunde beiläufig wollt' es mir bedünken, als ginge Hand in Hand mit ihrer Höflichkeit eine ziemliche Mischung von Zurückhaltung, die allenfalls durch die Anwesenheit einer Fremden, insonderheit einer Engländerin, veranlaßt sein könnte; aber auch dieser Eindruck verlor sich mehr und mehr. Gutmüthigkeit oder Neugier siegten; ihre Fragen brachen unaufhörlich hervor und ehe der Besuch zu Ende war, nannte mich schon die ganze Anstalt: mi vida, „mein Leben." Wo war ich geboren? Wo hatt' ich gelebt? Welche Klöster hatt' ich gesehen? Welche gefielen mir besser: die Klöster in Frankreich oder jene in Mexiko? Welche sind größer? Welche haben die schönsten Gärten? 2c. Glücklicherweise konnte ich in aller Wahrhaftigkeit ihrem Kloster an Geräumigkeit und Pracht den Vorzug geben über alle, die ich je gesehen."

„Der mexikanische Baustyl ist solchen Abgeschlossenheiten besonders günstig. Die großen Gallerien und Höfe gewähren ihnen beständigen Zufluß von frischer Luft und dabei tönen die Springquellen so lieblich und der Garten bietet ihnen in diesem Klima ewigen Frühlings Jahr aus Jahr ein einen nie versiegenden Born von Freuden, so daß ihre Einschließung hier bei weitem weniger zu bemitleiden ist als in jedem andern Lande."

„Dieses Kloster ist in der That ein Palast. Der Garten, in den sie uns zuerst führten, wird in gutem Stand gehalten, hat gepflasterte Spaziergänge, steinerne Ruhebänke und einen Springbrunnen, der immer spielt und funkelt. Die Bäume bogen sich unter ihren Früchten und die Nonnen pflückten für uns ganze Büschel der schönsten Blumen. Es war ein niedliches Bild, sie in diesem hochummauerten Garten herumwandern oder beisammen stehen zu sehen, während die Sonne hinter den Hügeln hinabsank und alles Ruhe und Zufriedenheit athmete, fern

von dem Lärm der Stadt. Die meisten Gemächer des Klosters sind ansehnliche Zimmer. Wir beschauten alles von dem Refectorium bis zur Apotheke und bewunderten die vollkommene Reinlichkeit, welche hier überall herrschte, zumal in der ungeheuren Küche, die vor der Annäherung selbst des kleinsten Stäubchens heilig verwahrt zu werden scheint. Dieser Vorzug mag zum Theil auf Rechnung des Umstandes kommen, daß jede Nonne eine, etliche auch zwei Dienerinnen haben, denn der Orden gehört nicht zu den strengsten. Das Kloster ist reich; jede Novize bezahlt bei ihrem Eintritt 5000 Dollars zum Klostergut. Es sind etwa 30 Nonnen und 10 Novizen."

„Die Novizen wurden uns sämmtlich vorgestellt — arme kleine Dinger in der Mausfalle — welche fest daran glauben, man würde sie nach Jahresumlauf herauslassen, wenn sie genug daran hätten, als würde man ihnen je gestatten, genug daran zu bekommen. Die zwei ältesten- und ehrwürdigsten Frauen sind Schwestern, dünn und lang, voll Ansehen mit hohen Nasen und Spuren vergangener Schönheit. Sie sind seit ihrem achten Jahre in dem Kloster, was sehr bemerkenswerth, da man Schwestern selten in ein und derselben Anstalt zuläßt und betrachten die „Fleischwerdung" als ein kleines Stück Himmel auf der Erde. Es waren einige hübsche Gesichter darunter und eines, dessen Ausdruck und dessen Augen ungemein lieblich waren; aber die Wahrheit zu sagen, derartige Erscheinungen bildeten die Ausnahme."

„So hatten wir nach einander das ganze Gebäude eingesehen, einer Liebfrauen blauen Atlaß und Perlen, einer andern schwarzen Sammt und Diamanten, schlafende Jesuskindlein, Heilige, Gemälde, Schränke und Beichtstühle bewundert, selbst die Azotea (die Plattform des Daches) bestiegen, die eine prächtige Aussicht bietet und kamen dann zuletzt in einen weiten Saal, geziert mit Bildern und ausgestattet mit alterthümlichen, hochlehnigen Armstühlen, allwo ein sehr elegantes Abendessen, hell erleuchtet und verziert, unsere erstaunten Augen begrüßte. Kuchen, Chocolade, Gefrorenes, Torten, Dulce, Zuckerbäckereien, Orange und Limonade und andere profane Leckerbissen waren da zu

sehen, aufgeputzt mit Goldpapier, das in kleine Fähnchen geschnitten war. Ich wurde auf einen Stuhl gesetzt, der für einen Papst in einer heiligen Familie gut genug gewesen wäre. Meine Begleiterinnen saßen mir zur Seite; die älteren Nonnen in stattlicher Reihe nahmen die anderen Armstühle ein und sahen aus wie steinerne Bilder. Ein junges Mädchen, eine Pensionärin, brachte eine kleine Harfe ohne Pedal herbei und sang, während wir Kuchen und Eis behandelten, verschiedene Balladen mit vielem Geschmack. Die ältern Nonnen legten uns alle Gerichte vor, nahmen aber selbst nichts zu sich. Die jüngern Nonnen und die Novizen hatten sich auf eine Matte à la Turque gelagert und alles bildete eine Scene, wie man sie nicht leicht malerischer sehen kann. — Die jungen Novizen mit den weißen Gewändern, weißen Schleiern und schwarzen Augen, die ernsten und würdigen Mütter mit ihren langen Kleidern und den trauernden, schwarzen Schleiern und Rosenkränzen; die verhüllten Gestalten, die hin und wieder in den Gängen auf- und abhuschten, wir selbst mit unsern weltlichen Kleidern und farbigen Bändern in so grellem Gegensatz dazu und die große Halle, erleuchtet durch eine ungeheure Lampe die von der Decke herunterhing, — ich kam mir vor, wie um drei Jahrhunderte zurück versetzt und war schier in Furcht, das Ganze möchte jählings wegdämmern und zum leeren Gesichte, zum wachenden Traume werden."

„Nach dem Abendessen stiegen wir zum Chor hinan, um die Orgel zu probiren. Ich wurde dahin gepflanzt, um eine Sonate von Mozart zu spielen und die Schwestern traten die Blasbälge dazu. Es war mir als schaffte ich mehr Lärm als Musik zu Tage, denn die Orgel ist sehr alt, vielleicht so alt als das Kloster, welches jetzt 300 Jahre besteht. Doch waren die Nonnen damit zufrieden und nachdem sie auch noch einen Hymnus gesungen hatten gingen wir wieder hinunter. Mir ging's fast zu Herzen sie zu verlassen und ich meinte, ich könnte geraume Zeit recht vergnüglich mit ihnen leben, aber es war fast um 9 Uhr und daher höchste Zeit zu gehen. Und so wurden wir denn von der ganzen Gemeinschaft herzlichst

umarmt und verließen die gastfreundlichen Mauern von la Encarnacion."

Ein andermal besuchte Madame die berühmte Kirche von Maria Hilf (**Virgen de los Remedios**), der Gachupina, wie sie mit einem Spitznamen heißt, der eigentlich den Spaniern gilt, den aber auch sie sich gefallen lassen muß, weil sie die Patronin der Spanier ist. Maria Hilf ist die erste Wallfahrt nach unserer lieben Frau Guadalupe, ja einige setzen sie dieser letztern sogar gleich. „Das Bild brachte Cortez mit und als er die indianischen Götzen in dem großen Tempel von Mexico wegschaffen und zertrümmern und hierauf das Heiligthum hatte reinigen lassen, stellte er dort feierlich ein Crucifix und dieses Bild der Jungfrau auf. Dann kniete er davor hin und sagte dem Himmel seinen wärmsten Dank dafür, daß er ihm gegönnt habe den Allerhöchsten an einer Stelle anzubeten, die so lange durch die gräulichste Abgötterei geschändet gewesen war. Auf eine unerklärliche Weise verschwand indessen das Bild wieder und man wußte nichts mehr davon, bis es ein glücklicher Indianer auf der Spitze eines unfruchtbaren und baumlosen Berges mitten in einem großen Agavebusch wieder auffand. Ihr Wiedererscheinen wurde von den Spaniern freudevoll begrüßt und alsobald eine Kirche auf derselben Stelle errichtet. Ihr Ruhm verbreitete sich mit beispielloser Schnelle. Sofort wurden auch Gaben von unermeßlichem Werth auf ihrem Altar niedergelegt und ein Schatzmeister aufgestellt, um ihre Juwelen zu bewahren, eine Camarista, um ihrer glänzenden Garderobe vorzustehen. Keine reiche Wittwe durfte mehr in Frieden sterben, ehe sie nicht unsrer Frauen de los Remedios ihren größten Diamant, ihre kostbarste Perle vermacht hatte. Wenn das Wetter zu trocken wird, so wird sie von ihrer Bergheimath hereingeleitet und in Procession durch die Gassen der Stadt geführt. Ehemals pflegte der Vicekönig selbst zu Fuße dem heiligen Zug voranzugehen. Ein Herr vom höchsten Range lenkt den Wagen, in welchem sie sitzt. Sie besucht nacheinander die ersten Klöster und während man sie durch die der Welt verschlossenen Gänge führt, liegen die Nonnen demüthig anbetend in langen Reihen auf den

Knieen. Reichliche Regen folgen unmittelbar auf diesen Besuch. Don * * *, der uns begleitete, hat zu verschiedenenmalen das Amt des Wagenlenkers bekleidet, und hat auf diese Art das Innere der meisten Klöster von Mexico gesehen. Es ist geschichtlich, daß es auch eine Zeit gab, wo der berüchtigte Pfarrer Hidalgo, der erste Anstifter der Revolution, das Bild unsrer lieben Frau von Guadelupe auf seine Standarte setzte und daß zu damaliger Zeit zwischen dieser und der spanischen Jungfrau einige Eifersucht ausbrach; aber als Hildalgo besiegt und in die Flucht geschlagen war, wurde das Bild von Maria Hilf in Generalsuniform nach Mexico geführt und als die Patronin von Spanien angerufen. Etwas später wurde die Jungfrau selber als Gachupina denuncirt; der tapfere General * * * riß ihr kühn die Feldobristenschärpe herunter und stellte ihr auch einen Reisepaß aus mit der Ordre die Republik zu verlassen. Indessen war dieses alles nicht von Belang; sie wurde wieder in ihre Ehren eingesetzt und behält noch immer ihren Schatzmeister, ihre Camarista und ihr Heiligthum bei.

Um also auch diese Kirche zu besehen, brach man eines schönen Nachmittags von Mexico auf. Die Bergfläche, auf welcher sie steht, ist kahl und einsam, aber die Aussicht beherrscht das ganze Thal und ist sehr schön. Die Kirche ist alt und nicht sehr ansehnlich, doch malerischen Anblicks. Da Herr * * der Jungfrau Kutscher, Sennora * * * die Tochter ihrer Camarista und Calderon der Gesandte des Landes ihre Vorliebe war, so durften wir über den ausgezeichneten Empfang, mit dem uns der ehrwürdige Geistliche beehrte, nicht erstaunt sein. Die Kirche ist von innen hübsch und über dem Altar steht eine Copie der Orginalmadonna. Nach kurzem Verweilen wurden wir ins Heiligthum gelassen, wo die wahrhafte Jungfrau des Cortez mit einer großen silbernen Agave ihren glänzenden Schrein einnimmt. Der Priester zog sich zurück, legte seine Gewänder an, kam wieder, kniete vor dem Altar nieder und sprach ein Credo. Darnach stieg er die Stufen hinan, öffnete den Schrein, in welchem die Jungfrau eingeschlossen ist, kniete nieder und nahm sie in seine Arme. Dann bot er sie uns einem nach dem an-

dem Herum und wir küßten sämmtlich den Saum ihres Atlaßgewandes, worauf er sie mit derselben Ceremonie wieder an ihren Ort stellte.

Das Bild ist von Holz, ungefähr einen Fuß hoch und hält in seinen Armen das Jesuskind. Beide Gesichter sind augenscheinlich mit einem stumpfen Messer geschnitten; zwei Vertiefungen für die Augen und eine dritte für den Mund. Die Gestalt ist in blauen, mit Perlen besetzten Atlaß gekleidet und trägt eine Krone auf dem Haupte, an welche ein Büschel Haare angemacht ist. Da das Bild im Laufe der Zeiten beträchtlich verkratzt und beschädigt worden ist, so bemerkte Calderon, er wundere sich, daß sie nicht versucht hätten dasselbe ein wenig auszubessern. Hierauf antwortete der Priester, der Versuch sei von verschiedenen Künstlern unternommen worden, aber sie wären alle darüber krank geworden und gestorben. Er erwähnte auch als eines ihrer Wunder, daß, obgleich sie auf einem einsamen Berge stehe, doch nie ein Raub an ihr verübt worden sei; aber ich fürchte der gute Pater ist etwas vergeßlich, da dieses Sacrilegium mehr als einmal vorgekommen ist. Bei einer Gelegenheit, wo ein Haufe Bettler versammelt war und das Bild zum Küssen herum gereicht wurde, stellte sich einer gar andächtig und biß die große Perle ab, welche die Vorderseite ihres Gewandes schmückte und ehe der Diebstahl entdeckt war, hatte der Frevler sich im Haufen verloren und davon gemacht. Als wir den Geistlichen an diesen Vorfall erinnerten, sagte er, es sei richtig, aber der Räuber sei ein Franzose gewesen.

Ein Maskenball. — Morgenvisiten. — Räubereien.

Gestern am 5. Januar kam nach der Messe ein Besuch nach dem andern, namentlich viele Spanier, welche alle wissen wollten,

ob ich nicht eine Poblana-Kleidung auf dem Maskenballe tragen wollte. Die Sache schien sie ganz außerordentlich zu interessiren. Zwei junge Damen von Puebla boten mir ihre Dienste an, um mir alle nothwendigen Einzelnheiten zu verschaffen und machten einem kleinen Mädchen in meinem Dienst die Haare, um mir zu zeigen, wie sie geordnet werden sollten; sie erwähnten noch mehreres was fehle und sagten mir, Jedermann sei erfreut über den Gedanken, daß ich in einer Poblanakleidung erscheinen würde. Ich war etwas erstaunt, daß Jedermann sich um die Sache kümmern solle. Um 12 Uhr kam der Präsident in voller Uniform, begleitet von seinen Adjutanten und blieb etwa eine halbe Stunde sehr freundlich und artig wie gewöhnlich. Kurz darauf kamen noch mehr Visiten, und gerade als wir uns endlich zu Tische setzen wollten und alles beendigt glaubten, erschienen noch der Staatssecretär, der Kriegsminister, der Minister des Innern und einige andere vornehme Personen. Und was war der Zweck ihres Besuchs? Mich bei allem was heilig ist zu beschwören, ja nicht in einer Poblanakleidung auf dem Balle zu erscheinen. Sie versicherten mich, Poblana seien im allgemeinen femmes décriées, sie trügen keine Strümpfe und die Frau eines spanischen Gesandten sollte durchaus nicht, auch nicht für einen einzigen Abend, ein solches Costüm annehmen. Ich holte meine Kleider herein, zeigte wie lang und anständig sie seien, aber umsonst und in der That — sie hatten ohne allen Zweifel Recht und nur eine freundliche Gesinnung für mich konnte sie bewogen haben sich so viele Mühe mit meinem Ballanzug zu geben. So gab ich endlich nach und dankte dem Cabinetsrath für seine freundliche Warnung, obgleich ich fürchtete, daß ich mir für den Maskenball kein anderes Kleid mehr würde verschaffen können in diesem Lande der Zögerung, denn unser Gepäck war immer noch auf Mauleseln von Vera-Cruz her unterwegs. Die HH. Minister waren kaum abgezogen, als mir Sennor . . . . eine Botschaft von mehreren der vornehmsten Damen brachte, die ich zum Theil gar nicht kannte, und die ihn ersuchten, mich als eine Fremde von den Gründen in Kenntniß zu setzen, welche die Poblanakleidung namentlich

bei einer öffentlichen Gelegenheit, wie dieser Ball, verwerflich machen. Ich war in der That froh, einem solchen Mißgriff entgangen zu sein. Gerade als ich mich zum Mittagessen ankleidete, brachte man mir noch ein Billet, bezeichnet reservada (privatim), dessen Inhalt mich nicht wenig in Verwunderung setzte. Ich habe jedoch seitdem gehört, daß der Schreiber desselben Don José Arnaiz ein alter Mann ist, der eine Art Privilegium in der Gesellschaft genießt und sich in alles mischt, die Sache mag ihn angehen oder nicht. Das Billet lautet folgendermaßen: „Die Kleidung einer Poblana ist die einer ausschweifenden Frau. Die Gemahlin eines spanischen Ministers ist eine Dame in jedem Sinne des Wortes; wie sehr sie auch schon sich vergeben haben mag, sie sollte weder als Poblana noch sonst in einer Rolle erscheinen, als in ihrer eigenen. Es sagt zu Sennor Calderon José Arnaiz, der ihn ausnehmend hochschätzt."

Da also die Poblanakleidung beseitigt war, und ich mich in ein leicht zu fertigendes Costüm werfen mußte, so wählte ich das einer tugendsamen römischen Bäuerin, was einfach genug war, um in einem Tage gefertigt zu werden, ein weißes Hemd, rothes Leibchen mit blauen Bändern und einen hinten viereckig aufgelegten Spitzenschleier, bei welchem Kopfputz ich bemerken muß, daß es bei den Indianern sehr gewöhnlich ist, ein Stück Zeug viereckigt gefaltet auf dem Kopf zu tragen; da sie es gar nicht befestigen, so kann ich mir nicht recht vorstellen, wie sie fortwähren können, ohne es fallen zu lassen.

Wir gingen nach dem Theater und fanden den Eingang, obgleich mit Equipagen angefüllt, sehr ruhig und ordentlich. Der erste Anblick beim Eintreten war außerordentlich hübsch und in der That sehr unterhaltend. Der Ball, welcher zum Vortheil der Armen gegeben wurde, stand unter Leitung mehrerer vornehmen Damen, aber der ursprüngliche Schmutz und der schlechte Zustand des Theaters waren so arg, daß sie, um es nur einigermaßen anständig herzustellen, fast den ganzen Ertrag aufgebraucht hatten. Erwägt man alle diese ungünstigen Umstände, so war die Einrichtung sehr gut getroffen. Schöne

Lustres waren an die Stelle der Laternen mit Unschlittkerzen gehängt worden und ein seidenes Dach bedeckte in Zeltform den ganzen Ballsaal. Das Orchester war ziemlich gut und die Logen angefüllt mit Damen, an denen sich eine unendliche Mannigfaltigkeit chinesischer Creppshawls und eine wahre Monotonie von Diamantohrringen bemerken ließ. Da der Ball öffentlich und also die Gesellschaft nicht sehr erlesen war, so fehlte es nicht an geschmacklosen, wenn auch kostspieligen Kleidungen. An Schweizer- und schottischen Bauern, so wie an Bauern aller Art, an Türken, Hochländern u. s. w. war kein Mangel, aber die Charactermasken waren in Ueberzahl da und spielten eine arge Rolle; eine Frau trug ein kurzes blaues Seidenkleid, unter welchem ein schöner, purpurfarbener atlassener Unterrock hervorstand; das Ganze war mit einer gelben bogenförmigen Garnitur eingefaßt und sah aus, wie die Zeichen des Thierkreises. Alle trugen Diamanten und Perlen, Alte und Junge, ja selbst kleine Kinder, deren Anzahl nicht gering war.

Da die Gesellschaft zu gemischt war, so konnte man diesen Ball nicht als solchen gelten lassen, wo man die vornehme Gesellschaft beisammen sehen kann, denn viele der fashionablesten Damen saßen in den Logen und manche mochten wohl in ihren gewöhnlichen Kleidern hübscher ausgesehen haben, als in den ihnen ungewohnten Masken. Im Ganzen genommen sah ich nur einzelne auffallende Schönheiten, wenig Anmuth und sehr wenig Tanzkunst. Man bemerkte zu viel Sammet und Seide und die Kleider waren zu überladen, die Diamanten zwar prächtig, aber oft schlecht gefaßt; die Kleider im Vergleich mit der wirklichen Mode oft abgeschmackt kurz und die Füße, obgleich meist sehr klein, in noch kleinere Schuhe gezwängt, was der Zierlichkeit beim Gehen und Tanzen schadete. Indeß sah ich viele feurige Augen, schöne Hände und Arme, wahre Modelle für einen Bildhauer, namentlich die Hände, aber wenig frische Gesichtsfarbe. Der Ballsaal war außerordentlich kalt, und der alte üble Geruch des Theaters keinesweges beseitigt; ich glaube wirklich, daß alle Wohlgerüche Arabiens dieß nicht zu thun im Stande gewesen wären. Nachdem ich eine Zeit lang

herum spaziert war, und die Ballcostüme hinreichend bewundert hatte, setzte ich mich, da ich ganz durch gefroren war, in die Loge einer Freundin, und hüllte mich in meinen Mantel. Wir blieben bis 3 Uhr Morgens und schlugen alle Erfrischungen aus, obwohl eine Tasse heiße Chocolade nicht übel am Platze gewesen wäre. An einem andern Orte des Hauses war ein Zimmer für das Abendessen eingerichtet, ich glaube aber nur für Herren. Als ich hinausging, sah ich eine gute Anzahl Damen am Arm ihrer Herren, ganz bedeckt mit Schmuck wie sie waren, bei den Lampen anhalten und ihre Cigarre anzünden. Ich selbst brachte von dem Balle eine Erkältung nach Hause, die mich acht Tage ans Bett fesselte.

Während dieser Zeit kamen eine Menge Besuche und ich erstaunte nicht wenig über die Pracht von Diamanten, Perlen, Seide, Atlaß, Blonden und Sammt, in denen die Damen ihre ersten Etikettebesuche machten. Einige dieser Kleidungen will ich erwähnen, nicht als ob sie prächtiger gewesen wären als andere, sondern nur weil ich mich derselben besser erinnere. Die Marchesin de San Roman, die viel in Europa gereist war und sehr viele Talente und Kenntnisse besitzt, trug das große Kreuz des spanischen Maria-Louise-Ordens; sie ist aus einer edlen venetianischen Familie und die Tante des Herzogs von Canizzaro; ihre Kleidung bestand in einem sehr reichen Ueberrock von genuesischem Sammt, schwarzer Blondenmantille und einem glänzenden Diamantenschmuck. Sie scheint von sehr schwacher Gesundheit und ist einer der letzten Reste des alten viceköniglichen Hofes. An ihrer Stelle ist ein neues Geschlecht emporgewachsen, dessen Sitten und Art sehr wenig von der vieille cour an sich haben, namentlich sind die Frauen der Militärs, die aus der Revolution entsprungen sind, unwissend und voller Ansprüche. Gräfin v. S — o trug ein Unterkleid von reichem violletem Atlaß, Rock von schwarzen Blonden, gleichartige Mantille, Diamantenohrringe, fünf oder sechs große Diamantenbrochen zur Festhaltung der Mantille, Halsband von großen Perlen und ein Diamantensevigné. Sennora B . . . a, die Frau eines Generals, ausnehmend reich und das schönste

Weib in Mexiko: Kleid von Purpursammt, ganz mit Blumen von weißer Seide überstickt; kurze Aermel und gesticktes Corsett; weiße Atlaßschuhe und Strümpfe à jour; eine breite Falbala von Mechlener Spitzen erschien unter dem kurzen Sammtkleide. Eine Mantille von schwarzen Blonden war mit drei Diamantagraffen befestigt; außerdem Diamantohrringe von außerordentlicher Größe, ein schön gefaßtes Diamanthalsband von unermeßlichem Werth, ein Perlenhalsband, das auf 20,000 Duros geschätzt war, ein Diamantsevigné; eine Goldkette, die dreimal um den Hals ging und auf die Kniee herabfiel, an jedem Finger zwei Diamantringe, nebst kleinen Uhren. Da keine andere Kleidung ebenso prächtig war, so will ich damit meine Beschreibung schließen und bemerke nur, daß keine mexikanische Dame mir jemals ohne Diamanten ihren Morgenbesuch machte. Sie haben wenig Gelegenheit ihre Juwelen zu zeigen, so daß ohne solche durch die Etikette gebotene Morgenbesuche, die Diamanten unbenutzt in den Schränken liegen bleiben würden.

Kürzlich machte man einen Versuch in unser Haus einzubrechen, aber unser kleiner Hofhund hielt sich so tapfer und bellte so stark, daß alles erwachte und die Räuber ohne weitern Schaden, als eine dem Hund beigebrachte Wunde, Reißaus nehmen mußten. Dieß erinnert mich an einen Vorfall, der sich vor nicht langer Zeit in dieser Nachbarschaft zutrug, nämlich die Ermordung des schweizerischen Consuls, Hrn. M. Er war zugleich Lederhändler; eines Morgens als er eben seinen Thürhüter mit einem Auftrag ausgeschickt hatte, fuhr ein Wagen vor und drei Herren verlangten mit ihm über Geschäfte zu sprechen. Er bat sie einzutreten und es erschienen ein General in Uniform, ein junger Officier und ein Mönch. Hr. M. fragte nach ihrem Begehr, als plötzlich der General ihn packte, während die andern die Thüre verriegelten. „Wir wollen nichts von ihren Waaren, sondern ihr Geld“ rief der General. Der arme Mann, ganz verblüfft über das Gewerbe seiner Kunden, versicherte sie, er habe nur wenig Geld in seinem Hause, öffnete aber seine Casse, in der sich jedoch nur wenige hundert Dollars befanden. Als sie sahen, daß er wirklich nicht mehr geben

könne, rüsteten sie sich zum Fortgehen, aber der Mönch sagte: „wir müssen ihn umbringen, sonst wird er uns erkennen.“ — „Nein, sagten die Officiere, „laß ihn und komme.“ — „Geht,“ erwiderte der Mönch, „ich folge,“ wandte sich um und stieß dem Consul den Dolch ins Herz. Dann stiegen die drei wieder in den Wagen und jagten davon. Wenige Minuten später kam der Thürhüter zurück und fand seinen Herrn im Blute gebadet und eilte nach einem benachbarten Spielhause, um Lärm zu machen. Einige Herren eilten herbei, Hr. M... starb aber eine Stunde nachher, nachdem er Kleidung und Aussehen seiner Mörder nebst den Wagen genau beschrieben hatte. So gelang es der verkappten Mörder habhaft zu werden und auf Betrieb des damaligen Gouverneurs, Grafen C...a, wurden sie verhaftet, und unserm Hause gegenüber aufgehängt, nebst einem wirklichen mexikanischen Obersten, der ihnen gefällig seinen Wagen zur Expedition geliehen hatte. Selten findet hier das Verbrechen eine so rasche Strafe.

Graf C...a war als Gouverneur der Stadt berühmt wegen seiner Energie in el perseguimiento de los ladrones, wie man sich ausdrückt. Bei einer Gelegenheit führte ihn sein Eifer etwas weit. Mehrere Räubereien waren in der Stadt begangen worden und er hatte von der Regierung einen Wink erhalten, daß die Straflosigkeit der Thäter als ein Beweis angesehen wurde, daß er im öffentlichen Dienst lau geworden sei. Als er wenige Tage später durch die Stadt ritt, bemerkte er einen notorischen Räuber, der, sobald er ihn erblickte, mit der Schnelligkeit eines Pfeils in eine andere Straße entfloh. Der Gouverneur jagte ihm nach, der Räuber eilte nach dem großen Platze von Mexiko und stürzte sich in die Kathedrale. Der Graf galoppirte ihm nach, packte ihn und zog ihn aus seinem Versteck in der Nähe des Altars hervor. Diese Entweihung der Kirche wurde wie natürlich streng getadelt, aber man konnte, wie der Gouverneur bemerkte, ihn nicht mehr der Nachlässigkeit im Dienste zeihen. (Madame Calderon de la Barca. Life in Mexico.)

Die Viga. — Ein Maskenball. — Verlegenheit bei einem Besuche. — Ausflug nach Santa Anita.

Wir sind jetzt im Frühjahr, mitten unter Gebeten, Kirchengehen und Fasten. Der Carneval war mit Ausnahme einiger öffentlicher Maskenbälle und einiger sehr glänzenden Paseos nicht sehr belebt. Die Viga ist eine der schönsten Promenaden, die man sich denken kann und könnte leicht noch schöner gemacht werden, aber auch so wie sie ist, mit den schönen, schattigen Bäumen und dem Canal, auf dem die leichten Kähne unaufhörlich hin und her sich wiegen, könnte man an einem schönen Abend kurz vor Sonnenuntergang, namentlich an einem Festtage, kaum eine hübschere characteristischere Scene sich denken. Welche Classe der Gesellschaft in ihrer Art von Genüssen am meisten Geschmack zeigt, will ich anderen zu bestimmen überlassen; die Indianer, die mit ihren Blumengewinden und Guitarren in ihren Kähnen liegen und in ihrer Weise singen oder tanzen, während sie über das Wasser hingleiten und die balsamische Luft einathmen, oder die Damen, die in ihrem Wagen eingeschlossen in vollem Staat und schweigend eine Zeitlang dahin fahren, aus der Tiefe ihrer Kutschen heraus die Begrüßungen ihrer schönen Freundinnen mit einer leichten Fächerbewegung beantworten und zu fürchten scheinen die Luft des Himmels möchte sie zu rauh berühren, obwohl der weiche, mit Balsamduft beladene Luftzug sich über das träge Wasser hinschleicht und die letzten Strahlen der Sonne die Baumzweige mit stillem, kaum gebrochenem Licht vergolden.

Dann fährt in gewissen Zwischenräumen jeder Wagen langsam an die Seiten seines Nachbars; die elegante Carratela neben dem plebejischen Fiaker, die glänzende Equipage des Millionärs neben dem plumpen, veralteten Fuhrwerk, dessen Modezeit längst vorüber ist. Hier sitzen die Fahrenden schwei-

gend, als sei das Geschäft ihres Lebens vorüber, und als sei es nur ihr Loos das geschäftige Volk aus den Gücklichern ihrer Ruheplätze zu betrachten. Die Herren ziehen sich auf ihren convettirenden Rossen gleichfalls zusammen, jedoch nicht so, daß sie von den Wagen aus angerufen werden können, aber sie genießen doch die frische Luft und haben unter den grünen Bäumen über die Señoras einen so großen Vortheil, wie der Wandermönch über die in ihren Zellen eingeschlossenen Nonnen.

Man betrete die Viga um fünf Uhr, wenn sie hinlänglich mit Wasser übergossen ist und die Soldaten sich aufgestellt haben um Unruhen zu verhindern, wenn, so weit nur das Auge reichen kann, zwei lange Wagenlinien auf- und niederfahren, wenn Hunderte buntgeputzter Plebejer an den Seitenwegen Blumen, Früchte und D u l c e s zum Verkauf ausbieten, wenn zahllose Reiter in malerischer Tracht und auf muthigen Rossen die Zwischenräume zwischen den Wagen ausfüllen und die Kähne mit singenden und tanzenden Indianern den Canal bedecken, alles dieß unter dem blauen, wolkenlosen Himmel, in der reinen klaren Atmosphäre, dann sollte man, bildeten nicht die Lepreros einen unangenehmen Zug in dem Bilde, Mexiko für die blühendste, genußreichste und friedlichste, ja sogar auch für die reichste Stadt in der Welt halten, freilich nicht für eine Republik, denn hier ist kein wohlgekleidetes V o l k und kaum ein verbindendes Glied zwischen den großen Mänteln und den seidenen Kleidern, zwischen dem Flitterstaat und den Diamanten. Einige Wagen waren untadelhaft und würden jeder Londoner Spazierfahrt Ehre gemacht haben; besonders auffallend waren drei Wagen, von prächtigen Pferden gezogen und Kutscher und Bediente in Scharlachroth und Gold gekleidet. Nebenher ritt ein etwas ungeschickter Reiter, dem man es ansah, daß er nicht von Jugend auf der edlen Reitkunst gepflegt, aber prachtvoll gekleidet und mit einer Reitpeitsche in der Hand, deren Knopf ein großer Diamant bildete. Hinter diesen reichen Wagen und Reitern folgte ein alter Fiaker, just eines der seltsamen alten Fuhrwerke in denen Lady Morgan manchmal ihre Heldinnen aufführt. Es saßen sechs streng maskirte, die Gesichter mit Shawls bedeckte

Figuren darin, von denen man unmöglich errathen konnte, ob es Männer oder Frauen seien. Es war unmöglich, als aber die Wagen umkehrten, blies der Wind plötzlich die Shawls von zweien auf die Seite und zeigte die Röcke und Capuzen der — Mönche. O tempora! O mores!

Im Theater gab man drei Maskenbälle, von denen wir nur einem einzigen beiwohnten. Wir begaben uns um 10 Uhr in eine Parterreloge und obwohl ein Pronunciamiento, der fashionable Ausdruck für eine Revolution, erwartet wurde, so ging doch alles ganz ruhig und ordentlich ab, und der Ball war munter und gefüllt. Als wir hereintraten und unsere Billete abgaben, kamen eine Menge Masken herbeigelaufen, welche in allerlei wunderlichen Stimmen unsere Namen schrieen. Ein Engländer, Bruder von Lord . . . kam in unsere Loge, sowie ein Schößling des jungen Frankreichs, Hr. von C . . . , der artig genug seinen Hut den ganzen Abend aufbehielt. In einer Loge gerade über uns befand sich die französische Gesandtschaft. Unter den Frauen trugen die meisten Dominos, um sich besser zu verbergen, denn es galt für nicht sehr anständig sich hier zu befinden. Mehrere waren auch in Männerkleidung da, namentlich französische Modistinnen, hier eine sehr übel berufene Classe, und zahlreiche Männer in Frauenkleidern, maskirte Poblanas ohne Strümpfe und mit sehr kurzen Unterröcken, Ritter in Rüstungen, unzählbare, wahrscheinlich aus dem Theater entlehnte Verkleidungen und mehr als das gewöhnliche Verhältniß wunderlicher Gestalten. Die Musik war sehr gut und die Tänzer walzten, gallopirten und drehten sich im Saal herum wie die Furien. Es fehlte wenigstens nicht an Lebendigkeit. Hunderte von Masken redeten uns an, aber ich erkannte keine. Die Logen waren alle mit Damen gefüllt und die Scene äußerst unterhaltend.

Einige Tage darauf machte ich einen Besuch, welcher Erwähnung verdient, nämlich bei der reichen Senora . . . . , deren ersten Besuch ich noch nicht erwidert hatte. Sie war zu Hause und man wies mich in ein sehr großes Gesellschaftszimmer, wo ich zu meinem Erstaunen die Lampen, Spiegel u. s. w.

mit schwarzem Krepp, wie bei einer Trauer verhängt sah. Ich dachte schon, Jemand im Hause sei gestorben und ich hätte meine Zeit zu einem ersten Besuche sehr schlecht gewählt. Inzwischen setzte ich mich nieder, als plötzlich meine Augen auf etwas Unheimliches fielen, das sich gerade dem Sopha, auf dem ich saß, gegenüber befand. Es waren sechs an einander gereihte Stühle und auf diesen lag eine Figur, anscheinend eine Leiche etwa sechs Fuß lang, ausgestreckt, so daß man nur die Füße bemerkte, die das Tuch emporhoben. O Entsetzen! hier saß ich die Augen auf die geheimnißvolle Erscheinung geheftet, und in Vermuthungen verloren, wessen Leiche dies wohl sein möchte. Der Herr des Hauses? er war sehr groß, genoß keiner guten Gesundheit und konnte leicht schnell gestorben sein. Daß man meinen Besuch angenommen hatte, bewies nichts dagegen, denn neun Tage nach einem Todesfall ist das Haus stets angefüllt, mit Freunden und Bekannten und die Wittwe oder Waise, oder kinderlose Mutter muß mitten in ihrem ersten Kummer die Condolenzen von aller Welt annehmen. Man scheint keinen Begriff zu haben von einem Kummer, der sich Einsamkeit wünscht.

Während dieser Betrachtungen saß ich sehr unbehaglich da, glaubte eine schwere Last im Zimmer zu fühlen und wünschte sehnlichst daß irgend ein lebendes Wesen eintreten möchte. Ich dachte auch schon daran, mich in der Stille wegzubegeben, fürchtete aber zu beleidigen und wurde durch alles dieß so nervös gereizt, daß ich, als Señora D . . . eintrat, auffuhr, als hätte ich einen Schuß gehört. Sie trug ein farbiges Mousselinkleid und einen blauen Shawl, kein Zeichen von Trauer. Nach den gewöhnlichen Eingangscomplimenten fragte ich angelegentlich und mit einem Seitenblick auf die mysteriöse Figur nach ihrem Gemahl, — er war ziemlich wohl. Ihre Familie? — Gerade hergestellt nach schwerer Pockenkrankheit. Alle? fragte ich, in der Idee, sie könnte einen erwachsenen Sohn haben. „Alle“ erwiederte sie, „aber ihrer Schwester Kinder wären gefährlich krank.“ — „Doch hoffentlich keines gestorben?“ — „Keines.“ Ich war indeß von dem räthselhaften Anblick so außer

Fassung, daß die Unterredung mehrmals stockte und ich nur unzusammenhängende Fragen machte, darunter endlich zufälliger Weise auch die, ob sie bald aufs Land gehe. — „Noch nicht, um dort zu bleiben, aber morgen gehen wir hin um einen Santo Christo (ein Bild des Erlösers am Kreuze) dahin zu bringen, den man so eben für die dortige Capelle gebracht hat.“ Mit diesen Worten wies sie auf die Figur und fuhr dann fort: „darum ist auch das Zimmer, wie sie sehen, schwarz verhängt.“ Ich fühlte mich nie so erleichtert, wie durch dieß Wort.

Obwohl gegenwärtig in Mexiko nur wenig vorgeht, so unterhalte ich mich doch sehr gut, denn es ist sehr viel zu sehen und die Leute sind ungemein freundlich und gefällig. Wir verschafften uns Reitpferde und machten Ausflüge um die Stadt her, namentlich früh am Morgen, ehe die Sonne hoch am Himmel steht, wo die Luft noch gehörig kühl und erfrischend ist. Manchmal gehen wir um 6 Uhr Morgens nach der Viga, um die Indianer ihre Blumen und Gemüse auf dem Kanal herbringen zu sehen. Eine solche Masse von Klatschrosen, Kornblumen, Nelken und Rosen sah ich niemals beisammen. Jede indianische Frau in ihrem Kahne sah aus, als sitze sie in einem Blumengarten. Sie sind immer noch, wie zu den Zeiten von Cortez und wie Humboldt fast drei Jahrhunderte später bemerkte, große Blumenfreunde. Am Abend sind diese indianischen Frauen in ihren Kähnen stets mit Kränzen von Rosen oder Mohnblumen geziert. In der ärmsten Dorfkirche ist der Boden mit grünen Zweigen und Blumen bestreut und ehe der Gottesdienst beginnt, werden frische Blumensträuße hereingebracht und der Altar damit geziert. Zur Zeit der Eroberung soll ein Strauß seltener Blumen das werthvollste Geschenk gewesen sein, welches man den Gesandten am Hofe Montezuma's überreichte, und es ist ein seltsamer Widerspruch, daß diese Blumenliebe neben ihrer blutigen Religion und ihren barbarischen Opfern bestand.

Wir fuhren am folgenden Tag auf dem Canal in einem großen, wohlgedeckten Kahn bis nach dem Dorfe Santa Anita, sahen hier zum erstenmale die berühmten Chinampas oder

schwimmenden Gärten, kauften in dem Dorfe von den indianischen Kindern zahlreiche Kränze von Rosen und Mohnblumen und als wir gegen Abend zurükkehrten, belustigte uns das Singen und Tanzen der Indianer. Ein Kahn kam hart an den unsrigen heran und hielt sich einige Zeit neben demselben. Ein Mann lag träge hingestreckt am Boden desselben, klimperte auf der Guitarre und zwei Frauen tanzten und sangen in ganz monotoner Weise zu seinem Spiel. Mehrere Krüge mit Pulque und irdene Schüsseln mit Tortillas und Chili nebst Stücken Tasajo (lange Riemen von getrocknetem und gesalzenem Rindfleisch) bewirkten, daß die Gesellschaft troß der romantischen Guitarre und den Blumenkränzen der tanzenden Mädchen doch auch nicht ohne solidere Belustigungsmittel war. Unter anderm tanzten sie den Palomo, den Taubentanz, einen ihrer beliebtesten Tänze. Die Musik ist ganz hübsch, die Textworte aber sehr unbedeutend, so wie denn auch die neugeborene Freiheit bei dem so musikalischen Volke noch keine patriotischen Lieder hervorgerufen hat.

So unbedeutend indeß der Text ist, so ist doch die Melodie so hübsch, die Frauen sangen so weich, die Musik tönte so beschwichtigend als wir auf dem Wasser dahin glitten, daß ich in einen angenehmen halbträumenden Zustand verfiel und als ich am Landungsplatz angekommen war, nur ungerne zu meinem Wagen und zu dem civilisirten Leben zurückkehrte, ohne durch etwas anders als die Blumenkränze an die Chinampas erinnert zu werden. Unglücklicherweise enden diese indianischen Belustigungen mit gar häufigem Zuspruch beim Pulque, oder, was noch schlimmer ist, bei dem weingeistigen Abzug davon, dem Chinguirite. Die Folge davon ist, daß es von Musik, Tanzen und Rosenkränzen zu Zank, Eifersucht und Betrunkenheit kommt, was häufig darauf hinausgeht, daß sie einander erstechen oder in den Canal werfen. (**Madame Calderon de la Barca. Life in Mexiko**).

Die heilige Woche.

Der Palmsonntag nähert sich und schon bringen Indianer die Palmzweige und die Blumen für die Altäre herein, errichten Buden und Stände und machen alle möglichen Vorbereitungen für die große Volksmasse, welche am Palmsonntag aus allen Dörfern und Ranchos im weiten Umkreis herbeiströmt. Am Morgen des Palmsonntags ging ich nach der Kathedrale, aber in diese hineinzukommen, erforderte große Geduld und Ausdauer und nur durch öftere Veränderung unseres Standplatzes gelang es uns, dem großen Altare nahe zu kommen; wir glaubten einen recht guten Platz zu haben, als auf einmal ein ältlicher Mann uns den freundlichen Wink gab, die ganze Procession mit den Zweigen müsse unfehlbar an der Stelle, wo wir uns befanden, durchkommen und wir würden jedenfalls erdrückt werden oder ersticken; wir folgten ihm also zu einem andern Platz gleichfalls in der Nähe des Altars, wo wir durch das Gitter geschützt waren; zwei Damen, denen er denselben Vorschlag gemacht und die ihn verworfen hatten, sahen wir nachher im kläglichsten Zustand, ihre Mantillen waren heruntergerissen und die Palmenzweige streiften ihnen an den Augen vorüber.

In kurzer Zeit hatte die ganze Kathedrale das Ansehen eines von sanftem Wind bewegten Palmenwaldes und unter jedem Baum sah man halbnackte Indianer, deren Lungen mit wunderbarer Ausdauer zusammenhingen, langes verfilztes schmutziges Haar bei Männern und Frauen, bronzefarbene Gesichter und sanfte, aber nichtssagende Augen, in denen sich höchstens die Begierde malte, den Heranzug der Priester zu sehen. Viele von ihnen waren vermuthlich weit her gewandert und die Palmen waren aus der Tierra caliente, getrocknet und häufig auf sinnreiche Weise geflochten. Jeder Palmenzweig war etwa sieben Fuß hoch, so daß er den Indianer, der ihn trug, weit überschattete; wenn sie geweiht sind, tragen die Indianer sie

nach Hause zurück, um die Wände ihrer Häuschen damit zu schmücken. Die Priester kamen endlich mit großem Pomp herein, gleichfalls mit Palmenzweigen. Vier tödtliche Stunden lang knieeten oder saßen wir auf dem Boden und herzlich froh waren wir, als alles vorüber war und wir wieder hinaus konnten in die frische Luft.

Von diesem Tage an die ganze Woche hindurch sind alle Geschäfte bei Seite gelegt, und nur Ein Gedanke beschäftigt alle Classen von der höchsten bis zur niedrigsten. Das Landvolk strömt von allen Seiten herein, die Kaufläden sind geschlossen, die Kirchen geöffnet und die vor 1800 Jahren in Palästina aufgeführte Trauerscene wird jetzt in einem Lande gefeiert, das damals noch unentdeckt war und von den Nachkommen von Völkern, die viele Jahrhunderte nachher noch im Heidenthum versunken waren. Aber unter den niedern Klassen gilt die Verehrung hauptsächlich derjenigen, die von sich selbst verkündigte: „von nun an werden alle Nationen mich die Gebenedeite nennen.“ Vor ihren Altären sieht man zu allen Stunden Tausende knieen. Mit Gesichtern voll der innigsten Liebe und Andacht und mit Worten der leidenschaftlichsten Anbetung sprechen sie zu dem sanften Bilde der Mutter Gottes. Gegen den Sohn scheinen die Gefühle mehr in achtungsvollem Mitleid zu bestehen, man hält sich in einer gewissen demüthigen Entfernung; während der heiligen Jungfrau alles Vertrauen gewidmet scheint und alles zu ihr als der freundlichen und gnädigen Königin hinaufblickt, die in prächtige Gewänder gekleidet und die Stirne mit einem Diadem von Juwelen umkränzt, zwar in allem Schmerz ihres göttlichen Kummers trauert, aber huldvoll den ärmsten Bettler Theil nehmen läßt an ihrem Weh, während sie selbst wieder die Bekümmernisse des Niedrigsten theilt, seine Leiden fühlt und ihm ihre allmächtige Fürbitte gewährt.

Es kann kein malerisches Bild geben als das ganze Aussehen von Mexiko am grünen Donnerstag. Keine Wagen sind gestattet, die Damen gehen zu Fuß und ergreifen die Gelegenheit, alle Reichthümer ihrer Toilette zu entfalten. An diesem Tage sieht man nichts als Sammet und Atlaß, Diamanten und

Perlen. Die Mantillas sind von weißen oder schwarzen Blonden, die Schuhe von weißem oder farbigem Atlaß. Die Röcke sind ziemlich kurz, aber es wäre doch hart, so kleine Füße und noch kleinere Schuhe zu verbergen: à quoi bon être belle? wenn Niemand es sieht. Die ganze Stadt war mit malerischen Figuren angefüllt. Nach den vornehmen Senoras waren die gemeinen Frauen zu bemerken, meist in reinem, weißem, sehr steif gestärkten Mousselin, zum Theil sehr reich gestickt und der Rock sehr kurz und unten mit Spitzen eingefaßt; auch sie tragen weiße Atlaßschuhe. Ein Reboso wird über alles geworfen. Man sah unter diesen Frauen manche sehr hübsche Gesichter, aber in einer noch niederen, mehr indianischen Classe mit buntfarbigen Röcken sind die Gesichter nicht selten wahrhaft schön, die Gestalten aufrecht und zierlich; auch haben diese stets einen guten Gang, während viele von den höhern Classen wegen enger Schuhe und der Ungewohnheit des Gehens auf der Straße bei jedem Schritt Schmerz zu empfinden scheinen. Niemand aber konnte mit den schönen Poblanabäuerinnen in ihrem Festtagsputz sich vergleichen; dieser ist manchmal so reich und prächtig, daß ich nicht umhin konnte die Warnungen, mich nicht in der Kleidung einer Poblana auf dem Maskenball sehen zu lassen, für sehr gegründet zu halten. Die reinen Indianerinnen, von denen die Kirche und die ganze Stadt voll ist, sind so häßlich als man sich nur denken kann, eine gutmüthige, schmutzige, duldsame Race, wenn sie aber mit ihren Kindern auf den Rücken in dem gewöhnlichen leichten Trott dahin gehen, vermehren sie den allgemeinen Effect des Anblicks nicht wenig.

Wir gingen um zehn Uhr nach San Francisco und da der untere Raum der Kirche überfüllt war, stiegen wir die Treppe hinauf nach einer Privatgallerie mit vergoldetem Gitter, die der Gräfin von Santiago gehörte, deren Sohn während der Messe den Chorknaben machte. Hier hatten wir außer einem schönen Ueberblick über das Ganze den Vortheil sitzen zu können. Die Kirche ist sehr schön und die Wände waren mit Gemälden aus der Lebensgeschichte des Erlösers behangen, seinen Einzug in

Jerusalem, die Samaritanerin am Brunnen u. s. w. darstellend. Vor dem Altar, der von Juwelen schimmerte, war das Abendmahl, nicht gemalt, sondern ausgehauen in lebensgroßen Figuren. Der Bischof und die Priester strahlten von Gold und Juwelen und da auch die Musik vortrefflich war, so machte das Ganze einen lebhaften Eindruck. Wir besuchten im Laufe des Tages noch mehrere Kirchen, sparten aber unsere volle Bewunderung auf den Abend, wo die Kirchen beleuchtet wurden. Noch ehe dieß geschah, besuchten wir gerade bei Sonnenuntergang die Kirche Santo Domingo, die uns wie ein kleines Paradies oder eine Geschichte aus Tausend und Eine Nacht vorkam. Alle Stufen am Altare hinauf waren mit prächtigen Blumentöpfen bedeckt, Orangenbäumen beladen mit Früchten und Blüthen, Rosenbüschen in vollem Flor, gläsernen Gefäßen mit gefärbtem Wasser gefüllt und allen Arten von Früchten. Käfige voll lieblich singender Vögel hingen an den Wänden herunter und wahrhaft schöne Gemälde füllten die Zwischenräume aus. Ein bunter Teppich deckte den Boden und vorn am Altar lag, statt der gewöhnlichen Abbildung des gekreuzigten Erlösers, ein schönes Jesuskind, hübsch in Wachs nachgebildet, unter Blumen und umgeben von kleinen Engeln. Hiezu kam noch die Musik von Romeo und Julie, so daß die Scene, wie man sich vorstellen kann, mehr einer Opernbarstellung als einer gottesdienstlichen Feier glich. Wir knieten vor jedem Altar nicht länger als drei Minuten, sonst hätten wir nicht Zeit gehabt, eine solche Menge von Kirchen zu besuchen, wie wir es in dieser Nacht thaten. Zuerst traten wir in die Santa Teresa la Nueva, eine schöne Kirche, welche zu einem Kloster strenger Nonnen gehört und jetzt schön beleuchtet war. Hier wie allenthalben bahnten wir uns nur mit Mühe den Weg durch die Kirche, denn die Zahl der Leperos war erstaunlich, weit größer als die der wohlgekleideten Leute. Vor jedem Altar befand sich eine ins Abschreckende gehende Figur des Heilands in Lebensgröße im Purpurgewand und der Dornenkrone, sitzend auf den Stufen des Altars und mit aus den Wunden träufelndem Blut; jeder kniete, ehe er die Kirche verließ, andächtig nieder, und küßte die Hände

und Füße. Die Nonnen sangen hinter einem Gitter in der oberen Gallerie, waren aber nicht sichtbar.

Eine andere Kirche, die wir besuchten, die von Santa Teresa la Antigua, steht auf der Stelle, den früher der Palast des Vaters des unglücklichen Montezuma einnahm. Hier waren die Spanier einquartirt als sie Montezuma gefangen nahmen und hier fand auch Cortez die Schätze der Familie auf und eignete sie sich zu. Im Jahre 1830 wurde im Hofe des Klosters, den man damals aufgrub, eine steinerne Büste gefunden; Don Lucas Alamon, zur Zeit Minister der auswärtigen Angelegenheiten, bot den Nonnen eine Entschädigung für dieß merkwürdige Ueberbleibsel des Alterthums und sie traten es auch gerne der Regierung ab, in deren Namen er unterhandelte. Das Idol soll Centeotl, die Göttin der Arzneikunde, auch Temaz Calteci, die Großmutter der Bäder, genannt, darstellen.

Am Abend, als die Zeit der großen Procession herannahte, begaben wir uns nach dem Balcon der Academia, von der man eine schöne Aussicht auf die Straße hat, durch die der Zug geht. Es war dunkel, als derselbe erschien, was den Anblick minder bunt, aber desto eindrucksvoller machte. Die h. Jungfrau, die Dreieinigkeit, die Heiligen, der Erlöser in verschiedenen Stadien seines Lebens, seiner Gefangennahme und seiner Kreuzigung wurden dargestellt durch prächtig gekleidete, auf hohen, schweren Gerüsten aufgestellte Figuren, die von verschiedenen Körperschaften getragen wurden, die eine von den Kutschern, die andere von den Aguadores (Wasserträgern), eine dritte von den Cargadores (Lastträgern), einer herkulischen Race. Als der letzte Heilige und Engel vorüber war, besuchten wir noch die illuminirten Kirchen, wurden aber gewarnt, vor unserer Wanderung den Schmuck abzulegen, keine Kleinigkeit für Sennora A . . . , die alle ihre Diamanten an sich trug.

Zahllos waren die Kirchen, welche wir diesen Abend besuchten: die Kathedrale, la Ensenanza, Jesus Maria, Santa Clara u. s. w. Alle Kirchen wetteiferten mit einander all' ihren Glanz von Juwelen, Kleidern, Lichtern und Musik zu entfalten. In der kleinen, aber mit ihren weißen Marmorpfeilern und

Goldzierrathen sehr elegant ausgestatteten Kirche Santa Clara, sang eine einzelne, engelsüße Stimme hinter einem Gitter inmitten einer todtenähnlichen Stille; es klang wie die Stimme einer Nachtigall im Käfige. Ich hätte Stunden lang zuhören können, aber unsere Zeit war beschränkt und wir mußten weiter. Glücklicherweise war der Abend entzückend-schön und der Mond schien glänzend. In den Eingängen der meisten Kirchen saßen an einem Tisch mehrere Damen vom höchsten Rang und sammelten Almosen, waren aber, namentlich unter den niedern Classen, nicht sehr glücklich gewesen. Von allen Kirchen, welche wir an diesem Abend besuchten, war die Kathedrale die prächtigste, aber die von San Francisco die schönste und geschmackvollste. Das Gedränge war hier so dicht, daß wir fast aufgehoben wurden und gegen alle Regel den Arm unserer Caballeros nehmen mußten. Doch war es der Mühe werth den prächtig illuminirten Altar zu sehen. Es war jetzt eilf Uhr und die Masse fing an sich zu verlaufen, da um zwölf Uhr die Thüren geschlossen werden. In einer Ecke des mittleren Flügels war ein Gefängniß dargestellt, aus dem ein Strom von sanfter Musik hervordrang und am Fenster stand ein Santo Christo in Ketten mit verbundenen Augen und einem Juden zu jeder Seite; die Ketten hingen herunter und schlugen zusammen, als wären die Arme in Bewegung. Das Gedränge war hier unermeßlich; Tausende knieten vor dem Fenster, küßten die Ketten und zerschlugen sich die Brust mit allen Zeichen der Zerknirschung und Andacht. Dieß war die Nacht vor der Kreuzigung und die letzte Scene des grünen Donnerstags.

Am Charfreitag, dem Tage der Trauer, ist die Scene am Morgen eine ganz andere; alle Damen gehen in Trauer und die Kirchen sehen nach ihrer nächtlichen Pracht ganz trübselig aus. Wir gingen nach der Kirche San Francisco und abermals auf die Tribune der Gräfin Santiago, um die Anbetung und Procession des Kreuzes zu sehen. Aber das schönste und originellste Schauspiel bot sich gegen Sonnenuntergang auf dem großen Platze dar und ich glaube, daß kaum irgend eine andere Stadt in der Welt einen gleich glänzenden Anblick gewährt.

Man hatte uns einige Zimmer im Palast angeboten und wir nahmen unsere Sitze auf den Balconen, von denen man das Ganze übersehen konnte. Der Platz an sich selbst ist an gewöhnlichen Tagen großartig und würde ohne eine Reihe Läden, die ihn entstellen, kaum seines Gleichen haben. Das Auge wandert von der Kathedrale nach der ehemaligen Wohnung der Familie Cortez und von da zu einer Reihe schöner Gebäude mit hohen Arcaden im Westen. Von unserem hohen Standpunkt aus konnten wir alle die verschiedenen Straßen, die von dem Platze auslaufen, bedeckt sehen von einer bunten Menge, welche in dieser Richtung herbeiströmte, um eine andere große Procession zu sehen, welche am Palast vorübergehen sollte. Buden mit Erfrischungen, mit grünen Zweigen und Blumenkränzen bedeckt, sah man in allen Richtungen umgeben von einer Masse Menschen, die ihren Durst mit Orgeat, Chia*), Limonade oder Pulque stillten. Der ganze Platz war mit Tausenden und aber Tausenden von Gestalten in den buntesten Farben bedeckt, und als die Sonne ihre Strahlen auf die buntscheckige Menge warf, sah diese aus wie eine Armee von lebendigen Tulpen. Hier waren Gruppen von Damen zu sehen, zum Theil in schwarzen Röcken und Mantillas, andere, deren Kirchgehzeit schon vorüber war, in Sammet oder Atlaß, das schöne Haar frisirt, einige mit Kindern an der Hand, aber wie gekleidet! Lange Sammetröcke mit Blonden besetzt, diamantene Ohrringe, hohe französische Hauben mit Spitzen und Blumen und Turbane mit Federn. Da und dort hätte der Kopf eines kleinen Dings, das kaum allein watscheln konnte, füglich einer englischen Herzogen-Wittwe in ihrer Opernloge gehören können. Einige hatten ganz ausserordentliche Mützen, gleichfalls mit Blumen und Federn und wenn sie mit schwerem Kopf forttrodbelten, hätte man sie für kleine alte Weiber halten können, bis man zufällig die niedlichen braunen Gesichter und schwarzen Augen zu sehen bekam. Nur hie und da trippelte ein kleines

---

*) Ein Getränk aus dem Samen einer Salbey-Art (Salvica hispanica), welche den Namen Chia führt.

Mädchen, einfach gekleidet mit kurzem Rock und langem geflochtenem, unbedecktem Haar, ein wahres Bild der Anmuth unter den kleinen Carricaturen. Die Kinder sind hier im Allgemeinen schön, nur sind ihre Züge zu vollkommen und regelmäßig, als daß sie die „Versprechungen des Frühlings" ganz erfüllen könnten. Sie haben wenig Farbe, schimmernde schwarze oder Gazellenaugen, lange Augenlieder, die auf der blassen Wange ruhen und eine Masse schönes dunkles Haar, spanischer oder indianischer Art, hängt in Zöpfen geflochten hinten hinab. Im Contrast mit den Sennoras und ihren überputzten Schönheiten wanderten die armen Indianerfrauen über den Platz, das Haar mit schmutzigen rothen Bändern durchflochten, ein Stück wollenes Tuch darum geschlagen und einen kleinen dunkelbraunen Jungen hinten aufgepackt, dessen Kopf hin und her sich wirft, daß man nicht einsieht, wie er mit unverrenktem Hals davon kommt. Der resignirteste Ausdruck auf Erden liegt in dem Gesicht eines solchen indianischen Kindes.

Alle Gruppen, welche wir den Tag zuvor hatten durch die Straßen ziehen sehen, sahen wir jetzt zu Hunderten beisammen: die Frauen aus den Krämerklassen, oder vielleicht noch etwas tiefer, in ihren frischen, weißen gestickten Röcken mit weißen Atlaßschuhen, zierlichen Füßen und Knöcheln und die Rebosos oder glänzenden Shawls über den Kopf geworfen; die Landleute, mit ihren Frauen in den kurzen zweifarbigen Röcken — meist scharlach und gelb, denn sie sind höchst antiquäkerisch in ihrem Anzug — dünnen Atlaßschuhen und mit Spitzen besetzten Hemden, oder braune Mädchen alle mit Blumenkränzen, die mit ihren Anbetern dahinzogen und auf ihren leichten Guitarren klimperten. Unter allen diesen ragt da und dort eine glänzende Poblana hervor in ihrer wirklich werth- und geschmackvollen Tracht, oft von außerordentlicher Schönheit, namentlich in Betreff der großen schlanken Gestalt mit keckem coquettem Auge und einem schönen, braunen kleinen Fuß, den der weiße Atlaßschuh nicht wenig hebt; der Rock ist häufig mit gutem Gold befranzt und gestickt und um den Kopf trägt sie entweder einen mit Gold durchwirkten Reboso oder einen chinesischen Kreppshawl

von glänzenden Farben. Wir sahen mehrere, deren Kleidung nicht unter 500 Pesos kosten konnte.

Zu dieser bunten Menge kommen noch Leute, gekleidet à la Mexicaine d. h. mit großen, verzierten Hüten und Sarapis oder gestickten Jacken, mit Cigarren im Munde, Leperos in Lumpen, Indianer in Mänteln, Officiere in Uniform, Priester in ihren breiten Hüten, Mönche aus allen Orden, Franzosen, die ihren Witz an den Vorübergehenden versuchten, Engländer, die kalt philosophisch, Deutsche, die durch ihre Brillen sanft und schwärmerisch darein schauten, Spanier, die sich ziemlich zu Hause fühlten und keine Bemerkungen machten, kurz die Scene war so mannigfach, als man sich denken kann. Manchmal kündigte das Klingeln der Schelle die Annäherung des Nuestro Amo an und augenblicklich knieete die ganze Masse fromm sich bekreuzend nieder. Auf das laute Tosen folgte mit einemmal tiefe Stille; nur das Rollen der Wagenräder und der Ton der kleinen Schelle ließen sich hören! Kaum waren sie jedoch vorüber, so begann das Gespräch und das Ausrufen von Kastanien, van kühlen Getränken u. s. w. aufs neue. Eine Militärmusik stimmte eine Melodie aus der Semiramis an und der Lärm der zahllosen Matracas (Klappern), theils von Holz, theils von Silber, mit denen jeder in den letzten Tagen dieser Woche ausgerüstet ist, brach wieder los, wie mit einem Zauberschlag, während von neuem der Verkauf der Judasse begann — einer Art Feuerwerk in Form dieses Erzverräthers — die am Abend des Charfreitags verkauft und am Sonnabend Morgen losgelassen werden. Hunderte dieser häßlichen Figuren erschienen über der Menge, indem man sie an langen Stangen zusammengebunden herumtrug.

Aber der Ton eines fernen Gesanges erhob sich und kurz darauf erschien gegen den Platz heranziehend eine lange pomphafte Schaar von Geistlichen mit Bannern und Crucifixen und prächtigen Bildern; in der Procession erschienen Gerüste, auf denen Scenen aus dem Todestag des Erlösers dargestellt wurden, wie am vorigen Tage: Die Jungfrau in Trauer am Fuße des Kreuzes, die Jungfrau in der Glorie, nach mehrere Heilige und noch mehr Engel, der heilige Michael und der

Drache ꝛc. ꝛc. — ein schimmernder, unabsehbarer Zug. Nicht ein Ton ließ sich hören, als die Bilder langsam vorwärts rückten in ihren glänzenden Gewändern, beleuchtet von tausend Kerzen, deren unnatürlicher Glanz sich mit dem sinkenden Tageslicht vermählte.

Da das Miserere spät Abends in der Kathedrale stattfinden sollte, so gingen wir dahin, obwohl mit schwacher Hoffnung, uns durch die Menge durchzuarbeiten. Aus besonderer Gunst ließ man uns durch einen Privat-Eingang hinein, aber die Masse war so unerträglich, daß wir schon unsern Platz aufzugeben gedachten, als einige Geistliche uns erkannten und hinter ein geschlossenes Gitter führten, nahe dem Heiligthum der Jungfrau, wo glücklicherweise ein türkischer Teppich ausgebreitet war. Hier saßen wir getrennt von der Menge in Frieden und Ruhe auf dem Boden; die Herren setzten sich in Stühlen mit hohen Lehnen hinter einigen Geistlichen, denn Männer dürfen in der Kirche auf Stühlen und auf Bänken sitzen, Weiber aber müssen knieen oder auf dem Boden sitzen. Warum? Quien sabe. (Wer weiß es?) das ist alle Auskunft, die ich je darüber erhielt. Die Musik begann mit einem Lärmen, der mich auf einmal aus einem angenehmen Schlummer aufschreckte, in den ich versunken war; ein solches Mißgetön von Instrumenten und Stimmen muß nie zuvor sterbliche Ohren betäubt haben. Ich hätte selbst laut auf: „Miserere!" schreien mögen. Der Capellmeister rannte mit aufgehobenem Geigenbogen wie verzweifelt von einem zum andern, suchte vergebens Tact in das schauerliche Mißgetön zu bringen, und war selbst erschrocken über den Lärm, den er mit herauf beschworen hatte. Der Lärm war wirklich unerträglich, eben so die Hitze und wir dankten Gott, als wir durch das Gedränge an der Thüre hindurch wieder hinausgekommen waren in die frische Luft und in das sanfte Mondlicht.

Es war jetzt 11 Uhr, die Pulquerias waren geöffnet zur Erfrischung der Gläubigen und obwohl bisher große Ordnung geherrscht hatte, so war doch nicht wahrscheinlich, daß sie noch viel länger dauern würde. Darum eilten wir möglichst rasch

nach Hause. Am nächsten Morgen, dem Sabado de Gloria, war ich allzu ermüdet, um auch nur auf die Plaza zu gehen und die Ischariots abfeuern zu sehen. In der Entfernung hörten wir das Zischen und Knallen der Feuerwerke, das Läuten aller Glocken und den Donner des Geschützes, aus dem Lärm der geschäftigen Stimmen und dem Rollen der Wagen erkannten wir, daß die heilige Woche vorüber sei. (**Madame Calderon de la Barca. Life in Mexico**).

Klöster und Kasteiungen.

Zu den interessantesten Gegenständen in der Hauptstadt gehören ihre Klöster, die noch in ihrer ganzen ursprünglichen Strenge fortbestehen und um so merkwürdiger sind, je schwieriger es jetzt ist, dergleichen noch in Europa anzutreffen. Sie scheinen uns in der That in die Dämmerung des 16. Jahrhunderts zurückzuführen, in dessen erster Hälfte viele von ihnen gegründet wurden. Der Zutritt zu ihnen, besonders zu den Frauenklöstern, ist schon für Eingeborene sehr schwierig, um wie viel mehr für Fremde. Die Stellung der Mdme. Calderon de la Barca erleichterte ihr denselben hier eben so sehr, als an allen anderen Orten. In einem dieser Convente war sie Zeuge einer Einkleidungs-Ceremonie. Es war ein junges Mädchen ihrer Bekanntschaft, welches den Schleier nehmen sollte. „An dem Tage der Ceremonie“, erzählt die Verfasserin, „als ich in dem Hause vorsprach, sah ich mich mitten in einer auserlesenen Gesellschaft in reichem Putze, bestehend aus den Verwandten der Familie, in einer Anzahl von ungefähr hundert Personen; der Bischof selbst in seinen Purpurgewändern mit Amethysten, eine Anzahl Priester, der Vater des jungen Mädchens in seiner Generals-Uniform; sie selbst in Purpursammt, mit Diamanten und Perlen und einer Blumenkrone; das Mie-

der ihres Oberkleides war ganz mit kleinen Bandstreifen von verschiedenen Farben bedeckt, welche ihre Freunde ihr gegeben hatten, indem jeder eines hinzufügte, gleich Steinen, die man auf einen Haufen zum Andenken der Verstorbenen wirft. Da sie sehr hübsch war, mit schönen schwarzen Augen, guten Zähnen und frischer Farbe, und vor Allem mit der Schönheit der Jugend ausgestattet, denn sie zählte erst achtzehn Jahre, wurde sie selbst durch diese überladene Kleidung nicht entstellt. Ihre Mutter dagegen, welche die Rolle der Madrina spielen sollte, eine Facsimile-Kleidung trug und sehr blaß und traurig war, mit ganz verweinten Augen, sah wie ein Bild des Elendes in einem Ballanzuge aus. In dem anstoßenden Zimmer standen lange Tische für den Schmaus, der bei dieser fröhlichen Gelegenheit gegeben werden sollte — ein Anblick, der mich etwas verletzte. — — Als ich Nachmittags zur Stunde, wo die Ceremonie vor sich gehen sollte, wieder kam, fand ich die Morgengesellschaft mit vielen Vermehrungen noch bei dem Dessert. Es herrschte einige Fröhlichkeit, aber eine offenbar gezwungene. Es erinnerte mich an ein Hochzeitsfest vor der Abreise der Braut, welche zum ersten Male sich von ihrer Familie trennen soll. Doch wie verschieden davon war dieses Bankett, wo Mutter und Tochter zum letzten Male auf der Erde sich sehen".

„Zu bestimmten Zeiten kann zwar die Mutter die Stimme ihrer Tochter wie aus den Tiefen des Grabes hören, aber sie kann sie nie mehr in ihre Arme schließen, nie mehr an ihren Leiden oder Freuden Theil nehmen oder sie in der Krankheit pflegen, und wenn ihre letzte Stunde kommt, kann sie nicht, obwohl nur wenige Straßen sie trennen, ihren letzten Segen dem Kinde ertheilen, das so viele Jahre hindurch der Stolz ihrer Augen und ihres Herzens war."

„Ich habe kein Land gesehen, wo die Familien so eng verkettet sind, wie in Mexiko, wo die Neigungen so stark sind oder wo die verheiratheten Söhne und Töchter eine so tiefe Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gegen die Aeltern zeigen, als hier. In dieser Beziehung bleiben sie alle wie die kleinen Kin-

der. Ich kenne viele Familien, deren verheirathete Zweige im väterlichen Hause wohnen, indem sie eine Art kleiner Kolonie bilden und in der vollkommensten Eintracht leben. Sie können den Gedanken der Trennung nicht ertragen, und nur die härteste Nothwendigkeit kann sie dazu bringen, ihr Vaterland zu verlassen. Für alle Berichte der Reisenden von den Genüssen, die in den europäischen Hauptstädten zu finden sind, haben sie nur ein taubes Ohr. Ihre Familien sind in Mexiko, ihre Aeltern, Schwestern und Verwandten, und anderswo blüht kein Glück für sie. Um so größer ist also das Opfer von Seiten derjenigen Aeltern, welche aus religiösen Gründen ihre Töchter einem Klosterleben weihen."

„* * * jedoch war über die ganze Geschichte wüthend, welche, wie er sagte, durchaus gegen den Willen der Mutter war, obgleich der Vater darin eingewilligt; er zeigte mir den Beichtiger, dessen Einfluß es dahin gebracht hatte. — Nach der Ceremonie, die übrigens nichts Besonderes weiter darbietet, drückte ich den Anwesenden meinen Unwillen aus über das Opfer eines Mädchens, das noch so jung war, daß sie unmöglich mit sich selbst darüber zu Rathe gehen konnte. Fast alle Damen stimmten mit mir überein, besonders die, welche Töchter hatten, aber viele von den alten Herren waren anderer Meinung. Die jungen Männer waren natürlich entschieden auf meiner Seite; viele von den jungen Mädchen aber schienen eher ihre Freundin zu beneiden, die so hübsch und reizend ausgesehen und deren Kleidung ihr so schön stand; sie hätten nichts dagegen gehabt, ein Gleiches zu thun."

Das Opfer verdiente in der That das höchste Mitleid nach der Beschreibung, die uns die Verfasserin von der inneren Disziplin eines anderen von ihr besuchten Klosters, Santa Teresa, gibt: „Das Refectorium ist ein großes Zimmer mit einem langen, schmalen Tische, der es ganz einnimmt, und hölzernen Bänken; vor dem Platze einer jeden Nonne steht eine irdene Schüssel, eine irdene Schale mit einem Apfel, ein hölzerner Teller und ein hölzerner Löffel; an der Spitze des Tisches steht ein grinsender Schädel, um sie zu erinnern, daß sie selbst diese

Freuden nicht lange genießen sollen. In einem Winkel des Zimmers steht ein Lesepult, wo Eine aus einem heiligen Buche vorliest, während die anderen ihre einfache Kost verzehren. Sie zeigten uns eine Dornenkrone, die an gewissen Tagen eine von ihnen zur Buße trägt. Sie ist aus Eisen, und zwar so beschaffen, daß die Nägel einwärts gehen und den Kopf bluten machen. Während sie dies auf dem Kopfe trägt, wird eine Art hölzerner Nadel in ihren Mund gesteckt; sie liegt ausgestreckt auf ihrem Gesichte, bis die Mahlzeit vorüber ist, und bekommt auch während dessen ihre Nahrung, von der sie so viel ißt, als sie kann."

„Wir besuchten die Zellen und erschracken vor den Qualen, die sie sich selbst auflegen. Jedes Bett besteht aus einer hölzernen Bohle, die in der Mitte erhöht ist und an Tagen der Buße mit Querhölzern belegt wird. Das Kissen ist von Holz, mit einem Kreuze darauf, das sie während des Liegens in der Hand halten; dabei hängen ihre Füße heraus, da das Bett absichtlich zu kurz gemacht ist. Um ihren Leib trägt die Nonne zuweilen einen Gürtel mit eisernen Spitzen, die nach innen gehen, und auf ihrer Brust ein Kreuz mit Nägeln, deren Spitzen ebenfalls in das Fleisch eindringen. Nachdem sie sich mit einer mit Nägeln bedeckten Peitsche gegeißelt hat, legt sie sich auf einige Stunden auf die Querhölzer nieder und steht um vier Uhr auf. Alle diese ascetischen Werkzeuge, die jede Nonne in einem Kästchen neben ihrem Bette bewahrt, sehen aus, als gehörten sie in die Kerker der Inquisition."

„Doch scheinen sie alle so heiter als möglich, obgleich viele von ihnen blaß und ungesund aussehen. Man sagt, daß, wenn sie stark genug sind, dieser Lebensweise im Anfange Trotz zu bieten, sie sehr lange leben; doch kommt es oft vor, daß Novizen das Kloster wegen Krankheit verlassen müssen, lange vor dem Schlusse ihres Novizìates."

Indeß sind diese Kasteiungen nicht strenger, als die, welche sich die lustigen Bewohner der Hauptstadt zu gewissen Zeiten freiwillig auflegen. „Den anderen Abend," erzählt unsere Reisende, war ich bei einer viel seltsameren Scene zugegen, bei

den Kasteiungen der Männer, nachdem wir durch eine mächtige Vermittelung den Zugang dazu erhalten hatten. Als es finster war, schritten wir, von Kopf bis zu Fuß in große Mäntel gehüllt, der Kirche von San Augustin zu. Eine kleine Seitenthüre öffnete sich scheinbar von selbst, und wir kamen durch lange gewölbte Gänge und über steile Wendeltreppen, bis wir uns in einer kleinen Gallerie befanden, von der man direkt in das Schiff hinabsehen konnte. Gegen hundertundfünfzig Männer, in Mäntel und Sarapen bis auf die Gesichter verhüllt, waren daselbst versammelt. Ein Mönch hatte eben die Kanzel bestiegen, und die Kirche war trüb erleuchtet, ausser der Stelle wo er selbst stand."

„Seine Rede war eine rohe, aber sehr kräftige und beredte Beschreibung der in der Hölle der unbußfertigen Sünder wartenden Qualen. Als die Rede geendigt war, fingen sie alle an, mit großer Inbrunst zu beten, indem sie die Brust schlugen und auf ihre Gesichter fielen. Dann stand der Mönch auf und las mit sehr lauter Stimme mehrere Stellen der Schrift, welche die Qualen Christi beschreiben. Die Orgel stimmte das Miserere an, und auf einmal war die ganze Kirche in tiefe Finsterniß getaucht, ausser einer Sculptur-Darstellung der Kreuzigung, welche erleuchtet in der Luft zu hängen schien. Mir war sehr schauerlich zu Muthe, und ich hätte gerne die Kirche verlassen, wenn es im Finsteren möglich gewesen wäre. Plötzlich rief eine schreckliche Stimme in der Finsterniß: „Meine Brüder! als Christus von den Juden an den Pfeiler befestigt wurde, ward er gegeißelt!" Nach diesen Worten verschwand die beleuchtete Gestalt und die Finsterniß ward total. Plötzlich hörten wir den Schall von Hunderten von Geißeln, die auf das nackte Fleisch fielen. Ehe zehn Minuten vergangen waren, wurde der Ton ein platschender von dem Blute, das zu fließen anfing."

„Ich habe von diesen Pönitenzen in italienischen Kirchen gehört, und auch, daß die Hälfte derer, die dahin gehen, sich nicht wirklich geißeln; hier aber, wo Alles so geheim und verborgen vor sich geht, scheint kein Grund zur Täuschung vorhanden zu sein. Eine halbe Stunde lang ohne Unter-

brechung dauerte diese furchtbare Buße; wenn sie sich gegenseitig geißelten, so ist ihre Energie leichter erklärlich."

„Wir konnten die Kirche nicht verlassen, aber es war zum Ohnmächtigwerden. Dann und wann, doch sehr selten, hörte man ein unterdrücktes Aechzen und zuweilen die Stimme des Mönches, der sie durch Stoßgebete oder durch kurze Stellen aus der heiligen Schrift aufmunterte. Zuweilen schlug die Orgel an, und die armen Sünder versuchten mit schwacher Stimme, das Miserere zu begleiten. Der Schall der Geißel ist unbeschreiblich. Nach Verlauf einer halben Stunde ertönte eine kleine Glocke, und man hörte die Stimme des Mönches, der sie aufforderte, abzustehen; aber so groß war ihr Eifer, daß die schreckliche Geißelung lauter und heftiger als je fortdauerte."

„Vergebens bat er sie, sich nicht selbst zu tödten, und versicherte, daß der Himmel befriedigt sei, und daß die menschliche Natur nicht über ein bestimmtes Maß zu ertragen vermöge. Keine Antwort, nur das laute Klatschen der Geißeln, deren viele von Eisen sind, mit scharfen Spitzen, die in das Fleisch dringen. Endlich, als wären sie ganz erschöpft, wurde der Ton schwächer und allmälig hörte er ganz auf. Nun brachen wir im Finsteren auf und suchten uns mit großer Mühe unseren Weg über Gänge und Treppen, bis wir die Thüre erreichten und uns endlich wieder frische Luft entgegen strömte. Sie sagen, daß die Kirche oft nach einer solchen Pönitenz mit Blut bedeckt sei, und daß ein Mann am anderen Tage in Folge seiner Wunden starb."

„Ich begab mich nun in das Haus des — — Ministers, wo ich die Gesellschaft ganz behaglich damit beschäftigt fand, eine famöse Art deutschen Salates mit heißem Punsche zu sich zu nehmen. Nach der Kälte, der Finsterniß und den Schrecken der Kirche war dies ein etwas greller Kontrast, und es dauerte eine Zeit lang, ehe ich die unangenehmen Eindrücke, welche die **desagravios** zurückgelassen, abschütteln und an der Unterhaltung Theil nehmen konnte."

Solche Uebergänge von Scenen der Buße zu rauschenden

Vergnügungen sind häufig in dieser bunten Hauptstadt, wo lustige Mummereien und Kasteiungen, Fasten und Beten einander in beständigem Kreislaufe jagen und die Stadt abwechselnd in eine Redoute und ein Zuchthaus verwandeln. Dies mag für den Fremden gut sein, dem so ein neues Schauspiel nach dem anderen vorüber geführt wird. Den Bewohnern aber, die so fortwährend mit der pantomimischen Wiederholung der Ereignisse aus der heiligen Schrift, statt mit der Ausübung der reellen Pflichten des praktischen Lebens, beschäftigt sind, vergeht ihr Leben in einem Einerlei geschäftigen Müssigganges, worin die Ceremonie an die Stelle des Handelns und die leere Form an die Stelle des Inhaltes tritt. Bei all' ihrem Anscheine von Reue und freiwilligen Bußübungen sind die höhern Klassen in Mexiko so frivol und die niederen so verdorben — gewiß noch verdorbener, als in irgend einer anderen Hauptstadt der Christenheit.

Die Frauen.

Ihr fragt mich, wie die Frauen in Mexiko erzogen werden? In meiner Beantwortung dieser Frage muß ich einige wenige glänzende Ausnahmen bei Seite setzen und im allgemeinen sprechen, was eine sehr schwierige Aufgabe ist, denn diese Ausnahmen steigen immer wie anklagende Geister vor mir auf und ich denke immer an Individuen, wenn ich an die Masse denken sollte. Im Durchschnitt also sag' ich, die frommen Fräulein von Mexiko schreiben, lesen und machen etwas Musik, nähen und bekümmern sich um Hauswesen und Kinderzucht. Wenn ich sage, sie lesen, so mein' ich, sie können lesen; wenn ich sage, sie schreiben, so mein ich nicht etwa orthographisch und wenn ich sage, sie spielen ein Instrument, so behaupte ich nicht, daß sie im allgemeinen irgend Kenntnisse von Musik besitzen. Wenn wir ihre Erziehung mit der der Mädchen in England

oder in den Vereinigten Staaten vergleichen, so ist das keine Vergleichung, sondern ein Contrast. Stellt ihr aber diese Erziehung mit der der spanischen Weiber zusammen, so werdet ihr auch mit ihren Nachfolgerinnen im süßen Farniente weniger streng sein. Erstens einmal verführt das Klima jeden zur Trägheit, sowohl zur physischen als moralischen. Man kann nicht über einem Buch sitzen, wenn der blaue Himmel immer zum Fenster hereinlacht; geht man nach zehn Uhr aus dem Hause, so erinnert uns die Sonne ganz verständlich an unsere tropische Zone und wenn auch ein frischer und angenehmer Wind weht, so hat doch Niemand Lust, weit zu gehen oder zu fahren. Was auch die Ursache sein mag, ich bin überzeugt, daß es unmöglich ist, hier zu Lande dieselben geistigen oder körperlichen Anstrengungen zu machen, wie in Europa oder in den nördlichen Staaten. Was dann die Schulen betrifft, so gibt es keine die den Namen verdienen und auch keine Gouvernantinnen. Die jungen Mädchen haben gar keinen Wetteifer, denn sie kommen nie zusammen. Es gibt etliche gute fremde Lehrer, von denen die meisten nach Merico gekommen sind, um ihr Glück zu machen durch Unterricht geben oder durch Heirath oder durch beides, und ihr Zweck ist natürlich so viel Geld als möglich in der möglichst kurzen Zeit zu machen, damit sie heimkehren und es genießen können. Die Kinder scheinen fast alle außerordentliches Talent für Musik und Zeichnen zu besitzen, doch gibt es wenige Mädchen, die es in dem einen oder dem andern weit gebracht haben.

So lange sie noch sehr jung sind, gehen sie allenfalls in die Schulen, wo Knaben und Mädchen in Gemeinschaft lesen lernen und was ihnen sonst noch das alte Weib, das der Schule vorsteht, beibringen kann; aber mit zwölf Jahren hält man sie schon für zu reif um diese gemischten Versammlungen ferner besuchen zu können und man stellt dann Lehrer für Zeichnen und Musik ein, um die Erziehung zu vollenden. Ich fragte neulich eine Dame, ob ihre Tochter in die Schule ginge. Großer Gott! sagte sie ganz entsetzt, sie ist schon eilf Jahre vorbei. Es kömmt öfter vor, daß die Kinder der tüchtigsten Männer die dürftigste Er-

ziehung genießen, da diese nach dem Brauche der Väter zufrieden sind, wenn sie regelmäßig beichten, die Kirche fleißig besuchen und etwas sticken und singen können, im Ganzen glaube ich nicht, daß es mehr als ein halb Dutzend Frauen oder ebenso viele Mädchen über vierzehn Jahre gibt, welche abgesehen von dem Meßgebetbuch im ganzen Jahre nur ein Buch durchlesen. Aber so unwissend ein mexikanisches Mädchen auch sein mag, sie läßt es selten merken. Sie haben durchschnittlich ungemein viel Tact, verirren sich nie über ihren Horizont hinaus und verrathen weder durch Wort noch Zeichen, daß sie über den Gegenstand des Gespräches nicht gut unterrichtet sind. Sie haben eine Fülle von natürlichen Talenten und wenn diese durchgebildet werden, so werden sie von keiner ihres Geschlechtes übertroffen. Was man sonst literarische Gesellschaft nennt, ist begreiflicher Weise nicht zu finden.

Es gibt in Mexiko einige Familien aus der alten Schule, Leute von hohem Range die eben sehr selten in Gesellschaft kommen, den Fremden im Ganzen wenig bekannt sind und die ihre Töchter ganz und gar zu Hause halten, damit sie nicht durch böses Beispiel angesteckt werden. Diese auserwählten wenigen, reich ohne Prunk, thun gewiß alles in ihren Kräften stehende um die eigenen Nachtheile zu verhüten, welche aus dem Mangel geeigneter Schulen oder geschickter Lehrerinnen für ihre Töchter erwachsen möchten. Da sie fast alle mit einander verwandt sind, so bilden sie eine Art von Clan und kommen häufig ohne Zwang und Etiquette zusammen und was sich an guten Elementen in Mexiko findet, ist bei ihnen anzutreffen. Die Väter sind gewöhnlich Männer von Talent und Wissen und die Mütter Frauen von der höchsten Ehrenhaftigkeit, deren Namen über allen Verdacht erhaben sind.

Uebrigens braucht der Fremde in der That lange Zeit, ehe sich ihm über den Stand der Moralität in diesem Lande nur Vermuthungen aufdrängen, denn wie auch immer der heimliche Lebenswandel der Leute beschaffen sein mag, im äußern Benehmen herrscht das vollkommenste Decorum. Ueberdieß sind sie sehr loyal gegen einander und schwatzen mit völligem esprit de corps vor Fremden

selten von den Verirrungen ihrer Nächsten; im Gegentheile, wenn man auf so etwas hindeutet, verläugnen sie alles Wissen von der Sache. So lange der äußere Anstand bewahrt erscheint, sind sie aus Gewohnheit ziemlich gleichgültig gegen bedenkliche Verhältnisse unter ihren nächsten Freunden und so lange eine Frau regelmäßig in die Kirche geht, eine Wohlthäterin frommer Stiftungen ist und durch ihr Benehmen in der Gesellschaft kein Aergerniß gibt, kann sie so ziemlich thun, was sie will.

Es gibt keine Weiber, die in ihren Manieren wärmer und theilnehmender sind als die von Mexiko. Ein Fremder besonders wenn er Engländer und ein scheuer Mann und an die Kälte seiner schönen Landsmänninnen gewöhnt ist, braucht in der That nur wenige Jahre hier zu leben, die Sprache zu verstehen und sich etwas an den eigenthümlichen Styl mexikanischer Schönheit zu gewöhnen, um die hiesigen Fräulein ganz unwiderstehlich zu finden.

Daß dieß wirklich der Fall ist, ergibt sich aus den vielen Beispielen von Engländern, die sich mit Eingeborenen verheiratheten und aus diesen vortreffliche Frauen machten. Aber wenn ein Engländer hier heirathet, so soll er auch hier sich niederlassen, denn es ist sehr selten, daß eine Mexikanerin außerhalb ihres Vaterlandes leben kann. Sie vermissen das Klima, jene Wärme des Umgangs, die allgemeine Herzlichkeit von der sie hier umgeben sind. Sie vermissen das laissez-aller, den Mangel aller Etiquette in Kleidern, Toilette u. s. w. Sie finden sich unter Frauen, so verschieden erzogen, so wenig heimisch, daß sie ihnen doppelt fremd sind, den Gefühlen nach sowohl als dem Vaterlande. Ein paar Fälle gibt es, wo Mädchen sehr jung heiratheten, nach Europa kamen und dort in gute Gesellschaft eingeführt wurden, welche dann europäische Ansichten gewannen und sogar andere Länder ihrem eigenen vorzogen. Dieß kömmt aber selten vor, daß es kaum eine Ausnahme bildet. Sonst sind sie aufrichtige Patriotinnen und der sichtbare Horizont begränzt ihre Wünsche. In England vornehmlich sind sie ganz ausser ihrem Element. Eine Sprache, die für sie fast nicht

zu erlernen ist, eine Religion, die sie für Ketzerei ansehen, äußere Kälte, welche die innere Wärme ganz verdeckt, ein ewiger Krieg zwischen Sonne und Nebel, Etiquette zum Uebermaß, eine unerträgliche Steifheit und Regelmäßigkeit in der Toilette, Cigarren für Barbarei erklärt — so fühlen sie sich wie aus dem Paradies vertrieben und leben nur in der Hoffnung einer baldigen Heimkehr. (**Madame Calderon de la Barca. Life in Mexico.**)

Putz und Prunksucht der Mexikaner.

Einer der hervorstechendsten Züge mexikanischer Gesellschaft ist die Sucht, durch äußeren Schmuck zu glänzen, eine Sucht, die von dem Bauern bis zu den höchsten Ständen verbreitet ist und von diesen durch einen so verschwenderischen Juwelenprunk befriedigt wird, wie er kaum an irgend einem europäischen Hofe überstrahlt werden kann. Einige von den alten spanischen Edelleuten fanden die Mittel dazu in den ungeheueren Schätzen, die sie aus ihren Minen zogen. Unter diesen, erzählt uns die Verfasserin, war der Graf de Regla so reich, daß, als sein Sohn, der gegenwärtige Graf getauft wurde, die ganze Gesellschaft von seinem Hause bis zur Kirche auf Silberbarren einherging. Die Gräfin, die mit der Vicekönigin einen kleinen Streit gehabt, schickte ihr zum Zeichen der Versöhnung einen weißen Atlaßpantoffel, der ganz mit Diamanten bedeckt war. Der Graf lud den König von Spanien ein, seine mexikanischen Ländereien zu besuchen, mit der Versicherung, daß die Hufe des Rosses Seiner Majestät von Vera-Cruz bis zur Hauptstadt nichts als gediegenes Silber berühren sollten. Dies mochte eine Großsprecherei sein; aber ein schlagender Beweis seines Reichthumes ist die Thatsache, daß er zwei Linienschiffe vom größten Umfange von Mahagoni- und Cedernholz in Havanna auf

seine Kosten erbauen ließ und sie dem Könige zum Geschenke machte.

Hiernach werden wir uns nicht mehr wundern, zu erfahren, daß die herrschende Leidenschaft dieselbe verschwenderische Befriedigung auch da noch sucht, wo solche Pracht zur Lächerlichkeit wird. Madame de Calderon weiß hievon ein wunderliches Geschichtchen zu erzählen. Eine Dame von hohem Range war in Mexiko gestorben, und ihre Verwandten ließen sie nach der damaligen Sitte in ihrem prächtigsten Anzuge, den sie bei ihrer Hochzeit getragen, zur Ruhe bestatten. Diese Kleidung war selbst in Mexiko ein Wunder von Luxus. Sie bestand ganz aus den feinsten Spitzen, und die Falbeln waren von einer Art Kanten, welche fünfzig Dollars die Elle kosten. Man hatte dergleichen noch nicht gesehen. In dieser Kleidung ward die Condesa de — in ihren Sarg gelegt. Tausende von Freunden eilten herbei, um ihr schönes costume de mort zu sehen, und endlich wurde sie in ihre Gruft gebracht, deren Schlüssel dem Sacristan anvertraut wurde. Der Sprung vom Grabe zum Opernhause ist etwas stark, und doch sind beide bei dieser Geschichte betheiligt. Eine Gesellschaft französischer Tänzer erschien in Mexiko, und die Haupttänzerin war eine kleine französische Demoiselle, die sich durch ihre kurzen Roben, ihre Koketterie und ihre wunderbaren Pirouetten auszeichnete. Eines Abends bei einem Lieblingsballet hatte Mademoiselle Pauline eben eine Reihe von Pirouetten zum Besten gegeben und sah sich, auf ihrer Zehe schwebend, nach Beifall um, als plötzlich ein gellender Schreckensruf, von unwilligem Murmeln begleitet, die Versammlung überraschte. Mademoiselle Pauline trug das Kostüm, in welchem die verstorbene Gräfin begraben worden.

Kaum war der Vorhang gefallen, als die kleine Tänzerin sich von kompetenten Personen umgeben fand, die sie ausfragten, wo und wie sie zu dieser Kleidung gekommen sei. Sie erwiederte, sie habe dieselbe um einen ungeheuren Preis von einer französischen Modistin in der Stadt gekauft. Sie hatte kein Grab geplündert, sondern ehrlich ihr rechtmäßiges Eigenthum mit Gold bezahlt. Die Beamten begaben sich zur Modistin;

auch diese erklärte sich für unschuldig; sie habe es von einem Manne, der es ihr zum Verkauf gebracht. Vermittelst weiterer Nachforschungen kam man dem Manne auf die Spur; es war der Sacristan von San —. Er wurde verhaftet und ins Gefängniß geworfen, und seine Habsucht hatte wenigstens die gute Folge, daß man, um künftigen Sacristanen solche Versuchungen zu ersparen, zur Einfachheit zurückkehrte: es wurde seitdem Sitte, den Körper eine Zeit lang in prächtigen Gewändern auszustellen, dann aber dieselben durch eine einfache Kleidung zu ersetzen, ehe man den Sarg ins Gewölbe brachte. — Eine Dame erzählte mir, daß bei dem Tode ihres Enkels derselbe nicht blos in reiche Spitzen gehüllt, sondern auch die Diamanten von drei Condesas und vier Marquesas gesammelt und auf ihn gelegt wurden, Halsbänder, Ringe, Armbänder, Brochen und Tiaras, zu einem Werthe von mehreren hunderttausend Dollars. Die Straße war mit Draperien behangen und ein Musik-Corps spielte, während der Kleine von allen betitelten Verwandten der Familie in seinem todten Glanze besucht wurde.

Erdbeben im Thale von Mexiko.

Am letzten Haltmachen vor unserer Ankunft in Mexiko hörten wir, daß in der vorhergehenden Nacht der erste Erdstoß in diesem Jahre verspürt worden sei, der wegen seiner Dauer, Stärke und der Art des Stoßes mehr als gewöhnliche Unruhe erweckt habe. Als wir in der Stadt ankamen, erfuhren wir, daß Morgens um 6 Uhr ein zweiter Stoß erfolgt sei, wovon wir, da wir gerade zu der Zeit zu Pferde stiegen, durchaus nichts bemerkt hatten. Den Angaben mehrerer Leute nach, welche die Mittel zu genaueren Beobachtungen hatten, zeigte die Erde mehrere Tage lang eine zitternde Bewegung mit nur sehr kurzen Zwischenräumen vollkommener Ruhe. Der stärkste

Stoß, den ich fühlte, ergab sich um 11 Uhr Vormittags am 22. März 1834, wo ich vom Lesen durch ein Gefühl von Schrecken und Schwindel aufgeschreckt wurde, und als ich die Augen erhob, sah ich Vorhänge und Leuchter schwanken. Auf der breiten Straße erblickte ich eine merkwürdige Scene. So weit ich sehen konnte, lag die ganze, eben vorüberwandelnde Menge auf den Knieen, an eben derselben Stelle, wo Jeder den Stoß verspürt hatte, der halbnackte Indianer neben der verschleierten Dame, der ekelhafte Leprero neben dem schmuck gekleideten Offiziere. Der Reiter kniete neben seinem Pferde, der Arriero unter seinen Maulthieren; die Wagen hielten an, die bunt gekleideten Damen stiegen aus und knieten neben einander gleichfalls auf dem Pflaster nieder. Das Gelärm der vollgedrängten Straße war mit einem Male verstummt, und man vernahm nichts, als ein leises Gemurmel von Gebeten, während die ganze Stadt mit einer langsamen Seitenbewegung von Norden gegen Süden anderthalb Minuten lang hin und her schwankte, wie ein vor Anker liegendes Schiff. Als der Stoß vorüber war, stand die Menge auf, und Jeder ging seinem Geschäfte nach mit einer Gleichgültigkeit, welche bewies, wie die häufig wiederkehrende Erscheinung die Einwohner dagegen unempfindlich gemacht hatte. Selten sind die Stöße so stark, daß sie den massiven Bau der Stadt benachtheiligen, und der elastische Alluvialboden trägt dazu bei, die Kraft der Stöße zu brechen. Nichtsdestoweniger haben mehrere Kirchen durch die wiederholten Stöße gelitten. — Die meisten Stöße sind sehr unbedeutend und kaum bemerklich. Der erste, den ich bemerkte, war der stärkste, und mehrere Kirchen und Wasserleitungen wurden beschädigt; er begann mit der gewöhnlichen Seitenschwingung, und dann wurde die Bewegung plötzlich perpendikulär, was man am meisten fürchtet. Wir erfuhren später, daß der Stoß zu gleicher Zeit in Guadalaxara und sehr heftig in Vera-Cruz und Acapulco gefühlt worden war, also den ganzen Kontinent mit allen seinen unermeßlichen Bergmassen von einem Meere zum anderen erschüttert hatte, was einen Begriff von der großen Tiefe geben kann, in wel-

cher sich der Sitz dieser furchtbaren Gewalt findet. (Latrobe's Rambler).

Reste der Urwelt im Thale von Mexiko.

Bekanntlich hat das Hochthal von Mexiko durch das Zurückziehen des Wassers in engere Gränzen bedeutende Veränderungen erlitten. Zu welcher Zeit und unter welchen Umständen diese Gewässer das Land zuerst überströmten, darüber schweigt selbst die Sage; denn das Volk, durch welches die wenigen Sagen, die wir über dieß Land besitzen, zu unserer Kenntniß gelangten, hatte erst seit wenigen Generationen in dem Thale gewohnt. Daß aber einst eine Zeit war, wo diese Gewässer, wenn sie überhaupt vorhanden waren, einen viel tieferen Stand hatten, und daß zugleich der Kontinent von einem in den rohen Künsten einer Halbcivilisation bedeutend fortgeschrittenen Volke bewohnt war, scheint eine unbestrittene Thatsache. Vor einiger Zeit waren etliche Arbeiter auf dem nicht weit von Mexiko entfernten Landgute Chapingo beschäftigt, in einem Theile der Ebene, von dem seit den drei letzten Jahrhunderten sich das Wasser allmälig zurückgezogen hat, einen Kanal auszugraben. Vier Fuß unter der Oberfläche stießen sie auf eine alte Straße, von deren Vorhandensein man nicht die geringste Vermuthung hatte: die Palisaden aus Cedernholz, welche auf beiden Seiten zur Stütze eingeschlagen waren, fanden sich noch unverfault. Drei Fuß tiefer, an einer Stelle, die man für den Graben dieser alten Straße halten konnte, fand man ein ganzes Mastodonten-Skelett in blauem Tone. Viele Knochen gingen durch die sorglose Art, wie man sie ausgrub, verloren, es blieben aber immer noch genug übrig, um zu beweisen, daß das Thier sehr groß gewesen war. Der Durchmesser des Stoßzahnes soll achtzehn Zoll betragen haben. Die Ueberreste dieses großen Thieres finden

sich auf dem Tafellande in Mexiko und in dem Thale selbst in erstaunlicher Anzahl. Einer meiner Freunde hatte Theile eines Skelettes aus Guadalaxara, und in einem benachbarten Staate soll eine Barranca sein, die, wegen der Menge fossiler Ueberreste, die hier gefunden werden, von den Indiern den Namen Barranca de los Gigantes erhielt. (Latrobe's Rambler).

Die Chinampas oder schwimmenden Gärten.

Wir fuhren am Abende in einem großen Kahne mit einer ausgespannten Decke zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen auf dem Kanale nach dem kleinen Dorfe Santa Anita und sahen hier zum ersten Male die berühmten Chinampas oder schwimmenden Gärten, welche jetzt größtentheils fest geworden sind und Gemüse nebst Blumen in reichlicher Fülle tragen; daneben sind die kleinen Hütten der Indier, welche die Waaren in die Stadt bringen. Die Erzeugnisse sind namentlich Chilipfeffer, Tomates, einige Rübenarten u. dgl. In meiner Erwartung von der Schönheit der schwimmenden Gärten war ich freilich getäuscht, ihre Entstehung ist indeß merkwürdig. Schon im Jahre 1245 sollen die wandernden Azteken oder Mexikaner, so genannt von ihrem Kriegsgotte Mexitli, zu Chapoltepec angelangt sein, wo sie von den Fürsten von Taltocan verfolgt, auf einer Inselgruppe südlich vom Tezcuco-See ihre Zuflucht nahmen. Sie fielen unter das Joch der Könige von Tezcuco, verließen ihre Inselheimath und flohen nach Tezapan, wo sie zur Belohnung für den Beistand, den sie den Häuptlingen in einem Kriege leisteten, ihre Freiheit erhielten und sich in einer Stadt ansiedelten, die sie nach ihrem Kriegsgotte Mexicalsingo nannten, jetzt ein Haufe von großen Scheunen und ärmlichen Hütten. Doch ließen sie sich nicht für beständig hier nieder, denn

um einem Orakel zu folgen, wandten sie sich von dieser Stadt nach den Inseln östlich von Chapoltepec auf der Westseite des Tezcuco-See's. Nach einer alten Sage sollten sie da eine große Stadt gründen, wo sie einen Adler auf einem Nopalbaume sitzen sehen würden, dessen Wurzeln den Fels durchbrechen. Im Jahre 1325 erblickten sie dies Zeichen, und an dieser Stelle gründeten sie auf einer Insel im See das erste Tnocalli oder Gotteshaus von Mexiko. Während ihrer Wanderungen bauten die Azteken, wo sie immer anhielten, den Boden und lebten von dem, was die Natur ihnen gab. Von Feinden umgeben und in der Mitte eines See's, in welchem es wenig Fische gab, zwang sie die Noth, schwimmende Felder und Gärten auf dem Wasser anzulegen.

Sie flochten die Wurzeln von Wasserpflanzen zusammen und steckten Baumzweige hindurch, bis sie einen hinreichend festen Grund gelegt hatten, um die aus dem Boden des See's heraufgeholte Erde zu tragen; hier säeten sie ihren Mais, ihren Chili und alle anderen ihnen nothwendigen Pflanzen. Diese schwimmenden Gärten waren etwa einen Fuß über dem Wasser und hatten eine länglich-viereckige Form. Später bauten sie in ihrer natürlichen Vorliebe für die Blumen nicht blos die nützlichen, sondern auch die Zierpflanzen; die kleinen Gärten vervielfältigten und bedeckten sich mit Blumen und aromatischen Kräutern, die beim Gottesdienste gebraucht oder zur Verzierung des kaiserlichen Palastes verwendet wurden. Die Chinampas längs des Vija-Kanales sind keine schwimmenden Gärten mehr, sondern mit dem festen Lande verbunden, und liegen zwischen den beiden großen See'n von Chalco und Tezcuco. Ein kleiner, aber voller Wassergraben trennt jeden Garten von dem anderen, und obgleich sie jetzt in ihrem Sumpflande nur noch ein schwaches Bild von dem geben, was sie gewesen sein mögen, als sie noch ihre blumengekrönten Häupter über die klaren Gewässer des See's erhoben, und die Indier, wenn sie ihren Wohnplatz verändern wollten, in ihren Booten die kleinen Blumeninseln fortziehen konnten, so bieten sie dennoch auch jetzt noch ein anmuthiges Land-

schaftsbild. (Madame Calderon de la Barca. Life in Mexico.)

Ein Besuch in der Acordada (Gefängniß in der Stadt Mexiko.)

Die Acordada ist ein großes, solides, geräumiges und gut ventilirtes Gebäude. Es findet sich hier eine Junta oder Gesellschaft von Damen der ersten Familien, welche sich dem Unterrichte der weiblichen Verbrecher widmen. Es hat etwas Widriges, die ersten Damen Mexiko's mit Frauen, die sich der gräulichsten Verbrechen, namentlich des Mordes ihrer Männer — das gewöhnlichste weibliche Verbrechen — schuldig gemacht haben, vertraut sich unterreden und sie umarmen zu sehen. Es befinden sich jedoch unter den Verbrecherinnen keine Galgenphysiognomieen, und wahrscheinlich nicht eine einzige, die ein vorbedachtes Verbrechen beging. Augenblickliche Eifersucht in der Betrunkenheit, heftige, schnell erweckte und eben so schnell erloschene Leidenschaften haben zu diesen furchtbaren Verbrechen geführt. Man wies uns zuerst in ein großes, ziemlich reines Zimmer, wo die weiblichen Gefangenen vornehmeren Standes abgesondert gehalten werden. Einige lagen auf dem Boden, andere arbeiteten, einige waren gut, andere schmutzig und nachlässig gekleidet; wenige sahen niedergeschlagen, die meisten sorglos und fröhlich aus, keine davon schien sich ihrer Lage zu schämen. Unter ihnen fanden sich einige der schönsten Gesichter, die ich je in Mexiko sah. Eine hübsche, aber gemeine Frau, mit einem äußerst lustigen, freundlichen Gesichte und hinkend, kam herbei, uns zu begrüßen; ich fragte, was sie gethan habe? — „Ihren Mann ermordet und unter dem Backsteinboden vergraben." Schatten Lavaters! Es ist ein wahrer Trost, zu hören, daß ihre Ehemänner gewöhnlich solche rohe

Thiere sind, daß sie es kaum besser verdienen. Unter andern, die hier eingesperrt sind, ist die Frau oder vielmehr Wittwe eines gewesenen Gouverneurs von Mexiko, die ihren Ehemann aus dem Weg geräumt hatte. Wir sahen sie nicht, und sie soll sich gewöhnlich bei Seite halten, wenn Fremde kommen. Eine sehr hübsche und cokette kleine Frau mit einem äußerst verständigen Gesichte und vornehmen Anstande, eine Verwandte des Grafen . . ., befindet sich im Gefängnisse unter dem Verdachte, ihren Liebhaber vergiftet zu haben. Uns begleitete eine Frau, welche den Titel Präsidenta führte und nach einigen Jahren guter Aufführung die Aufsicht über ihre Mitgefangenen erhalten hatte — auch sie hatte ihren Ehemann umgebracht. Wir gingen, von mehreren dieser vornehmen Verbrecherinnen begleitet, in das Zimmer hinauf, von wo man in die Capelle hinabsieht, wo die Damen die Gefangenen im Lesen und in der Christenlehre unterrichten. Bei der Zeit, welche dieser Dienst der Mildthätigkeit erfordert, so wie bei den zahlreichen Religionsübungen und der Sorge für das Hauswesen kann man nicht sagen, daß das Leben einer mexikanischen Dame müßig sei. Wir stiegen nun in die untere Region hinab, wo in einem großen feuchten, gewölbten Gange Hunderte von unglücklichen Weibern der niedersten Klasse zu gezwungener Arbeit, die freilich nicht hart ist, angehalten werden. Sie backen nämlich Tortillas (Maiskuchen) für die Gefangenen. Schmutzige, zerlumpte, elend aussehende Geschöpfe sind in diesen trüben Gewölben versammelt, die wie das Fegfeuer aussehen und riechen, — der Himmel weiß wie! Man hat indeß in Mexiko mehrfach die Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, daß der Geruchssinn eine Gabe von sehr zweifelhaftem Werthe ist. Ein anderer großer Saal daneben, den die Gefangenen reinigten und fegten, hat wenigstens frische Luft und öffnet sich nach einer Seite hin in einen Hof, wo arme kleine Kinder, die Kinder der Gefangenen, sich herumtreiben.

Wir verließen die Seite, wo die Frauen wohnen, und gingen nach einer andern Gallerie, von wo aus man in einen ungeheuren gepflasterten Hof mit einem Brunnen hinabsieht, wo

mehrere hundert männliche Gefangene ohne allen Unterschied ihres Verbrechens sich zusammenfinden: der mitternächtliche Mörder und Räuber mit dem politisch Angeklagten, mancher junge, gedankenlose Mensch, den Unwissenheit und Unbesonnenheit hierher brachte, neben dem verhärteten Verbrecher. Es gab einige dieser letzten Klasse, denen das Verbrechen auf der Stirne geschrieben stand, aber auch viele sanfte, gutmüthige Gesichter; keiner zeigte Traurigkeit oder Scham, und Alle schienen sehr erfreut, so viele Damen zu sehen. Doch zeigte man uns auch eine Reihe Zellen, wo Verbrecher wegen ihres widerspenstigen Benehmens eingeschlossen gehalten werden. (Madame Calderon de la Barca. Life in Mexiko).

Mexikanische Dienstboten.

In ihrem neunzehnten Briefe äußert sich Madame Calderon über die mexikanischen Dienstboten. Die Klagen über diesen Artikel werden zu unserer Zeit allenthalben sehr laut und insofern mag es etwas Tröstliches haben, wenn wir durch Vergleich finden, daß es diesseits des atlantischen Oceans um nichts schlechter, vielmehr um ein Gutes besser mit dem Gesinde beschaffen sei, als im freien Amerika. Wir hören über Mexiko in dieser Beziehung ungefähr Folgendes.

Ihr fragt mich, wie ich die mexikanischen Dienstboten finde? Ich habe bisher dieses unangenehme Thema vermieden, weil ich davon ganz ermüdet bin. Ueber die Nichtswürdigkeit des Gesindes beklagen sich sogar die Eingebornen; wie vielmehr Gründe dazu müssen sonach die Fremden finden, zumal gleich nach ihrer Ankunft. Wir hören von ihrer Geneigtheit zum Diebstahl, von ihrer Trägheit, Trunksucht, Unreinlichkeit und einem Heer von andern Lastern. Uebrigens sind auch die Einrichtungen gar nicht darnach, um das Gesinde den Werth der entgegengesetzten Tugenden einsehen zu machen. Einmal nimmt man Dienst-

boten auf, ohne daß man sie veranlaßt eine Empfehlung von ihrem letzten Hause mitzubringen und dann werden solche Empfehlungen, wenn sie vorkommen, aus übelangebrachter Gutherzigkeit Leuten gegeben, die sie gar nicht verdienen. Eine Magd, die in einem Jahre in zwölf verschiedenen Häusern herumgekommen ist, steht deswegen um gar nichts schlechter da. Da ihnen, vielleicht mehr als allen andern Töchtern Eva's Putzliebe angeboren ist, so geht manches Mädchen nur auf so lange in Dienst, bis sie sich genug verdient hat, um sich ein gesticktes Hemd zu kaufen, und wenn sie noch überdies ein paar kleine, alte Atlaßschuhe erhascht hat, so erklärt sie, sie wäre jetzt der Arbeit müde und wolle heimgehen para des cansar, um auszuruhen. So wenig ist nothwendig, wenn der Mensch mit Tortillas (dünnen Kuchen) sich sättigen kann und sich nichts daraus macht, auf einer Matte zu schlafen und sich in Lumpen zu kleiden.

Eine anständige, alte Weibsperson, die bald nach unserer Ankunft ins Haus kam, um zu waschen, verließ uns nach einem Monat para des cansar. Bald hernach erschien sie öfter mit ihren sechs Kindern, diese wie sie ganz in Lumpen und bat den Gärtner, ihr etlichen Abfall von Gemüse zu schenken, so viel er eben entbehren könne. Mein Stubenmädchen fragte sie, warum sie denn bei ihrer Armuth einen guten Platz verlassen habe, wo sie alle Monate 12 Thaler eingenommen. Jesus, sagte sie, ihr wißt gar nicht, was es für ein Vergnügen ist, nichts zu thun.

Ich wünschte mir ein kleines Mädchen heranzuziehen und sie lesen, nähen und dergleichen Dinge zu lehren. Ein Kind von 12 Jahren aus einer großen, von fremden Wohlthaten lebenden Familie wurde mir überlassen und ich versprach der Mutter, daß sie lesen lernen, regelmäßig in die Kirche geschickt und in allen weiblichen Arbeiten unterrichtet werden solle. Es war ein niedliches Ding, sehr verständig, obgleich übermäßig arbeitsscheu, und hatte zwar keine Strümpfe, wollte aber doch nichts anderes am Fuße tragen als schmutzigweiße Atlasschuhe. Einmal in der Woche pflegte ihre Mutter, eine Cigarre im Munde, sie

zu besuchen, begleitet von einer Freundin, der Freundin Freundin und einem Zug von Mädchen, ihren Töchtern. Die Hausmeisterin machte ihnen dann nach Landesbrauch ein Mittagmahl zurecht, nach welchem sie alle ihre Cigarren anzündeten und in Gesellschaft der kleinen Josefite zusammensaßen und seufzten und sich beweinten und über das schwarze Verhängniß des Mädchens jammerten, das jetzt im fremden Dienst sein müsse. Nach solchen Besuchen war Josefita zu nichts mehr zu gebrauchen. Sollte sie nähen, so saß sie so bedauernswürdig da und that so wenig, daß es besser schien, ihr alle Arbeit zu schenken. Damit war sie ziemlich zufrieden, setzte sich auf eine Matte, faltete ihre Hände und stierte gedankenlos in's Blaue. Nach meinem Versprechen brachte ich sie öfter zu ihrer Mutter, aber eines Tages, wo ich abgehalten war, sandte ich sie allein im Wagen und trug den Bedienten auf, sie sicher zurückzubringen. Abends kam sie wieder begleitet von der ganzen Familie, welche alle schrieen und lärmten: Aber, Sennora mia, bei unsrer lieben Jungfrau, bei der allerreinsten Empfängniß u. s. w. Ich fragte was vorgefallen sei und nach vielen Schwierigkeiten bekam ichs heraus, daß ihr Entsetzen aus keiner anderen Ursache kam, als weil ich sie in dem Wagen allein geschickt hatte. Zufällig war die Gräfin S. bei mir und ihr theilte ich die Ursache des Aufruhrs mit. Zu meinem Erstaunen versicherte sie mich, daß die Frau diesmal Recht habe und daß es sehr gefährlich war, ein zwölfjähriges Mädchen dem Kutscher und dem Bedienten zu übergeben und sie so von einer Straße zur andern zu schicken. Da ich über meinen Mißgriff aus so guter Quelle belehrt war, so bat ich die Mutter sich mit einem Besuche des Monats zufrieden zu stellen und könnte sie dann nicht selbst zu ihrer Tochter kommen, so würde ich diese unter gehöriger Aufsicht zu ihr schicken. Sie gab dieß zu; aber als ich eines Tages dem Mädchen erlaubt hatte die Nacht bei ihrer Mutter zuzubringen, erhielt ich nächsten Morgen ein schmutziges Billet, das sehr schwer zu lesen war und unter Anflehung des Schutzes unsrer lieben Frau für mich mit diesen Worten schloß: „aber mit tiefem Leidwesen muß ich mein Kind der ausgezeichneten Fürsorge Ew.

Excellenz entziehen, denn es bedarf der Ruhe und ist gegenwärtig aller Arbeit müde.“ Die Frau wandte sich dann wieder dem Bettel zu, den sie für unendlich weniger entwürdigend ansah.

Ein Portier wurde uns von seiner vorletzten Dienstherrschaft als muy honrado, sehr ehrenwerth empfohlen. Es war ein gutgekleidetes, trübblickendes Individuum. Zu gleicher Zeit nahmen wir seine Frau als Wäscherin und seinen Bruder als Bedienten für unsern Attaché und hatten so die ganze Familie unter unserem Dach, da wir es gescheidter Weise für ganz ausgemacht hielten, daß, da er so ehrenwerth, auch seine Verwandten ehrenwerthe Leute sein müßten. Eine englische Dame aber die mich besucht hatte, sagte mir, als ich den Besuch erwiedette, daß der Mann, der ihr das Thor geöffnet, ein berüchtigter Dieb sei, auf den die Polizei schon lange gefahndet habe. Wir sagten an diesem Abend noch nichts zu dem Menschen, aber er sah bleicher und erbarmenswerther aus als gewöhnlich, wahrscheinlich weil er vorher sah, was aus dem Besuch jener Dame entstehen konnte. Sein Gesicht wurde todtenblaß, aber er wagte keine Aeußerung. Nach einer halben Stunde kam er und bat, mit meinem Gatten sprechen zu dürfen. Er bekannte, daß er des geziehenen Verbrechens schuldig sei, er habe sich in ein Spielhaus verleiten lassen und dort nicht allein seine eigene Baarschaft, sondern auch fremde verloren und einen ihm anvertrauten Shawl von mehreren hundert Thalern werth verpfändet. Er erklärte sich für vollkommen reuig — es sei sein erstes und würde sein letztes Verbrechen sein — aber wer kann sich auf die guten Vorsätze eines Spielers verlassen? Wir mußten ihn entfernen, um so mehr als das andere Gesinde bereits einigen Verdacht gegen ihn laut werden ließ und alles, was im Hause weggekommen, von jetzt an wohl auf seine Rechnung gesetzt worden wäre.

Wer eine mexikanische Köchin nehmen will, muß starke Nerven und einen guten Appetit haben, wenn ihm das was sie zubereitet, auch dann noch schmecken soll, wenn sie ihm einmal unter die Augen gekommen. Ein Blick auf ihre langen Haare,

die sie in voller Länge und ungekämmt hängen läßt, auf ihre schmutzige Toilette, und es ist für immer vorbei. Die Dienstboten mitzubringen ist ein gefährliches Wagniß; in zehn Tagen fangen sie an sich für Herren und Damen anzusehen — die Bedienten heften sich ein Don vor ihren Namen und dann heirathen sie entweder oder miethen Kaufläden oder werden unerträglich frech. Ein nicht ungeschickter französischer Koch ist allenfalls auch zu haben, aber man muß seine Dienste mit Gold aufwiegen und ein Auge zudrücken zu allen seinen Erpressungen und Unterschlagungen. — Die mexikanischen Dienstboten haben übrigens alle ohne Ausnahme einige gute Eigenschaften. Sie sind die Vollendung von Höflichkeit, bescheiden, verbindlich, ungemein gut gelaunt und werden denen, mit welchen sie leben, leicht sehr anhänglich. Und wenn, was freilich selten ist, eine gute mexikanische Hausmeisterin gefunden wird, so kann man in der That alle Beschwerden des Haushalts auf ihre Schultern legen, und da sie an die liebenswürdigen Schwächen ihrer Landsleute gewöhnt sind, so setzen sie diese weder in Erstaunen, noch in Aerger.

Die Herraderos, oder das Bezeichnen der Stiere zu Santiago.

Wir begaben uns frühzeitig nach der Plaza de Toros, wo die Bevölkerung von mehreren Dörfern in der Runde bereits versammelt und die Bäume bis an den Gipfel mit Indiern besetzt waren, die sich auf den Aesten so bequem zu finden schienen, als die Zuschauer im Paradiese unserer Theater. Ein dem unserigen gegenüberliegendes Gerüste trug die Frauen und Töchter der Pächter, die kleinen, in weiße, sehr kurze Röcke gekleideten Rancheras, und ein ganz passables Orchester nahm eine natürliche Erhöhung ein. Siebenhundert wilde Stiere soll-

ten an diesem Tage gezeichnet werden: man hatte sie sehr gegen ihren Willen aus den Ebenen hergetrieben und in einem engen Raume eingesperrt, worüber sie ihren Verdruß durch betäubendes Gebrülle zu erkennen gaben. Die Vorliebe der Mexikaner für Herraderosfeste geht bis zur rasendsten Wuth. Alles, was sie gewinnen oder besitzen, wird sorgsam bei Seite gelegt, um sich für ein solches Fest neue Kleidungsstücke, Silberborten auf die Hüte, hirschlederne Hosen, gestickte Westen mit Silberknöpfen u. dgl. kaufen zu können. Die zahlreichen Unfälle welche vorkommen, scheinen ihre Hitze keineswegs zu dämpfen, sondern vielmehr anzuspornen, und das Staunenswertheste, namentlich für einen Europäer, ist immer ihre merkwürdige Geschicklichkeit mit dem Lasso.

Man hatte die Stiere vorläufig in eine Umzäunung neben dem Schauplatze eingesperrt und ließ sie nun bald einzeln, bald zwei oder drei zu gleicher Zeit heraus. Die, welche muthig und wild schienen, wurden mit Bravo's und Beifallklatschen empfangen, während die feigen, deren es mehrere waren, so bald sie Miene zur Flucht machten, mit höhnischem Geschreie und Pfeifen begrüßt wurden.

Drei Stiere wurden eingeführt: während einiger Secunden blieben sie unbeweglich und blickten stolz umher, um ihre Gegner zu messen. Die Reiter kommen im Galopp heran, blos mit dem Lasso ausgerüstet, und fordern die Stiere mit dem Rufe: ah, toro! ah, toro! zum Kampfe. Die Stiere senken den Kopf und stürzen mit Wuth auf die Pferde los, welche sie häufig beim ersten Anlaufe verwunden. Unter dem Zurufe der Versammlung rennen Stiere und Reiter wie im Sturmwinde dahin. Der Reiter wirft seinen Lasso, der Stier macht sich durch heftiges Kopfschütteln von der Schlinge los und setzt seinen Galopp mit gesenktem Haupte fort. Aber sein Schicksal ist unvermeidlich: der lange Riemen wickelt sich, zischend wie eine Schlange, um seinen Hals, er stürzt nieder, schlägt wüthend um sich und stößt in seiner Verzweiflung heftig mit dem Kopfe gegen den Boden. Dann bindet man ihm die Füße und der Mann mit dem glühenden Eisen drückt ihm auf die Seite den

Anfangsbuchstaben des Namens seines Herrn. Manche Stiere ertragen dies mit bewundernswerthem Muthe, aber die meisten stoßen ein furchtbares Geheul aus, das auf eine weite Entfernung vernommen werden kann. Ist das Thier gezeichnet, so befreit man es von dem Lasso, läßt es wieder auf seine Weide gehen und holt andere heraus. So geht es fort, und das Ganze ist im Grunde eine abscheuliche Mischung von Menschengeschrei, Klatschen, Pfeifen, Stiergebrüll und Stinken von verbranntem Fleische, alles das gemengt mit sehr dramatischen und oft blutigen Episoden.

Nachdem man eine gute Anzahl Stiere niedergeworfen und gezeichnet hatte, wobei ein Toreador den Finger und mehrere Pferde das Leben verloren, verließen wir den Platz um zu frühstücken. Man hatte uns ein Zelt oder vielmehr eine Art Hütte bereitet, die mit Guirlanden von dem weißen Moose, wie es auf den Cypressen von Chapoltepec wächst, geschmückt war; unsere Sitze waren von demselben Moose und so weich wie das feinste Kissen. Um uns her im Schatten jedes Baumes lagen Gruppen von Neugierigen, die sich Hühner und Eier nach Zigeunerart in großen Kesseln kochten, und von Zeit zu Zeit unterbrach das Orchester unser ländliches Mahl, um uns mit neuer Melodie zu erfreuen. Nach dem Mahle besuchten wir einen improvisirten Markt, wo die Indier alle möglichen Früchte ausgestellt hatten. Bald darauf begaben wir uns wieder nach dem Schauplatze, um einem Stiergefechte mit beizuwohnen, nach dessen Beendigung die Herraderos wieder ihre Arbeit begannen. Abends fand ein Ball für alle Liebhaber in einem ungeheuren Saale Statt. Um 11 Uhr fühlte ich mich vollkommen erschöpft und gab Befehl zum Rückzuge, mein Beispiel aber war nicht ansteckend, denn um 2 Uhr Morgens tanzten die meisten Zuschauer des Festes noch die nationale Jarabe, trotz dem, daß sie einen langen Tag auf den Beinen und einer unbarmherzigen Sonne ausgesetzt zugebracht hatten. (**Madame Calderon de la Barca. Life in Mexiko**).

Puebla. — Cholula. — Die große Pyramide.

Nach der Hauptstadt des gesammten Staatenbundes ist La Puebla de los Angelos sowohl dem Umfang wie der Bevölkerung nach die erste Stadt der Union von Mexiko. Sie enthält über 60,000 Einwohner und ist ein sehr wichtiger Platz, da sie der Sitz des reichsten Bischofs ist und die bedeutendsten Manufakturen enthält. Die Straßen sind, gleich denen von Mexiko, rechtwinkelig, geräumig und luftig, die Häuser sind niedrig, aber tief und mit großen Höfen versehen; die Zimmer sind größtentheils mit Porcellan gepflastert und mit Frescogemälden auf den mit Stucco verzierten Wänden geschmückt. Die Gegend umher ist reich, aber nackt, da sie fast gänzlich von Bäumen entblößt ist, mit Ausnahme des Pinal oder Fichtenwaldes, der sich von Nopaluca bis zu den Thoren von La Puebla erstreckt. Der Weg durch den Wald ist schlimm und in unruhigen Zeiten gefährlich, da er der Lieblingsaufenthalt von Banditen ist, von denen wir jedoch wegen unserer starken Escorte nichts zu befürchten hatten.

Wir besahen uns die berühmte Kathedrale von La Puebla, bei deren Erbauung die Engel selbst sollen geholfen haben. Wenigstens geht die Sage unter der indianischen Bevölkerung, so wie unter einem großen Theil der weiblichen spanischen Einwohner, daß während des Baues in jeder Nacht zwei Boten vom Himmel kamen und jedesmal eben so viel zu der Höhe hinzufügten als die gesammten Arbeiter am Tage aufgemauert hatten. Auf diese Weise und durch diese Hülfe wurde das Werk in unglaublich kurzer Zeit vollendet und die Stadt bekam ihren Namen La Puebla de los Angelos zur Erinnerung an dieses Wunder. Sei dem nun wie ihm wolle, die Kathedrale ist ein sehr schönes imposantes Gebäude und im Innern außerordentlich reich. Die großen Leuchter, die Balustrade, die Lampen und aller Schmuck des Hauptaltars sind von massivem Silber

und der Anblick dieser Pracht, in Verbindung mit den schönen Säulen aus einheimischem Marmor, welche das Dach stützen, macht wirklich einen herrlichen Eindruck. Man ließ uns jedoch nicht lange ungestört in der Betrachtung dieser Herrlichkeit, denn trotz der Gegenwart der Frau des Gouverneurs und mehrerer Adjutanten des Generals war die Kirche so schnell von Neugierigen, die noch nie Ingleses gesehen hatten, angefüllt, daß wir nur mit genauer Noth durch eine Hinterthüre entwischten.

Dieser Dom von La Puebla gehört zu den schönsten und reichsten Kirchen auf Erden, der große Altar allein schon bildet einen herrlichen Tempel; die zahlreichen zierlichen Säulen mit matt vergoldeten Fußplatten und Capitälen, der herrlich silberne Altar, der mit kostbaren Gefäßen und Statuen bedeckt ist, machen einen gewaltigen Eindruck und erinnern an die Peterskirche in Rom. Dieser Theil der Kathedrale, der unter Leitung eines italienischen Künstlers aufgeführt würde, hat eine halbe Million Piaster gekostet.

Sodann besuchten wir die Kirche des heiligen Philipp von Neri, die heilige Geistkirche, mit welcher das hübsche vormalige Jesuitencollegium verbunden war, die Kirchen und Klöster des heiligen Augustinus und Dominicus, beide groß und mit reichen Hauptaltären. Die kleine Kirche der heiligen Monica hat ein reich geschmücktes Gewölbe und mit vortrefflichen Sculpturen gezierte Mauern; hier sieht man auch Gemälde von altspanischen Meistern.

Endlich besuchten wir das geistliche Zufluchtshaus, ein prachtvolles Gebäude, größer als irgend ein Palast in England; es hat bei weitem größere Einkünfte als irgend eine andere Wohlthätigkeitsanstalt in Europa. Es war gegründet um Personen beiderlei Geschlechts als Zufluchtsort zu dienen, welche sich in Abgeschiedenheit unter Nachdenken und Gebeten dem Gewühle der Welt entziehen wollten, um die Sacramente zu empfangen oder sich zu den Pflichten vorzubereiten, welche die katholische Kirche ihren Anhängern auferlegt. Hier kann Jedermann, ohne irgend etwas bezahlen zu müssen, eine Woche lang sich aufhalten. Diese ganze Zeit über bleiben die Büßenden in ihren

Zellen, ausgenommen die Zeit der Andacht in der Capelle und wenn gemeinschaftlich das Mahl eingenommen wird. Die langen Gallerien, in welchen sie sich Bewegung machen dürfen, sind reich geziert mit silbernen und goldenen Crucifixen und stehen in einem grellen Widerspruche mit den finstern Zellen in welchen der Büßende die übrige Zeit zubringen muß. Mehr als tausend Personen machen jährlich von dieser frommen Stiftung Gebrauch.

Hinsichtlich der Form der Gebäude, hinsichtlich der Sitten und Bräuche, der Festtage und Belustigungen findet sich noch viel Mittelalterliches in La Puebla. Mit großem Pomp, mit aller Pracht des Katholicismus wird insbesondere das Frohnleichnamsfest begangen; an diesem Tage entfalten die Kirchen und Klöster von La Puebla alle ihre Herrlichkeit und fast die ganze Bevölkerung nimmt Theil an der großen Procession. Merkwürdig ist die gläubige Andacht, welche die Indianer bei Begehung dieses hohen Kirchenfestes an den Tag legen; aus den Enkeln heidnischer Ahnen sind die gläubigsten Katholiken geworden; ihre Herren Pfarrer verehren sie wie einen Boten des Himmels.

Dermalen erscheinen in La Puebla drei Zeitungen und die junge Generation plaudert viel von Politik. Das Palafoxische Museum mit einer öffentlichen, besonders in den theologischen Wissenschaften sehr vollständigen Bibliothek ist eine der bedeutendsten Unterrichtsanstalten im Lande. Ferner befindet sich hier der oberste Gerichtshof für die Staaten La Puebla, Vera-Cruz und Oaxaca. Vom Staatscongreß war während meiner Anwesenheit in La Puebla ein Gesetz ausgegangen, vermöge dessen jeder Leprero, den man nackt oder bettelnd auf der Straße fand, gezwungen wurde, einen Monat lang in den Werken, welche die Regierung zur Verbesserung und Verschönerung der Stadt unternahm, zu arbeiten. Nach dieser Zeit wurde er freigelassen und mit einer anständigen Kleidung versehen; zugleich wurde ihm Beschäftigung angeboten, wenn er arbeiten wollte, und mit verdoppelter Strafe gedroht, wenn er wieder auf seine schlechten Gewohnheiten verfiel. Dieses Gesetz, das sehr strenge

befolgt wird, brachte eine wunderbare Wirkung hervor, und da man zugleich eine vortreffliche, nächtliche Polizei damit in Verbindung setzte, so war La Puebla bald von den Herumstreichern befreit, von denen es vorher so sehr belästigt wurde. Unter der Volksmasse beginnen Ordnung und Anstand die Oberhand zu gewinnen.

Die Bewohner der Umgegend befassen sich lediglich mit dem Landbau und die Ausfuhr von Weizen nach Oaxaca und Vera-Cruz wird von Jahr zu Jahr bedeutender. Die vielen beladenen Maulthiere, denen man jederzeit vor den Thoren von La Puebla begegnet, bezeigen, daß der Handel wieder im Aufschwung begriffen ist.

Wir verließen La Puebla und übernachteten zu San Martin, indem wir den Weg über Cholula dahin einschlugen, um eine bessere Ansicht der berühmten altmexikanischen Pyramide zu gewinnen. Die Basis dieser Pyramide umfaßt ein Quadrat von 1773 Fuß und ihre Höhe beträgt 177 Fuß. Sie ist abgestumpft und die Eroberer haben auf der geräumigen Plattform, in welche sie sich endigt, eine Capelle errichtet. Die ganze Masse ist aus abwechselnden Lagen von ungebrannten Backsteinen aus Lehm gebildet und jetzt mit dickem Gesträuch, in welchem eine Menge Holztauben nisten, überwachsen. Die Structur dieses mexikanischen Heiligthums (Teocalli) hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Tempel des Belus zu Babylon und den egyptischen Pyramiden. Ohne Zweifel war dieses Monument einem religiösen Gegenstande gewidmet; da aber seine Erbauung den Tolteken zugeschrieben wird, einer Nation, welche den Azteken in ihren Auswanderungen nach dem Süden voranging, so lassen sich nur Muthmaßungen über die Beschaffenheit des Ritus, zu dem es bestimmt war, bilden. Vielleicht hat es zu Menschenopfern im Angesicht des versammelten Stammes oder zur Vertheidigung bei Ueberfällen gedient, vielleicht zu beiden zugleich, denn bei der Belagerung von Mexiko wurde der hartnäckigste Widerstand in der Nachbarschaft des großen Tempels, der in der Form, wenn auch nicht im Umfange, den Teocallis von Cholula und Teotihuacan glich, geleistet, und

die Priester feuerten von der Spitze desselben die Krieger, welche die große Treppe und die Plattform vertheidigten, zur Tapferkeit an.

Die Aussicht auf der Pyramide von Cholula umfaßt die drei großen Vulcane und den Malinche nebst einer schön bebauten Gegend, welche den Zwischenraum deckt. Die Stadt Cholula liegt unmittelbar unter der Plattform; sie ist zwar sehr reducirt im Verhältniß zu ihrer ehemaligen Größe, doch zeigt der Umfang der Plaza noch immer, welche Fläche sie ehemals bedeckte. Die Ebene rund umher ist außerordentlich fruchtbar, da durch die Nähe der großen Berge eine hinreichende Bewässerung erlangt werden kann; sie ist reich an Haciendas de trigo (Kornfeldern), die ungemein ergiebig sind.

Cholula, eine hübsche, freundliche Stadt, ist rings von angenehmen Agavepflanzungen umgeben. Zur Zeit der Eroberung stand sie in hoher Blüthe, hatte einen bedeutenden Umfang und war Hauptstadt einer Art von oligarchisch theokratischer Republick; sie war das Mekka von Anahuac, wohin aus fernen Gegenden die Völker zu den heiligen Stellen pilgerten. Hier lehrten die Priester und vollbrachten viele Wunder. Aber wie in allen heiligen Städten, fand man auch hier viele Bettler, eine Menschenklasse, die im übrigen Mexiko nicht vorhanden war. (Th. Glennie.)

Der Minenbezirk.

Guajanuato. — Real del Monte. — Queretaro. — Ein Vorfall zur Charakteristik des weiblichen Sittlichkeitgefühls. — Aguas Calientes. — Guadelupe.

Wenn man Mexiko verläßt um in das Innere der Republik zu dringen, so erstaunt man über die Unfruchtbarkeit, die in diesen ehemals mit Wasser bedeckten Ebenen herrscht. Schlecht

ausgetrocknete Sümpfe dienen den Mauleselheerden, deren man zum Transporte der Waaren bedarf, als Weide; die das Thal durchschneidenden Bewässerungskanäle erhalten nur mit Mühe eine armselige Vegetation; das Wasser und die Pflanzen sind aus dieser Ebene, deren Bäume die Spanier sämmtlich vernichtet haben, fast verschwunden. Der Boden bietet nur noch eine mit trockenem Moose bedeckte, verhärtete Thonkruste dar; schöne, an unsere Trauerweiden erinnernde Schinos unterbrechen allein die Eintönigkeit dieses unermeßlichen Thales, welches man ohne Bedauern verläßt, um sich in steinigte und dürre Hügel zu vertiefen.

Mit Ausnahme einiger an Gießbächen gelegenen Dörfer bietet die Straße von Mexiko nach San Juan del Rio nur eine ununterbrochene Folge von baumlosen Ebenen, vulkanischen Felsen und kahlen Lavaschichten. Abscheuliche Vendas, wo man nichts findet als ein Obdach gegen die Kälte der Nacht, vergrößern noch die Unannehmlichkeiten der Reise. Nach drei Tagen gelangte ich endlich nach San Juan del Rio. Die zahlreichen, diese kleine Stadt umgebenden Gärten bilden einen reizenden Kontrast mit der Jägerebene (Llano del Cazadero), welche sich vor der Stadt ausbreitet. San Juan hat keine Wichtigkeit; zwei Kirchen, wie die Moscheen in Persien mit glasirten Ziegeln gedeckt, zahlreiche Wirthshäuser, einige Magazine und verfallene Häuser nehmen die beiden Seiten einer den Haupttheil der Stadt bildenden Straße ein. Schaaren von Bettlern belästigen den Fremden, sie wissen, daß er sich mit ihnen verständigen muß; denn da die Zimmer ihr Licht nur durch die Thüre erhalten, so muß er ihnen entweder Almosen geben oder sich zur Finsterniß verurtheilen.

Hinter San Juan del Rio verändert sich der Anblick des Landes gänzlich; die Dörfer rücken näher zusammen, und von allen Seiten gewahrt man bebautes Land. Mehr als einmal bemerkte ich am Rande des Weges Hütten, deren Wände, aus einer Reihe von Nopalsträuchen bestehend, nur ein Blätterdach darboten; ein Tisch, bedeckt mit einem Tuche von sehr verdächtiger Weiße, war für die Reisenden bereit gestellt. Eine

alte Frau, umgeben von Wassermelonen, süßen Bataten und Kalebassen, bereitete Tortillas, in Hoffnung, daß ein Maulthiertreiber anhalten werde, um ihren Vorräthen zuzusprechen und ihren Pulque zu trinken. Einen Real (ungefähr zwei Silbergroschen) zu verdienen, ist für diese armen Leute fast schon ein Glücksfall, denn die Reisenden sind selten.

Hinter El Saur begegnete ich gewaltigen Maisfeldern, aus deren Mitte sich regelmäßig angepflanzte Bäume erhoben, in welchen ich anfangs Olivenbäume zu erkennen glaubte, die auch ohne Zweifel hier gut gedeihen würden, aber es waren nur Mimosen, welche, wie man mir sagte, den Mais vor der Sonnenhitze schützen sollten. Man hätte schwerlich einen unfruchtbareren Baum wählen können als die Mimose. Die großen Haciendas, an denen man vorüber kommt, scheinen verfallen; die mit großen Kosten erbauten Dämme, welche die Bestimmung hatten, Wasserbehälter zu bilden, sind durchrissen, und das Wasser, von dem alle umliegenden Aecker hätten fruchtbar gemacht werden können, verläuft unbenutzt. Weiden, auf denen Dornenhecken, Mimosen und Fackeldisteln wachsen, dienen zur Viehzucht; Mauern aus trockenen Backsteinen trennen die Grundstücke, auf denen man nur eine kleine Anzahl sich selbst überlassener Pferde bemerkt, Niemand denkt daran, diese Weiden zu verbessern, welche Tausende von Pferden und Maulthieren ernähren könnten, deren Verkauf um so vortheilhafter sein würde, als die Arbeiten in den Bergwerken eine große Anzahl derselben verlangen und der Mangel an Saumthieren sich überall fühlbar macht.

Nach einem zweistündigen Ritte über ein steinigtes Erdreich erblickte ich Queretaro vor mir, dessen zahlreiche Klöster und Kirchen sich aus einem fruchtbaren Thale erheben. Eine über drei Meilen lange, durch das Thal laufende Wasserleitung zieht die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich durch die Leichtigkeit ihrer drei bis vier Stock hohen Bogen.

Die Bedeutung der Gewerbthätigkeit von Queretaro hat sehr abgenommen. Die Regierung hat zwar die Verbote vervielfältigt, aber für den Aufschwung der Gewerbe selbst nichts

gethan. Ehemals wurden hier grobe Tücher für die Armee verfertigt, und viele Leute beschäftigt; der General Santana aber hat es vorgezogen, sich an Fabrikanten zu wenden, die ihm ergeben waren, und die Manufakturisten von Queretaro haben ihre Arbeiten einstellen müssen; dennoch wird die Wolle von den in den benachbarten Bezirken herumirrenden Heerden sehr billig geliefert, und es wäre mithin ein Vortheil für den Staat, sich schon eingerichteter Werkstätten zu bedienen, bei denen man freilich auf einige Verbesserungen bedacht sein müßte.

Queretaro ist die Hauptstadt einer Provinz und zählt mehr als 30,000 Einwohner. Die von Gärten umgebenen Kirchen, Kapellen und reichen Klöster, welchen man fast auf jedem Schritte begegnet, geben ihr einen monumentalen Charakter. Wenn man die Straßen durchstreift, findet man selten ein Gewerbe in Thätigkeit. Die Einwohner beschränken sich auf die Fabrikation von mantas, einem groben, im Lande selbst verbrauchten Baumwollenstoffe, oder serape, Mäntel von bunter Wolle. Ich bemerkte, daß die hier zu zehn Franken verkauften Stoffe, in Vera-Cruz vierzig bis fünfzig Franken kosten. Mit den europäischen Zeugen verhält es sich gerade umgekehrt; dieser Unterschied wird erklärlich durch die an den Gränzen jeder Provinz erhobenen Zölle, die Transportkosten und den hohen Zinsfuß.

Das unter dem Namen Bajio bekannte Thal beginnt in geringer Entfernung von Queretaro. Während der Bürgerkriege sind die Haciendas zerstört worden, und diese reiche Ebene bietet ringsum nichts als Ruinen. Oft liegen einzelne Maisfelder zwischen Morästen oder unbebauten Haiden, deren Dorngebüsche Tausenden von Hasen zum Lager dienen. Das Bajio-Thal hat seine Bedeutung verloren, seit die Arbeiten in den Gruben von Guanajuato aufgehört haben.

Celaya, im Mittelpunkte des Thales gelegen, ist bemerkenswerth wegen der Regelmäßigkeit seiner Straßen und der Schönheit seines Hauptplatzes, der von einer Kirche und verschiedenen öffentlichen Gebäuden umgeben wird. Während ich dem Thale folgte, fiel der Regen in Strömen, und meine Pferde konnten sich kaum auf dem schlüpfrigen Boden erhalten; ich brauchte des-

halb auch drei volle Tage, um bis Guanajuato zu gelangen. Es war schon Nacht, als ich die Vorstadt erreichte; nur mit Mühe sah ich die Haciendas, wo das Erz der Amalgamation unterworfen wird, und durchritt in der Finsterniß einen tiefen Gießbach, bis ich endlich in den Mittelpunkt der Stadt gelangte.

Guanajuato ist eine wegen ihrer Reichthümer bedeutende Stadt. Zwanzig haciendas do beneficio bewirken eine ausserordentliche Thätigkeit. Die beiden auf dem Gipfel des Berges am Eingange dieser beiden mit Recht so berühmten Minen gelegenen Dörfer Valenciana und Rayas bilden gleichsam die Vorstädte der Stadt. Die unregelmäßigen krummen Straßen von Guanajuato bieten kein Interesse. Ein Magazin für die Lebensmittel ist das einzige bemerkenswerthe Gebäude.

Die Bevölkerung kann mit Einschluß von Valenciana und Rayas auf 45,000 Seelen geschätzt werden. Guanajuato, beherrscht von den Ruinen einer alten Festung und durchflossen von mehreren Bächen, die bei einem Platzregen zu Strömen anschwellen, ist eben so unregelmäßig, als die Umrisse des Gebirges. Trotz der in seinen Straßen herrschenden Bewegung bietet es einen düsteren Anblick, dessen Ursache in den hohen umgebenden Bergen zu suchen ist.

Der Direktor der englisch=mexikanischen Gesellschaft hatte die Güte, mir während meines Aufenthaltes in Guanajuato seine Gastfreundschaft anzubieten und mir die hauptsächlichsten Gruben und die wichtigsten Haciendas zu zeigen. Als einfacher Reisender konnte ich mir meine Ansicht nur nach den Bemerkungen derjenigen bilden, welche ihr Leben der Ausbeutung der Bergwerke gewidmet haben, und ich hoffe, diese so schweren Fragen durch die freundliche Gefälligkeit der Herren Glennie, Schoolbred und Hoffay begriffen zu haben, welche meiner Unwissenheit zu Hülfe kamen, indem sie mir die gegenwärtige Lage der Bergleute und die Hindernisse, gegen welche der Betrieb der Gruben zu kämpfen hat, auseinander setzten.

Die Fruchtbarkeit des Bodens kann, trotz der großen Mannigfaltigkeit seiner Produkte, nur als eine der Grundlagen von dem Reichthume Mexiko's angesehen werden. Der Mangel an

Landstraßen und die große Unsicherheit des Transportes haben die Fortschritte des Ackerbaues aufgehalten; große Landstrecken sind unbebaut geblieben, weil die Ausfuhr der Aernten unmöglich und der Verbrauch im Innern unbedeutend ist. Der Anbau beschränkt sich auf die Cerealien und auf allgemein gebräuchliche Früchte, und selbst der ärmste Indianer baut so viel, als er bedarf, aber auch nicht mehr. Die Ausbeutung der Bergwerke hat, da sie eine geringe Anzahl von Arbeitern erfordert und ihre Produkte bei einem sehr mäßigen Umfange einen sehr großen Werth besitzen, nicht gegen die Hindernisse kämpfen dürfen, welche die Entwickelung des Ackerbaues aufhalten. Die Bergwerksbezirke haben alle unternehmenden und thätigen Menschen angezogen und sind seit drei Jahrhunderten mit einer erfolgreichen Beharrlichkeit ausgebeutet worden. Die Anden, die sich durch Mexiko hinziehen, schließen die reichsten Metalladern ein, welche man kennt. Man hat berechnet, daß seit der Eroberung des Ferdinand Cortez aus den Bergwerken von Mexiko an Gold und Silber fast dreißig Milliarden gezogen worden sind. Gegenwärtig muß man wirklich in der Geschichte nachlesen, um sich zu überzeugen, daß so viele mit großer Mühe aus dem Innern der Erde geholte Reichthümer durch das Königreich gegangen sind, ohne andere Spuren zurückzulassen, als einige Denkmäler, die überdies mehr prunken, als nützen, und auf Kosten einfacher Privatleute, ohne Hülfe der Regierung, erbaut wurden.

Die Ausbeute der Bergwerke, weit entfernt, den Anbau des Bodens aufzuhalten, hat ihn vielmehr ausserordentlich begünstigt. Ueberall, wo man Erzadern entdeckt hat, selbst in den dürrsten Gegenden der Cordilleren, ist die Entwickelung des Ackerbaues bedeutend fortgeschritten; selbst Felsen hat man mit fruchtbarer Erde bedeckt, und an den Oeffnungen der Gruben haben sich Meiereien eingefunden. Die Theuerung der Lebensmittel entschädigt hier den Ackerbauer für die Schwierigkeiten, welche er besiegen muß, und man erstaunt darüber, die Minenbezirke mit einer solchen Beharrlichkeit angebaut zu finden, je weniger man es nach den, trotz ihrer Fruchtbarkeit, verlassenen

10 Metres. Die mit großen Kosten aus England bezogenen Dampfmaschinen haben nicht benutzt werden können, denn in diesen bergigen, vorlängst von allen Bäumen entblößten Gegenden ist das Brennmaterial zu spärlich, und man hat deshalb die malecates vorgezogen; es sind dies Taue, welche sich um eine hölzerne, von drei Pferden gedrehte Trommel von 5 Metres Durchmesser winden und einen aus zwei Ochsenhäuten bestehenden Schlauch, dessen Oeffnung durch einen eisernen Ring aufgespannt erhalten wird, in die Höhe ziehen. Sechs malecates sind zu Rayas, acht zu Valenciana im Gange, sie arbeiten neun Monate hindurch Tag und Nacht. Ich konnte nur mein Erstaunen darüber ausdrücken, daß eine so große Wassermenge unbenutzt bleibt, denn wenn man einen Behälter bilden wollte, so könnte man leicht eine genügende Wasserkraft erhalten, um die malecates dadurch in Bewegung zu setzen. Herr Glennie antwortete mir auf meine Bemerkung, daß die Direktoren wegen der kurzen Dauer des Vertrages auf keine kostbare Verbesserung eingehen könnten, und daß sich die englischen Gesellschaften überdies verpflichtet hätten, keine Veränderung in der Art der Ausbeutung einzurichten. Die Betriebskosten sind durch die Seltenheit des für die malecates nothwendigen Holzes gestiegen, während der Ertrag der Gruben in Folge der Hindernisse, welche die Regierung dem Bergbaue auflegt, sich jährlich vermindert. Da die reichen Gänge erschöpft sind, so kann man nur durch die großen Massen des an die haciendas gelieferten Erzes die Kosten der Gruben von Rayas decken. Die Pfeiler, welche die Gewölbe halten sollten, sind zerstört worden, weil sie noch reicheres Erz enthielten; man hat sie durch Mauern aus trockenen Backsteinen ersetzt, welche nicht dieselbe Festigkeit besitzen. In Valenciana hat man dieselben Mittel angewendet, und doch sind die Ausgaben größer, als die Einnahmen. Rayas und Valenciana, von denen die früheren Besitzer jährlich mehrere Millionen Piaster zogen, sind jetzt erschöpft. Die nach drei Richtungen streichende veta madre war so reich, daß man sich gegenwärtig darauf beschränkt, die in den Zeiten des Ueberflusses verachteten Adern auszubeuten. Die in allen Richtungen und

in allen Tiefen getriebenen Stollen erleichtern die Förderung des Erzes bedeutend, aber der Gewinn ist ungewiß, und diese beiden Gruben, welche unendliche Kapitale gekostet haben, werden wahrscheinlich verlassen werden. Sie würden es jetzt schon sein, wenn nicht England, durch die alten Erinnerungen verführt, auf Hoffnungen bestünde, deren Erfüllung mir unmöglich scheint. Die Ausbeutung der Gruben ist übrigens so unsicher, daß selbst die verständigsten Berechnungen, durch einen Zufall umgeworfen werden können. Die den Fagoagas gehörige Grube in Luz erforderte große Ausgaben; die Arbeiten führten zu keinem Erfolge und wurden nur aus Mitleid für die armen Familien der Bergleute fortgesetzt. Nachdem man länger als ein Jahr große Kosten fruchtlos aufgewendet hatte, erhielt der Direktor den Befehl, die Arbeiten ganz einzustellen. Ehe er aber die Befehle seiner Herren ausführt, reist er nach Mexiko und sucht das Mitleid der Fagoagas durch das Gemälde des Elendes, welches die Einstellung der Arbeiten nach sich ziehen würde, zu erregen: seine Bitten bleiben fruchtlos, und er kehrt zurück, um die Befehle auszuführen. Während seiner Abwesenheit aber waren die Bergleute an die Metalladern gelangt. In weniger als einem Jahre brachte dieser glückliche Zufall den Fagoagas einen reinen Gewinn von zwanzig Millionen Franken

Noch ein anderes Beispiel: eine Grube der Provinz Guanajuato sollte eben aufgegeben werden, die in drei Gänge getheilte veta madre war in zweien dieser Gänge ausgebeutet worden, es blieb nur noch der unterste Gang. Die Bergleute waren an eine falsche Ader gekommen und glaubten, daß alle tiefer getriebenen Arbeiten nur unnütze Kosten verursachen würden, ohne zu einem günstigen Erfolge zu führen. Alle die vereinigten Eigenthümer erklärten ihre Absicht, die Grube aufzugeben; nur ein einziger, Don Luis Galvez, bleibt beharrlich, übernimmt alle Kosten und wird nach dem Bergrechte alleiniger Besitzer. Die Arbeiten werden nachlässig fortgesetzt. Don Luis verliert auch den Muth und will seine Rechte einer englischen Gesellschaft abtreten, die ihn ohne Zögern zurückweis't. Einen Monat später war die unterste Ader erreicht, und während meines Aufenthaltes in Guanajuato

sah ich aus dieser Grube gefördertes Erz, welches dem Don Luis, der schon einer der reichsten Besitzer in Mexiko ist, eine Einnahme von mehreren Millionen verspricht.

Die veta madre, unter welcher man die reiche Metallader von Guanajuato versteht, durchbricht, von der Oberfläche ausgehend, ein graurothes Conglomerat, darauf ein grünliches, blätteriges Gestein, in welchem Talk, Serpentin und etwas Syenit eingesprengt ist, endlich einen bläulichen Thonschiefer. Die erste Schicht ist ungefähr 10 Metres (30 Fuß) dick, das grünliche Gestein, welches an einigen Orten dem Gloritschiefer ähnelt, erreicht zuweilen eine Dicke von 400 Metres (über 1200 Fuß). Der Thonschiefer mit eingesprengtem Quarze bildet die unterste Schicht, über welche die Arbeiten zu Valenciana bei einer Tiefe von mehr als 700 Metres (764 Vares, über 2100 Fuß) noch nicht hinausgekommen sind.

Die Ader streicht in einer Neigung von 43—45 Grad nach Südwesten; ihre sehr verschiedene Mächtigkeit hat in der Grube von Rayas sich nie über 7 Vares erstreckt. Sie ist in drei durch Felsenlager getrennte Gänge getheilt; der mittlere ist der reichste und mächtigste; der obere ist als erschöpft anzusehen; der untere ist weit weniger ausgebeutet wegen seiner verhältnißmäßigen Armuth. Zu Rayas schwankt die Entfernung des oberen Ganges von dem mittleren auf einem sehr kleinen Raume zwischen 6 und 80 Vares.

Das Gestein der veta madre ist ein sehr weißer Quarz, welcher viele Adlersteine enthält, deren Kruste aus Amethysten besteht. Das Erz enthält gediegenes Silber, Silberglanz, Schwarzsilberglanz und selten Pyrargyrit. Auch Gold ist zuweilen eingemengt. In Rayas verfolgte man einmal drei Wochen lang eine reiche Goldader, sie verschwand aber plötzlich ohne alle Spur einer Fortsetzung. Die unterirdischen Arbeiten zu Rayas und Valenciana sind nach einem großartigen Plane unternommen worden; die Stollen haben eine Länge von mehr als hundert Vares und eine Breite von 7 — 10 Metres. Zu Rayas führt eine sanft geneigte Treppe bis nach dem Mittelpunkte der Grube. Früher brauchte man Maulthiere, um die

Wässer bis nach dem Hauptschachte zu schaffen, jetzt sind sie durch Menschen ersetzt, welche Schöpfräder umdrehen. Bei der grossen Breite und Höhe der Stollen ist die Luft ausserordentlich rein, selbst die Hitze ist nicht so groß, als in allen anderen Minen, die ich besucht habe; gewaltige Säle im Mittelpunkte der Stollen dienen den Bergleuten zum Versammlungsorte, wo sie ihre Andacht vor einem Altar verrichten und sich sodann zu ihren Arbeiten begeben. Selten bedarf man Holz, um die Gewölbe zu stützen, so hart ist der Fels. Selbst die Entfernung von Pfeilern hat kein Unglück verursacht. Alle Arbeiten zu Rayas werden durch mexikanische Bergleute ausgeführt. Die englischen Gesellschaften haben die englischen Arbeiter nicht brauchen können, weil sie fast sämmtlich dem Trunke oder der Faulheit ergeben waren. Die Mexikaner haben im Bergbaue eine wunderbare Uebung erlangt, wodurch sie, neben ihrem natürlichen Verstande, die ihnen mangelnden Kenntnisse ersetzen, und Herr Glennie sagte mir, daß man unmöglich einsichtsvollere Arbeiter finden könne, als die mexikanischen Bergleute. Sie sind unermüdlich und brechen die Stollen mit einer überraschenden Genauigkeit. Die Geschicklichkeit der Indianer in dieser schwierigen Arbeit beweist, wie ungegründet die Beschuldigungen der Spanier waren, welche nur von ihrer Gewalt Mißbrauch machten. Das Erz von Guanajuato enthält ungefähr 3 Prozent seines Gewichts reines Metall. Man schätzt den mittleren Werth auf 0,0015 bis 0,0020; unter 0,0009 verwerthet das Erz die Betriebskosten nicht mehr. Nur selten übertrifft das im Erze enthaltene Gold 0,005 vom Gewichte des Silbers, ausgenommen zu Villpando.

Wenn das Erz zu Tage gefördert ist, wird es mit Hämmern zerschlagen, darauf durch Frauen in drei Klassen gesondert und unter Stampfen gebracht, welche von Maulthieren getrieben werden und es zu Gries oder Staub zermalmen. Darauf gelangt es unter die voladeros der arrastra. Die arrastra ist ein runder, gemauerter Behälter. Vier von einem beweglichen Pfosten ausgehende Querstangen tragen Porphyrblöcke, welche auf dem Boden der arrastra ruhen. Zwei Maulthiere

drehen den Pfosten, und die Porphyrblöcke zerreiben durch ihr eigenes Gewicht den auf den Grund des Behälters geschütteten Gries. Die arrostra pulverisirt in 24 Stunden sechs Centner. Auf 50 Kilogramme Erz gießt man ungefähr 150 Litres Wasser. Der Grund des Behälters, welcher sich anfänglich nur sechs Zoll unterhalb des oberen Randes befand, senkt sich durch die Reibung bis auf mehr als zwei Fuß ein. Dann muß man eine neue arrostra bauen. Ehe die Pulverisirung vollendet ist, thut man Quecksilber in die arrostra, welches sich mit dem Silber und fast allem in dem Erze enthaltenen Golde verbindet. Ich sah zu Barreras achtundsechszig in zwei Reihen vertheilte arrostras in Bewegung. Sie boten ein merkwürdiges Schauspiel dar; die Maulthiere müssen fortwährend im Gange bleiben, denn von der Pulverisirung durch die arrostra hängt, wie man sagt, der größere oder geringere Verlust an Quecksilber ab. In Guanajuato wird die arrostra mit seltner Vollendung besorgt; der Erzstaub ist zuletzt kaum zu fühlen.

Wenn das Erz aus der arrostra kömmt, bildet es eine flüssige Masse und wird in den patio, einen gepflasterten Hof, gebracht. Ist das Wasser verdunstet, und hat die Masse einige Festigkeit bekommen, so mischt man Seesalz, im Verhältnisse von zwei bis drei Prozent zum Gewichte des Erzes, darunter. Diese Mischung wird durch Maulesel vollzogen, welche sechs Stunden lang in dem derben Schlamme herumgetrieben werden; später fügt man dann das Quecksilber hinzu. Ist das Wetter kalt und feucht, so dauert die Amalgamation länger, und man braucht eine größere Menge Quecksilber; ist das Wetter aber trocken, so muß man noch Salz hinzufügen, um die Operation aufzuhalten. Man rechnet in Guanajuato ungefähr 14 Tage als mittlere Zeit für eine hinreichende Amalgamation.

Die Menge des Quecksilbers, welches man hinzufügt, beträgt ungefähr zwei Drittel von dem, was man überhaupt für nöthig erachtet. Wenn die Azogueros, die Leute, welche die Aufsicht über die Amalgamation führen, bei der Untersuchung finden, daß sie nicht fortschreitet, so fügt man noch Quecksilber

hinzu und wiederholt die repasos (das Eintreten durch die Maulthiere). Ich habe zu Barreta eine torta gesehen (so nennt man das in dem patio ausgebreitete und von 20—30 Maulefeln durchknetete Erz), welche am 28. October begonnen worden war; sie hatte am 6. Dezember auf 78,850 Kilogramme Erz mehr als 1000 Kilogramme Quecksilber angenommen, und die Amalgamation war noch nicht vollendet.

Sobald die torta vollendet zu sein scheint, was die Azogueros nur, auf eine lange Erfahrung gestützt, durch zahlreiche Versuche erkennen können, wird das Erz in die Wäsche gebracht.

Die lavaderos sind hölzerne Bottiche von drei Metres Durchmesser und zwei Metres Tiefe; je drei Bottiche stehen durch eine auf dem Boden angebrachte Oeffnung in Verbindung; die letzte gewährt dem Wasser einen Ausgang. Jede Wäsche von 3000 Kilogrammen erfordert drei Stunden; vier Maulthiere setzen Triebräder in Gang, durch welche wiederum Harken bewegt werden, die das Erz in den Tonnen umrühren. Der mit trockenem Amalgam vermischte Bodensatz wird in hölzerne Tonnen geschöpft, welche dazu dienen, das Amalgam mit der Hand zu entfernen. Sobald das Quecksilber von dem Erze frei ist, füllt man es in Filtrirsäcke aus starkem Segeltuche; das Gewicht des Amalgams ist so groß, daß ein beträchtlicher Theil des Quecksilbers abtröpfelt und sich in einem darunter gestellten Gefäße sammelt. In dem übrig bleibenden Amalgam beträgt das Quecksilber an Gewicht vier- bis fünfmal so viel, als das Silber. Darauf wird das Amalgam in dreieckige Scheiben geformt, aus denen man eine Säule bildet, welche man unter eine bronzene Glocke stellt. Unter diese Säule bringt man fließendes Wasser, die bronzene Glocke aber umgibt man mit einer runden Mauer von Ziegeln; darauf legt man glimmende Kohlen zwischen diese Mauer und die Glocke, und die entstehende Hitze ist hinreichend, um das Quecksilber zu verflüchtigen und in das fließende Wasser niederzuschlagen.

Man rechnet für alle diese Arbeiten auf jede arrostra sieben Maulthiere. Der Miethzins für eine Hacienda wird nach

der Anzahl der arrostras bestimmt, so daß auf jede arrostra jährlich 50 Piaster kommen. Ein Maulthier kostet 75 — 100 Franken; sein täglicher Unterhalt wird auf einen Real (2 Silbergroschen) angeschlagen. Die Arbeiter verdienen täglich vier Realen. Die eben beschriebenen Operationen, welche seit Entdeckung der Wirkung des Quecksilbers angewendet werden, genügen zur vollständigen Scheidung der im Erze enthaltenen Metalltheile. Das aus den Tonnen abfließende Wasser ist häufig untersucht worden, und es hat sich ergeben, daß ein Verlust an Silber durchaus nicht zu bemerken ist. Dennoch wäre zu wünschen, daß man durch neue chemische Entdeckungen dahin gelangte, das Silber mit einem geringeren Verluste an Quecksilber auszuziehen. Die Amalgamation auf kaltem Wege, welche in Guanajuato allein angewendet werden kann, sowohl wegen der großen Masse des Erzes, als auch, weil es durchaus an Brennmaterial mangelt, führt einen Verlust von 3 — 4 Unzen Quecksilber auf jede Mark Silber mit sich, wodurch die Kosten oft verdoppelt werden, denn der Centner Quecksilber gilt zu Guanajuato bis 160 Piaster.

Während meines Aufenthaltes in Guanajuato entluden sich heftige Gewitter, und da in diesem Lande ein Regen von einigen Stunden die Wege schon unbrauchbar macht, mußte ich auf den Besuch des Marktes von San Juan verzichten; denn ich würde erst nach dem feierlichen Tage angekommen sein, an welchem die Wallfahrer ihre Gelübde erfüllen. Ich erfuhr später, daß der Markt von San Juan traurig und ohne Leben vorübergegangen sei. Ein während desselben vorgefallenes Ereigniß kann einen Begriff von den Sitten des Landes geben. Ein Mädchen von zweideutigem Rufe war von ihrem Liebhaber verlassen worden; sie begegneten einander wieder zu San Juan, und nach einigen Vorwürfen nimmt der treulose Liebhaber ein Stelldichein an. Am bezeichneten Orte findet er seine frühere Geliebte mit mehreren ihrer Genossinnen, die von einem für die Ausführung ihres Vorhabens günstigen Augenblicke Gebrauch machen, ihn niederwerfen, einen Dolch ziehen und die Strafe Abälard's an ihm vollführen. Dies war mehr als hinlänglich,

um sich seiner Treue für die Zukunft zu versichern, denn der Unglückliche starb nach einigen qualvoll verbrächten Stunden. Die Polizei ließ alle verdächtigen Frauenzimmer aufgreifen, aber die eigentliche Thäterin entging den Nachforschungen, und man war allgemein der Ansicht, daß die ganze Sache sich auf die Confiscation der bei diesen Dirnen gefundenen Schmucksachen beschränken werde. Statt des Unwillens, den dies so ungewöhnliche und grausame Verbrechen hätte erregen sollen, rief es nur leichtfertige Scherze hervor; namentlich schienen sich die Damen darin zu gefallen und sich an Details zu ergötzen, von denen sie lieber keine Kenntniß hätten verrathen sollen.

Nachdem ich einige Tage in Ungewißheit zugebracht hatte über den Weg, welchen ich einschlagen sollte, entschied ich mich für die Rückkehr nach Mexiko und beschloß, unterweges die Gruben von Real del Monte zu besuchen; hätte ich auch Zacatecas und Fresnillo sehen wollen, so hätte ich entweder auf demselben Wege zurückkehren oder meine Reise durch den ganzen Minenbezirk bis an den stillen Ocean ausdehnen müssen. Das wäre nun freilich eine schöne Aufgabe gewesen, die lange, von Herrn Humboldt gezogene Linie bis nach Sonora zu verfolgen und alle die Minen zu untersuchen, deren Reichthum noch unbekannt ist; ich hatte jedoch nicht den Muth dazu und begnügte mich mit dem, was mir verständige Bergleute, die früher in Zacatecas und Fresnillo gewohnt hatten, erzählten. Die Ausbeutung der letztgenannten Gruben war lange Zeit mit großem Glücke betrieben worden, zuletzt aber ganz und gar in Stillstand gerathen. Am meisten bedauerte ich, daß ich die Grube von Guadalupe y Calvo im Staate Sonora nicht besuchen konnte. Ihr Erz ist so reich, daß die Gesellschaft, welche sie bebaut, eine eigene Münze eingerichtet hat. Unter allen gegenwärtig befahrenen Gruben verspricht die von Guadalupe den größten Ertrag. Je weiter man in's Innere vordringt, desto mehr nimmt der Reichthum der Gänge zu. Wenn die Bevölkerung von Mexiko in demselben Verhältnisse wüchse, als die in den Vereinigten Staaten, so würden binnen einigen Jahren die Staaten Sonora, Chihuahua, Durango bevölkert und

alle Gruben befahren sein. Gegenwärtig aber kann man nur mit unerhörten Anstrengungen eine Niederlassung gründen, denn man muß Alles mit sich nehmen in eine unbebaute Gegend, in welcher die Dörfer mehrere Tagereisen von einander entfernt liegen. Bald fehlt es ganz an Brennmaterial, bald an Wasser; ausserdem aber muß man noch, um sich gegen die Indianer zu vertheidigen, welche die Werke zu zerstören suchen, förmliche Festungen bauen, ehe man durch Schachte oder Stollen versuchen kann, zur Erzader zu gelangen. Der Wunsch, sein Glück zu machen, ist jedoch so heftig, daß diese Hindernisse Niemanden entmuthigen. Der einfache Bergmann, welcher doch nur auf einen ganz geringen Antheil hoffen darf, setzt sich ohne Bedenken allen Entbehrungen aus; sein Verdienst ist so unsicher, daß ihn die Gefahren einer Reise nicht mehr erschrecken. Ich habe in Guanajuato Arbeiter gesehen, welche fast in allen Gruben der Republik gearbeitet hatten. Wenn die Beschäftigung in der einen Grube aufhört, so ziehen sie nach einer anderen, die oft 100 Lieues (60 deutsche Meilen) entfernt liegt. Bei ihrer Rückkehr erzählen sie ihre Beobachtungen und ihre Schätzung erweis't sich fast immer als richtig. Die englischen Bergleute sind abgestumpfte Wesen, Lastthiere, nichts weiter; die mexikanischen Bergleute dagegen sind in Allem das Gegentheil. Die Arbeit in den Gruben, statt sie zu verdummen, gibt ihnen eine Zuversicht, welche sie im gewöhnlichen Leben nicht erreicht haben würden. Man hat mir höchst merkwürdige Züge von ihrer Geistesgegenwart erzählt. Ich habe oft mit ihnen geplaudert und sie stets mit großem Vergnügen angehört.

Als ich die Hauptgruben von Guanajuato besucht hatte, mochte ich meinen Aufenthalt daselbst nicht verlängern, denn diese Stadt bietet nicht die geringste Unterhaltung. Die Einwohner sind ganz beschäftigt mit dem Bergbaue und kennen nur den Preis des Erzes und des Quecksilbers. Da der Gewinn, wenn er wirklich vorhanden ist, nur sehr beschränkt sein kann, so ist die allgemeine Stimmung sehr niedergeschlagen; man müßte einen reichen Erzgang entdecken, um alle diese Leute in Bewegung zu setzen und ihre trüben Ahnungen zu zerstreuen;

ich sage trübe Ahnungen, denn alle diejenigen, welche bei der Ausbeutung der Minen betheiligt sind, sehen mit Schrecken, daß die Regierung geneigt ist, die Ausfuhr des Geldes mit neuen Zöllen zu belasten. Das nur allzu wahre Gemälde von ihrem traurigen Zustande hat keinen Erfolg gehabt, die Regierung läßt sich von der herrschenden Meinung leiten, nach welcher alles ausgeführte Geld verloren ist.

Als ich Guanajuato verließ, kam ich an der Pressa vorüber, einem öffentlichen Brunnen, durch den die Stadt mit Wasser versehen wird. Zahlreiche Esel, welche zwei mit Wasser gefüllte Schläuche tragen, gehen unaufhörlich von dem Brunnen durch die Strassen und wieder zurück. Ueber die Berge, von denen Guanajuato umgeben ist, führt eine kaum gebahnte Straße, oft muß man über stufenförmig ausgehauene Porphyrfelsen klettern. Mehr als einmal glitt mein Pferd, welches ich sich selbst überlassen mußte, bis an den Fuß eines gar zu abschüssigen Felsens hinunter. Der harte und glatte Stein der Straße bietet durchaus keine rauhe Oberfläche, so daß unsere Thiere sich kaum aufrecht erhalten konnten. Endlich gelangte ich auf den Gipfel des Berges, und die Schwierigkeiten nahmen allmälig ab. Ich sah mich von kahlen Bergen umgeben; hier und da erhoben sich zwischen den Felsen einige verkümmerte Fichten, und ich begegnete armen Indianern, welche unter einer schweren Bürde Holz keuchten, die sie nach der Stadt tragen. Die alten Wälder verschwinden immer mehr. Die Spanier, so wie die Mexikaner scheinen einen Abscheu vor Wäldern zu haben und begünstigen die Vernichtung der Bäume vielmehr, als daß sie sie hindern sollten. Nach sechs Stunden gelangte ich an das kleine, aus einigen armen Hütten bestehende Dorf Iconosco, dessen Bewohner sich davon ernähren, daß sie die nahstehenden Bäume in Kohlen verwandeln. Am Horizonte zeigte sich San Miguel el Grande, und durch eine optische Täuschung, welche sich aus der Höhe erklärt, auf der ich mich befand, schien mir diese Stadt nur zwei Meilen entfernt. Ich brauchte aber dennoch mehr als sechs Stunden, um bis dahin zu gelangen, und der Weg führte durch eine ganz unbebaute Ebene.

alle Gruben befahren sein. Gegenwärtig aber kann man nur mit unerhörten Anstrengungen eine Niederlassung gründen, denn man muß Alles mit sich nehmen in eine unbebaute Gegend, in welcher die Dörfer mehrere Tagereisen von einander entfernt liegen. Bald fehlt es ganz an Brennmaterial, bald an Wasser; ausserdem aber muß man noch, um sich gegen die Indianer zu vertheidigen, welche die Werke zu zerstören suchen, förmliche Festungen bauen, ehe man durch Schachte oder Stollen versuchen kann, zur Erzader zu gelangen. Der Wunsch, sein Glück zu machen, ist jedoch so heftig, daß diese Hindernisse Niemanden entmuthigen. Der einfache Bergmann, welcher doch nur auf einen ganz geringen Antheil hoffen darf, setzt sich ohne Bedenken allen Entbehrungen aus; sein Verdienst ist so unsicher, daß ihn die Gefahren einer Reise nicht mehr erschrecken. Ich habe in Guanajuato Arbeiter gesehen, welche fast in allen Gruben der Republik gearbeitet hatten. Wenn die Beschäftigung in der einen Grube aufhört, so ziehen sie nach einer anderen, die oft 100 Lieues (60 deutsche Meilen) entfernt liegt. Bei ihrer Rückkehr erzählen sie ihre Beobachtungen und ihre Schätzung erweis't sich fast immer als richtig. Die englischen Bergleute sind abgestumpfte Wesen, Lastthiere, nichts weiter; die mexikanischen Bergleute dagegen sind in Allem das Gegentheil. Die Arbeit in den Gruben, statt sie zu verdummen, gibt ihnen eine Zuversicht, welche sie im gewöhnlichen Leben nicht erreicht haben würden. Man hat mir höchst merkwürdige Züge von ihrer Geistesgegenwart erzählt. Ich habe oft mit ihnen geplaudert und sie stets mit großem Vergnügen angehört.

Als ich die Hauptgruben von Guanajuato besucht hatte, mochte ich meinen Aufenthalt daselbst nicht verlängern, denn diese Stadt bietet nicht die geringste Unterhaltung. Die Einwohner sind ganz beschäftigt mit dem Bergbaue und kennen nur den Preis des Erzes und des Quecksilbers. Da der Gewinn, wenn er wirklich vorhanden ist, nur sehr beschränkt sein kann, so ist die allgemeine Stimmung sehr niedergeschlagen; man müßte einen reichen Erzgang entdecken, um alle diese Leute in Bewegung zu setzen und ihre trüben Ahnungen zu zerstreuen;

ich sage trübe Ahnungen, denn alle diejenigen, welche bei der Ausbeutung der Minen betheiligt sind, sehen mit Schrecken, daß die Regierung geneigt ist, die Ausfuhr des Geldes mit neuen Zöllen zu belasten. Das nur allzu wahre Gemälde von ihrem traurigen Zustande hat keinen Erfolg gehabt, die Regierung läßt sich von der herrschenden Meinung leiten, nach welcher alles ausgeführte Geld verloren ist.

Als ich Guanajuato verließ, kam ich an der Pressa vorüber, einem öffentlichen Brunnen, durch den die Stadt mit Wasser versehen wird. Zahlreiche Esel, welche zwei mit Wasser gefüllte Schläuche tragen, gehen unaufhörlich von dem Brunnen durch die Strassen und wieder zurück. Ueber die Berge, von denen Guanajuato umgeben ist, führt eine kaum gebahnte Straße, oft muß man über stufenförmig ausgehauene Porphyrfelsen klettern. Mehr als einmal glitt mein Pferd, welches ich sich selbst überlassen mußte, bis an den Fuß eines gar zu abschüssigen Felsens hinunter. Der harte und glatte Stein der Straße bietet durchaus keine rauhe Oberfläche, so daß unsere Thiere sich kaum aufrecht erhalten konnten. Endlich gelangte ich auf den Gipfel des Berges, und die Schwierigkeiten nahmen allmälig ab. Ich sah mich von kahlen Bergen umgeben; hier und da erhoben sich zwischen den Felsen einige verkümmerte Fichten, und ich begegnete armen Indianern, welche unter einer schweren Bürde Holz keuchten, die sie nach der Stadt tragen. Die alten Wälder verschwinden immer mehr. Die Spanier, so wie die Mexikaner scheinen einen Abscheu vor Wäldern zu haben und begünstigen die Vernichtung der Bäume vielmehr, als daß sie sie hindern sollten. Nach sechs Stunden gelangte ich an das kleine, aus einigen armen Hütten bestehende Dorf Iconosco, dessen Bewohner sich davon ernähren, daß sie die nahstehenden Bäume in Kohlen verwandeln. Am Horizonte zeigte sich San Miguel el Grande, und durch eine optische Täuschung, welche sich aus der Höhe erklärt, auf der ich mich befand, schien mir diese Stadt nur zwei Meilen entfernt. Ich brauchte aber dennoch mehr als sechs Stunden, um bis dahin zu gelangen, und der Weg führte durch eine ganz unbebaute Ebene.

Erst wenn man sich den Ufern des San Miguel nähert, findet man einigen Anbau; die an den Ufern des Flusses gelegenen Haciendas sind unbedeutend; die Bewohner beschäftigen sich vorzüglich mit der Schafzucht.

San Miguel ist amphitheatralisch gebaut und beherrscht die ganze Ebene; die Stadt zählt ungefähr 12,000 Einwohner und enthält viele Kirchen und einige schöne Häuser. Ihre Gewerbsthätigkeit hat seit dem Freiheitskriege fast aufgehört, doch verfertigt man noch baumwollene Mantas und Wollenstoffe für die nördlichen Provinzen. Aus Mangel an brauchbaren Strassen für beladene Saumthiere ist San Miguel von grösseren Städten abgeschnitten, und seine Manufakturen beschränken ihre Erzeugnisse auf die Bedürfnisse der Bewohner von San Luis, Potosi und Durango. Hinter San Miguel erhebt sich die Strasse nach einer Hochebene, die nichts hervorbringt, als einige Grasbüschel, von denen zahlreiche Heerden leben. Die an dieser Strasse gelegenen Dörfer wetteifern mit einander an Armseligkeit, einige Nopalstauden umgeben die Hütten, und ihre stacheligten Früchte sind die einzigen, welche man auf der ganzen Reise bemerkt. Verfallene Haciendas vergrössern noch das traurige Aussehen jener Ebene. Ich hielt an einer dieser Haciendas an, die den Mönchen von Carmen gehört. Der Wasserbehälter war verfallen und ließ dem Wasser nach allen Seiten freien Lauf. Die ganze Umgegend hat einen vulkanischen Charakter; aus den Bergen ergießen sich warme Quellen, und selbst das Wasser der gegrabenen Brunnen hat einen ziemlich hohen Wärmegrad. Guadalupe ist minder traurig und entvölkert als die Dörfer Los Ricos, Santa Maria und viele andere, durch die mich mein Weg geführt hatte. Die Einwohner verdanken die Fruchtbarkeit ihrer Aecker einigen Quellen. Ich kam gerade zu dem Feste der Patronin des Dorfes, unserer lieben Frau von Guadalupe. Die ganze Nacht wurde mit Tänzen und allerlei Spielen verbracht, an allen Thüren glänzten Fackeln, und Flintenschüsse bezeichneten die allgemeine Freude; bei einem solchen Lärm war es unmöglich, zu schlafen, und ich war glücklich, daß ich vor Sonnenaufgang nach Cadercita abreisen konnte.

Cadereita ist eine kleine, ziemlich traurige Stadt ohne ausgezeichnete Gebäude. Die Mehrzahl der Häuser ist verfallen, die Mantasfabriken befriedigen kaum die Bedürfnisse der Bevölkerung. Cadereita enthält mehrere von den Bewohnern bebaute Silbergruben, die aber, so viel ich bei einem Besuche einer hacienda do benificio ersehen konnte, ein sehr geringes Erz geben. Das Erz wurde wie zu Guanajuato, auf kaltem Wege amalgamirt. Am Fuße des Berges, welcher die Stadt beherrscht, befinden sich schöne Porphyrbrüche, sie werden aber nur für das Bedürfniß der Einwohner benutzt, denn der Transport wäre unmöglich, da die Pferde in diesen Felsen kaum laufen können. Ich machte diese Erfahrung selbst, denn ich mußte fast vier Stunden weit zu Fuße gehen, erst in der Nähe des Weilers Aguas Calientes wird der Weg wieder gangbar.

Hart am Ufer des zwischen zwei Bergketten hinströmenden Flusses Aguas Calientes entspringen acht bis zehn heiße Quellen mit einem mehrere Fuß hohen Strahle. Arme Indianer suchen hier Heilung für ihre Krankheiten. Sie machen eine Grube in den Sand und setzen sich mehrere Stunden lang der Hitze dieser schwefelhaltigen Quellen aus. Ich versuchte vergeblich, meine Hand über eine derselben zu halten, der heiße ausströmende Dampf zwang mich, sie fast augenblicklich zurückzuziehen. Das ausströmende Wasser ist klar und durchsichtig, obgleich es eine große Menge Schwefel enthält; wenn es sich aber mit dem Wasser des Flusses vermischt, gibt es diesem eine gelbliche Farbe. Die den Fluß Aguas Calientes einschließenden Berge geben der Landschaft einen zwar strengen, aber nicht finsteren Charakter. So weit das Auge reicht, ziehen sich diese kahlen Kalkfelsen in wilden und wunderlichen Formen; zwischen hindurch schlängelt sich der Fluß in vielfachen Krümmungen, und der Wanderer scheint von einem undurchdringlichen Walle eingeschlossen zu sein. Nur mit Anstrengung erreicht man die Höhe.

Sobald man auf den Gipfel des Berges gelangt ist, kommt man in eine sandige Ebene, welche durch ihre Vegetation und die vom Winde aufgejagten Sandwirbel an die afrikanische Wüste erinnert. Das kleine Dorf Tecosontla mit seinen wohl-

bewässerten Feldern und seinen Orangen=Pflanzungen schien mir eine so reizende Oase, daß ich die von einem Mexikaner mir zuvorkommend angebotene Gastfreundschaft gerne annahm. Meine Ankunft war fast ein Ereigniß, denn Tecosontla ist von allen großen Straßen abgeschnitten und wird, wie San Miguel und Cadereita, nur von einigen europäischen Kaufleuten besucht, die ihre Ausschußwaaren unterzubringen suchen. Mein Wirth konnte nur mit großer Mühe begreifen, daß ich allein aus Wißbegierde reis'te, und wollte durchaus, daß mir meine Tagereisen bezahlt würden. Seine naiven Fragen ergötzten mich eben so sehr, als seine Verwunderung. Als er mich eine Karte ausbreiten sah, wollte es ihm gar nicht einleuchten, daß ich durch die bloße Betrachtung dieses Blattes Papier die Entfernung erfahren könne. Trotz seiner Unwissenheit entwickelte er mir aber schöne Theorien über die Regierung und klagte namentlich die Politik des Generals Santana heftig an, so daß ich den ganzen Tag zu hören hatte; das war die einzige Zerstreuung, welche mir ein aus höchstens 100 Häusern bestehendes Dorf darbieten konnte. Der Weg von hier nach Real del Monte beträgt zwei Tagereisen und führt durch eine bergige Gegend. Bei Itzmiquilpan mußte ich über den Rio Tula, der von zahllosen Ahahuete beschattet wird, die bis in das Bett des Flusses hineinwachsen. Ich bemerkte auf allen Seiten Wirthshäuser, in denen man Pulque verkaufte. Neben der Pulqueria zum Amor gab es eine zur Sonne, zum Kometen u. s. w. Rohe Gemälde, welche die verschiedenen Arbeiten darstellen, durch die der Pulque gewonnen wird, geben diesem Dorfe einen eigenthümlichen Charakter. Die Indianer vertrinken ihre Besinnung in diesen Wirthshäusern. Ich wurde von einem jener Trunkenbolde verfolgt, welcher mit einem Säbel bewaffnet war, den er drohend schwenkte, in seinem Eifer gab er aber nicht Acht auf einen Misthaufen, auf den er heulend stürzte. Ich ließ ihn den Koth abschütteln, setzte meinen Weg fort und gelangte nach Pachuca, einer kleinen, am Fuße der die ganze Bergkette beherrschenden Sierra Madre gelegenen Stadt. Nach einer Stunde gefährlichen Kletterns befand ich mich an der Thüre des Herrn Rule, des Direktors

der englischen Gesellschaft, und vergaß die Beschwerden einer Reise, welche nur allzu häufig durch jene Tropenregen gestört wird, die in einigen Sekunden durch die dichtesten Mäntel dringen.

Die den Grafen von Regla gehörigen Gruben von Real del Monte sind einer englischen Gesellschaft für einen festen jährlichen Zins auf immer abgetreten worden, da es nach einem Artikel der Constitution jedem Fremden verboten ist, Minen anzukaufen. Weil die Dauer der Ausbeutung nicht wie in Guanajuato durch einen Kontrakt auf 20 oder 30 Jahre beschränkt ist, so haben die Direktoren gewaltige Arbeiten unternommen, prächtige Straßen sind nach allen Richtungen hin gebaut worden, theils um das Erz nach haciendas do beneficio zu bringen, theils um die Benutzung der Wälder zu erleichtern, welche die Berge bedecken. Dampfmaschinen besorgen das Ausschöpfen des Wassers, neue Stollen sind getrieben worden, um zwei früher isolirte Gruben zu verbinden. Die Arbeiten sowohl unter, als über der Erde haben eine bedeutende Ausdehnung erreicht, und man fragt sich, wenn man überall die hohen Schornsteine sich erheben sieht, wenn man diese kleine, fast englisch gewordene Stadt durchstreift, ob alle diese geschickt geleiteten Anstrengungen auch durch den Erfolg gekrönt worden sind. Der Ertrag der Gruben und das Vertrauen der Actionäre haben einen allgemeinen Wohlstand in Real del Monte hervorgerufen. Die hohen Löhnungen und die vermehrte Thätigkeit haben das Loos der Bevölkerung verbessert. Die Actionäre beziehen bis jetzt freilich noch keine andere Einnahme, als schöne Versprechungen, aber die Direktoren sind weit entfernt, den Muth zu verlieren, und Herr Rule versicherte mir, daß die Mine im Jahre 1844 eine Dividende geben werde. Schon seit mehr als zehn Jahren werden diese Versprechungen wiederholt. Die Actionäre vertrauen noch darauf, und ich freue mich darüber, denn ich habe mich nicht enthalten können, die von den Direktoren der Gesellschaft von Real del Monte so kühn unternommenen Arbeiten zu bewundern, und ich will hoffen, daß eines Tages die Veta Biscaiena oder die Santa Brigida ihnen einen eben so reichen Erz-

gang liefern werde, als derjenige war, der das auf ein jährliches Einkommen von mehr als 10 Millionen geschätzte Vermögen der Grafen von Regla begründete; bis dahin aber werden die Arbeiten kaum durch den Ertrag der Mine gedeckt, obgleich die Ausbeute im Jahre 1824 begonnen hat.

Ich verwandte einen ganzen Tag auf den Besuch der Stollen, welche zwar breit und luftig, aber nicht so prächtig sind, als die von Valenciana und Rayas. Das Wasser unterbricht hier die Arbeiten nicht, obgleich es an manchen Orten über einen Fuß hoch steht. Der Ertrag der Veta Biscaiena ist dem der Veta Madre niemals gleichgekommen; die Neigung des Ganges ist ungefähr dieselbe, die Unregelmäßigkeit der Ader aber noch bedeutender.

Die Werke von Real del Monte werden für den Reisenden besonders anziehend durch die von den englischen Direktoren unternommenen Veränderungen, bei denen sie von einer großen Anzahl anderer Engländer unterstützt werden, die als Werkführer in den verschiedenen Anstalten beschäftigt sind. Das zu Guanajuato angewendete Verfahren ist immer noch das sicherste und billigste, denn das Rösten, welches man bei den reichen Erzen anwendet, kostet 12 — 14 Piaster, während die Amalgamation auf kaltem Wege nur 4 Piaster kostet, und doch ist das Holz im Ueberflusse vorhanden, so daß 150 Kilogramme nur einen Franken gelten.

Ich benutzte einen schönen Tag, als die zu Real del Monte wegen der hohen Gebirge häufigen Regen gerade nachgelassen hatten, zu einem Besuche der hacienda de Regla mit Herrn Rule. Unser Weg führte an einem Gießbache hin und wurde von hohen, waldigen Bergen beherrscht; die Felsen, die in Wasserfällen herabstürzenden Quellen geben der Landschaft einen wilden und gewissermassen majestätischen Charakter.

Die hacienda de Regla, deren Einrichtung mehrere Millionen gekostet hat, erhebt sich amphitheatralisch an den beiden Ufern eines Flusses, welcher die zur Pulverisirung des Erzes bestimmten arrostras in Bewegung setzt. Durch hydraulische Räder getriebene Stampfe zermalmen das Erz zuerst zu Gries.

Ich bewunderte den kunstreichen Mechanismus eines Rades, welches die Blasebälge in Thätigkeit setzt, die das Feuer der Oefen anfachen. Obgleich die hacienda de Regla nur ein schmales Thal einnimmt, so macht sie doch durch ihren terrassenförmigen Bau einen großartigen Eindruck. Die Stampfe und die arrostras nehmen die oberen Räume ein und erstrecken sich bis zum patio, woselbst im Kreise gehende Maulesel die Amalgamation vollenden. Dunkele Souterrains enthalten die Oefen und unermessliche Magazine, in denen man das Erz bis zur Scheidung aufbewahrt. Ein 60 Fuß hoher Wasserfall stürzt sich in geringer Entfernung von der Hacienda in ein natürliches Becken, dessen Ränder aus Säulen gebildet werden, die einen vollkommenen Würfel darstellen.

Auf dem Rückwege von Real del Monte besuchte ich die ebenfalls der Gesellschaft gehörige hacienda de Sancha. Man hat hier versucht, die Amalgamation auf kaltem Wege durch das oben angedeutete Verfahren zu ersetzen; das Erz aber ist so arm, und in so großer Menge vorhanden, daß man bis jetzt noch nicht die gewünschten Resulate erreichen konnte. Die Directoren der Gesellschaft haben sich alle Mühe gegeben, um eine größere Concentration des Erzes zu erlangen; denn wenn man den Verlust an Quecksilber nur um einige Unzen vermindern könnte, so würde die Gesellschaft schon einen großen Gewinn haben, aber diese Bemühungen sind bis jetzt erfolglos geblieben. Die in Europa angewendeten Methoden sind hier ganz unbrauchbar, und man sieht sich genöthigt, auf die alten Gebräuche der Mexikaner zurückzukommen.

Von Real del Monte ging es wieder bergab nach Pachuca. Die zahlreichen Klöster dieser Stadt bezeugen den religiösen Eifer der Bergleute, die einen Theil ihrer Ersparnisse auf ihre Verschönerung verwendet haben. Eine während der Winterregen gänzlich überschwemmte Ebene trennte mich von Mexiko. Die an der Straße gelegenen Dörfer sind fast verlassen. Nach einigen Stunden gelangte ich an den See Tezuco, auf welchem Tausende von Enten friedlich herumschwammen. Die oft von Morästen unterbrochene Straße schlängelte sich in allen Rich-

tungen, und ich war sehr erfreut, als ich Guadalupe wiederum erreichte. Ich ließ meine Pferde ausruhen und begab mich zum zweiten Male nach der der Patronin von Mexiko geweihten Kapelle. Zahlreiche Wallfahrer knieeten vor dem reich verzierten Altare, denn das Fest unsrer lieben Frau von Guadalupe war am 21. Dezember gefeiert worden, und die Pilgrime verweilen neun Tage, um Messen lesen zu lassen und die Hülfe der heiligen Jungfrau anzuflehen. Zwei Stunden später befand ich mich zu Mexiko bei einem Freunde, der mir sein Haus für die ganze Zeit meines Aufenthaltes angeboten hatte. Mein Ausflug hatte länger als einen Monat gedauert. (De Chavagne. Revue Independante).

Guadalajara.

Ich verließ Mexiko am 29. Mai 1840 und kam am 11. Junius nach Guadalajara, und da ich in der Regenzeit reiste, so mußte ich dem Klima Zoll bezahlen. Wechselfieber hielten mich über drei Monate in der genannten Stadt fest, welche jetzt die Hauptstadt des Staates Jalisco ist und 150 Leguas östlich von Mexiko liegt. Die Straße zwischen beiden Städten, obgleich sehr schlecht, ist doch für Wagen fahrbar, mehr aber, als irgend eine andere, von Räubern unsicher gemacht. Guadalajara ist der Sitz des Gouverneurs, des Truppen-Commandanten und des Bischofes; es sind darin eine Menge Kirchen und eilf Manns- und Frauen-Klöster. Diese Stadt ist eine von denen, wo die Civilisation am weitesten zurück ist, wegen Mangel an Verbindung mit dem Auslande und an literarischen Institutionen. Es findet sich nur eine schlechte Druckerei, keine öffentliche Bibliothek, keine höhere Schule, und der Unterricht, den eine geringe Anzahl Schüler in dem geistlichen Seminarium erhalten, ist höchst unvollständig. Es gibt nur ein einziges Spital, und

auch hier fehlt es den Kranken an Allem. Industrie und Landbau sind indeß in diesem Staate ziemlich blühend, denn man schätzt den jährlichen Ertrag des Ackerbaues bei einer Gesammtbevölkerung von 680,000 Seelen auf 3 Millionen Piaster. Man ärntet hauptsächlich Mais, Weizen, Hafer, Reis, Bohnen, Cochenille, Baumwolle und Mescal, so wie Maguey zu Branntwein. Die Industrie besteht in der Erzeugung von gewöhnlichen Wollstoffen (Sarape und Cobertones), glatten und gedruckten Baumwollenzeugen (mantas rebozos und zaraza). Man verarbeitet auch das Schildpatt sehr gut, es gibt mehrere Gerbereien, Hut- und Seifefabriken, welche letztere um so besser gedeihen, als an mehreren Orten der Boden ein mineralisches Laugensalz ausschwitzt, das die Indier Tequisquite nennen und im Monate Oktober sorgfältig sammeln. Den Ertrag der Industrie schätzt man auf 4 Millionen Piaster, wovon 1 Million auf die Seife- und 2 Millionen auf die Baumwollenstoffe kommen. Der Tabakbau ist verboten, der Verkauf verpachtet und bringt jährlich 2 Millionen Piaster ein; man bringt den Tabak aus Orizaba. Hanf, Flachs und Seide werden hier nicht gewonnen. Im Jahre 1839 schlug der Münzhof für anderthalb Millionen Piaster, zu neun Zehntheilen in Silber, das größtentheils aus den berühmten Minen von Bolanos und Hostotipaquillo kommt. Die Piaster tragen auf der Rückseite das Zeichen G^a und enthalten viel Gold, weil man mit dem Scheiden der Metalle nicht recht umzugehen weiß. Einige Kupferminen sind nicht angebaut, aber zu Tepic gewinnt man etwas Eisen. Die Stadt Guadalajara liegt in einer großen Ebene, hat weder Gräben noch Mauern, und nur 400 Mann schlechte Truppen zur Besatzung. Diese Stadt war stets der Heerd politischer Intriguen; hier bereitete man die Erhebung und den Sturz Iturbide's vor, und der Föderalcongreß von Jalisco erließ das barbarische Decret zur Austreibung der Spanier. Diebstahl und Mord sind hier sehr häufig, in den Gefängnissen der Stadt finden sich gegen 100 Uebelthäter, und aus diesen wird die Truppe ergänzt, denn das Volk hat Abscheu vor dem Militärdienste, und die Desertion ist arg.

Zu Guadalajara und in der Umgegend sind mehr als 60 Franzosen, die sich mit industriellen Unternehmungen beschäftigen: sie haben große Bäckereien und Mühlen angelegt, eben so Brauereien, Brennereien und eine Färberei nebst Druckerei. Mehrere spanische Kaufleute wollen eine mechanische Baumwollspinnerei gründen und ein Engländer eine Sägemühle. Fremde Handwerker kommen überhaupt gut fort. Aller Handel ist in den Händen von vier Häusern, drei spanischen und einem englischen. (Nouv. Ann. de Voyages).

Besuch in einer Mine.

Ich kam nach der berühmten Minenstadt Guanajuato und war endlich im Stande, die ungeheuren Vorrathskammern voll schimmernden Erzes zu sehen. Ich zog die Kleidung eines Grubenmannes an und stieg die Treppe hinab, welche in das Innere der berühmten Valenciana-Grube führt. Wenige Schritte vom Eingang kamen wir an ein Bildniß der heiligen Jungfrau, um welches einige brennende Kerzen aufgestellt waren. Der Indianer, welcher mich führte, machte die gebührende Verneigung, murmelte einige Gebete und führte mich dann tiefer und immer tiefer in die unterirdischen Gänge und Kammern dieser reichen, ausgedehnten Mine. Der hinabführende Gang glich einer großen Treppe mit breiten Steinplatten. Wegen der großen Tiefe der Grube bedurfte es geraume Zeit, bis wir die bedeutenderen Arbeiten erreichten. Hier fanden wir mehrere hundert indianische Bergleute, fast völlig nackt, mit ihrer mühseligen Arbeit beschäftigt.

An einem Ende der ersten Gallerie waren einige Bretter leicht über Stangen gelegt, und trugen drei oder vier Arbeiter, welche ihre spitzigen Eisen in das harte Muttergestein hinein trieben; in einer andern Richtung waren zwölf Pulverladungen

eben fertig geworden. Die Höhle war sehr tief, und der Schimmer der wenigen brennenden Fackeln goß ein schwaches, krankhaftes Licht über die zahlreichen Menschengestalten, deren dunkle Formen nur während ihrer Bewegungen von dem Gestein zu unterscheiden waren. Alles mußte sich jetzt zurückziehen und wir stiegen in einen höhern Theil der Höhle hinauf, wo wir ohne alle Gefahr die Sprengungen leicht übersehen konnten. Das Zeichen wurde endlich gegeben und der Grubenarbeiter, der die Lunte anzündete, entfernte sich mit einigen Sprüngen. Alsbald brach ein wogender Lichtblitz hervor und der betäubende Schlag der fallenden Felsenstücke tönte durch die Höhle. Wir kehrten nach der Stelle zurück, die mit dem schimmernden Erz und Felsenstücken dicht übersäet war. Schaaren von Minenarbeitern wurden alsbald aufgestellt, theils um die größern Massen zu zertrümmern, theils um sie nach dem Dispacho zu führen, wo ihr Gewicht und der geschätzte Werth aufgezeichnet werden, worauf alles entweder auf dem Rücken von Indianern oder mit Maschinen hinaufgeschafft wird. Der Dispacho befindet sich nämlich nahe an dem Tiro general oder dem Hauptschacht; ein gewölbter Gang führt aus dem Innern der Mine allmählich sich erweiternd gegen den Tiro hin, bis er endlich in geringer Entfernung von dem Dispacho sich zu einem unermeßlichen, mit Mauerwerk schön gewölbten Saal ausdehnt. Die ungeheuren Summen, welche ausgegeben wurden, um jeden Theil der Mine gehörig durch gewölbte Gänge zu sichern, erweckte unser Staunen, und als ich unter der prächtigen Kuppel anhielt, die zu dem Tiro führt, und der unablässigen Arbeit der armen Indianer gedachte, konnte ich mich der Bemerkung nicht enthalten, daß der Europäer in der That nicht nöthig hat verächtlich auf den Indianer herunter zu sehen. (United Service Magazin).

Mexikanische Räuber.

Zwei merkwürdige Räubergeschichten.

Wir setzten unsere Reise nach der Küste zu fort; das Gefährt rollte in einem durch große Bäume beschatteten Hohlwege dahin. Meine Begleiter waren nach und nach eingeschlafen, und ich selbst, mit geschlossenen Augen, war dem Schlafe nahe. Plötzlich durch mehrere Schüsse, unmittelbar vor dem Wagen, aufgeschreckt, griff ich instinktmäßig nach den Doppel-Pistolen neben mir, und fuhr von meinem Sitze auf.

Ein, zwei, drei, ein ganz Halbdutzend bewaffneter, verlarvter Reiter hatten uns umringt. „Alto! cofos!“ tönte ihr Geschrei (ergebt euch, Hunde!).

Ich drückte ab; der Vorderste der Bande taumelte und fiel. Sein Pferd rannte, sich hoch bäumend, mit leerem Sattel an dem Wagen vorbei, „R.....!“ rief ich meinem Freunde zu, „da liegt Einer; auf einen Anderen!“ und im Augenblicke streckte mein zweiter Schuß einen anderen Räuber nieder.

Ich sah, wie sie sich auf ihre Sättel duckten und wie von meiner zweiten Pistole abermals Zwei aus der Bande stürzten. Der Rauch erfüllte den Wagen; ich zog eine dritte Pistole aus einer Wagentasche; denn wir hatten uns auf einen solchen Fall vorgesehen. Kein Wort wurde gesprochen; ein paar Augenblicke schrecklicher Ungewißheit. Plötzlich stürzte eine ganze Schaar bewaffneter, vermummter Räuber auf uns zu, mit schauderhaftem Geschreie und gräßlichen Verwünschungen.

„Drauf! drauf, R.....!“ rief ich. „Sie haben uns, aber sie sollen's theuer bezahlen.“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, schießt nicht,“ schrie R....., „oder wir sind verloren.“ Und im gleichen Momente schmetterte eine Ladung aus ihren Karabinern die Wagenwände in tausend Splitter. Durch einander hörte man den Ruf der

Banditen und das Getrappel ihrer Pferde; undeutlich schwankten die Gestalten vor unseren Blicken. Noch einmal und noch einmal zuckten Blitze vor und hinter uns, rechts und links; überall Flüche, Geschrei, Gewimmer, Krachen der Gewehre in wildem Gewühle, und da und dort erschienen die Gestalten der Räuber durch den Rauch. So oft Einer von unserem Feuer fiel, ertönten die Verwünschungen mit neuer Wuth. Eingehüllt in Rauch, das eine Knie auf das Wagenpolster gelehnt, meinen Karabiner in der Hand, blieb ich bewegungslos, nicht im Stande, zu sehen, und halb erstickt. Es war ein Augenblick gänzlicher Stille eingetreten..... kein Laut!..... Der Wind wehte den Rauch, welcher das Gefährt anfüllte, wieder hinaus — und Säbel und dicht gedrängte Lanzen schimmerten vor uns im Sonnenlichte.

Noch fühl ich jenen Moment; mein Blut drängte sich, in den Adern erstarrend, gewaltsam nach dem Herzen; der Karabiner fiel mit hinab. Ohne recht zu wissen, wozu, hob ich ihn wieder auf; ich blickte umher, meine Augen fielen auf R. und Schauder durchrieselte mich: das Blut floß ihm in Strömen aus einer klaffenden Kopfwunde; „Gott im Himmel! R.!“ rief ich, und das Gewehr fiel mir wieder aus den Händen. Er antwortete nicht; er war todt; das Blut strömte über sein blasses Gesicht. Ich riß meine Halsbinde ab und befestigte sie um seine Stirne. Das Blut drang durch und quoll über und durch den Verband. Mir wurde schwach, ich taumelte und sank auf den Wagensitz. Das Blut war mir bis zum Herzen erstarrt.

„Picaro, Cojo!“ rief einer von den Banditen und hielt mir den Säbel entgegen. „Deine Waffen, du Hund.“

Maschinenmäßig hob ich den Karabiner auf, um ihm denselben zu übergeben, denn ich fühlte mich zu jedem Widerstande unfähig. Indem ich das Gewehr hinreichte, bekam ich einen Stoß in die Seite; ich hörte Schüsse krachen und plötzlich fuhr mir etwas durch die Brust, daß ich krampfhaft gegen die Wagendecke auffuhr; beim Zurücksinken fiel ich auf die Seite und krümmte mich unter unbeschreiblichen Schmerzen auf dem Kissen.

Ueberzeugt, daß ich eine Kugel im Leibe habe, und daß

die Banditen, wenn sie mich aufrecht sähen, noch einmal feuern würden, hatte ich noch Geistesgegenwart genug, mich unter die Körper meiner Reisegefährten hinzuwerfen, wo mich aber Mangel an Luft und Schmerz beinahe erstickten.

Die Räuber befahlen jetzt fortzufahren, indem Alle den Wagen stillschweigend umringten. Die Vorhänge wurden herabgelassen, und die Maulthiere setzten sich in Bewegung. Aber sie machten nur einige Schritte, denn die Straße, welche sehr steinigt wurde, hinderte am Weiterfahren. Die Räuber stiegen vom Pferde; einige stemmten die Schultern gegen die Räder, um den Wagen vorwärts zu bringen; andere, voll Wuth über diesen Aufenthalt, fingen an, auf die Postillone zu schimpfen.

„Werft ihn herab!" hörte ich einen Räuber mit rauher Stimme rufen. „Abajo con el co=jo!" schrie ein anderer, und ich vernahm Säbelgeklirr und Gewinsel. Sehen konnte ich Nichts, denn ich lag blutend im Grunde des Wagens, und die Vorhänge waren zugezogen.

Endlich war es gelungen, das Gefährt über die steinigte Stelle hinauszubringen, und ohne weiteres Hinderniß ging's jetzt schnell zum Walde. — Behutsam sah ich, da mein Schmerz etwas nachgelassen, umher. Mein Blick fiel zuerst auf N. Er war bereits todt; R. athmete noch ein wenig. Der Wagen schwamm in Blut; meine Hände und Kniee waren wie darin gebadet. Ich selbst verlor desselben sehr viel durch meine Wunden, und suchte diese daher mit meinem Kleide etwas zu verstopfen. Die Frauen in unserer Gesellschaft, die nicht verwundet zu sein schienen, merkten an der Bewegung, daß ich noch lebe, und baten mich um Gotteswillen, ruhig zu bleiben. Ich blieb bewegungslos und hörte, wie sie beteten: „Ave Maria! audi nos peccador que soy yo senora Guadelupe de nuestros peccados" — und dann ihre Paternoster. Auch ich suchte zu beten; aber ich vermocht' es nicht. Ich konnte mich nicht in den Gedanken ergeben, zu sterben, und fing alsbald an, über ein etwaiges Mittel zur Rettung zu brüten. „Werden sie geneigt sein, mein Leben zu schonen, nachdem ich so Viele von ihnen umgebracht?" — „Nein!" — „Aber woher

sollen sie wissen, daß gerade ich Jene niederschoß?" Und mir fiel ein, daß, wenn ich die abgefeuerten Pistolen versteckte, sie nicht darauf kommen könnten, wer geschossen habe. Ich griff also langsam nach den Gewehren, die auf den Wagenkissen lagen, und steckte dieselben unter die Leichname. Plötzlich erinnerte ich mich einer tiefen Schlucht zwischen ungeheueren Fichten bei Riofrio, und dachte, die Räuber möchten wohl an solch' einem Orte ihre Höhle haben; denn jene Schlucht war mir als einer der Schlupfwinkel von Gomez's Bande genannt worden. Beinahe war ich entschlossen, ihnen meine Dienste anzubieten, um mir so das Leben zu erhalten und bei günstiger Gelegenheit zu entwischen, als der Wagen anhielt. Die Vorhänge wurden weggezogen und ein tiefer Baß rief: „Sind alle todt?" „Si Senor!" erwiederte zitternd und weinend eine Dame, „si Senor! son todos muertos." „Ach, habt Mitleid mit uns, guter Caballero, Gnade! Gnade! Die Vorhänge schlossen sich schnell wieder, und diese vorige Stimme gebot, rasch fortzufahren.

Jede Hoffnung, unter die Bande aufgenommen zu werden, schwand mir beim Tone dieser schrecklichen Stimme. Zu viele Kameraden waren gefallen; die Räuber dürsteten zu sehr nach unserem Blute. „Ich will mich todt stellen," das war jetzt noch mein einziger Gedanke. „Sind sie dann fort, so schlepp' ich mich weiter, bis ich irgendwo Hülfe finde." Krampfhaft faßte ich N.'s blutgetränkte Halsbinde, netzte sie neu in dem halbgeronnenen Blute, das den Wagen anfüllte, und machte damit Flecken auf mein Gesicht und meine Hände.

Diese Anstrengung trieb das Blut auf's Neue aus meiner eigenen Wunde. Ich drückte beide Hände gegen dasselbe, ließ es über sie hinströmen und beschmierte von Neuem Haare und Gesicht. Ueberzeugt endlich, daß ich hinlänglich entstellt sei, um von den Räubern für todt gehalten zu werden, blieb ich ganz ruhig, ausgenommen, daß ich dann und wann das Gewand gegen meine Wunde drückte, um diese zu verstopfen. Auf einmal ertönte es: „Halt!" und man vernahm, wie die Räuber abstiegen.

„Die Vorposten an ihren Platz!" rief Einer laut. „Seht,

ob der Hauptmann zurück ist, und die anderen schnell nach der Kutsche, um das Gepäcke wegzunehmen." Sie nahten stillschweigend und öffneten den Schlag. Einer faßte mich und nahm mich bei den Haaren. Ich blieb bewegungslos, wie ein Todter; aber es war ein schrecklicher Moment, denn während er mein Haar mit der einen Hand zerrte, hielt seine andere einen Dolch gegen meine Brust gezückt, um mich beim mindesten Lebenszeichen zu durchbohren. Er schien mit der Besichtigung zufrieden; denn er hob mich auf und fing an, meine Taschen zu durchsuchen. Er fand einige Silberstücke in denselben und tappte nun nach einem Geldgurte umher, den er bei mir um die Lenden geschnallt vermuthete. Dabei mußte ich Athem holen, aber ich that es auf so unmerkliche Weise, daß er nichts davon inne ward. Als kein Gurt zum Vorschein kam, murmelte er eine Verwünschung, gab mir mit der flachen Hand einen Schlag in's Gesicht, nahm mich bei den Beinen und warf mich zum Wagen hinaus auf die Erde. Mein Kopf stieß hart auf; aber ich ließ die Glieder bewegungslos ausgestreckt. Die Räuber umringten mich sogleich: „Hund von einem Engländer," sagte der Eine und kehrte mich mit dem Fuße um. „Ein Engländer?" fragte ein anderer. „Ein Ketzer für die Hölle! Er muß wohl ganz todt sein. Das wird ihn lehren, Feuer zu geben!" erwiederte ein Dritter mit Lachen.

Während dieses Gespräches wurden auch die Leichname meiner Gefährten aus dem Wagen genommen und mir heftig auf die Brust geschleudert. Ihr Blut floß auf mich herab.

Ich hörte die Stricke und Riemen zerschneiden und das Gepäcke auf die Erde fallen. „Wo ist die schwarze Schatulle?" rief dieselbe rauhe Stimme, die gefragt hatte, ob Alle todt seien. „Was für eine Schatulle?" fragte Einer. „Eine kleine Schatulle von Holz, die irgendwo in der Kutsche sein muß und welche Geld und Juwelen enthält. Sie fanden dieselbe nach einigem Nachsuchen und gaben sie, nach ihren Reden zu schließen, an Einen, der sogleich zu Pferde stieg und in den Wald sprengte. „Der verdammte Koffer will nicht herab!" schrie eine Stimme, „hat Keiner ein Hackmesser?" — „Hier!" rief ein

anderer, und sprengte hart an mir vorbei. Sie schlugen die Koffer mit ihren Messern zusammen, und in wenigen Augenblicken lagen Kleider, Weißzeug, Feldbetten u. s. w. um sie her.

Ich blickte umher; unwillkührliches Beben faßte mich beim Anblicke der großen Zahl der Räuber. Fünfzehn bis sechszehn waren beschäftigt, Wagen und Gepäcke auszuplündern; einer leerte eben einen mir gehörigen Mantelsak und warf meine schönen mexikanischen Kleider Stück für Stück auf den Boden. Dort wurden sie alsbald von anderen aufgerafft, indem Jeder nach dem griff, was ihm am meisten gefiel. Der, welcher den Mantelsack in Händen hielt, setzte seine Untersuchungen fort. Er fand einige seltene Goldstufen, die ich mir in den Minen verschafft hatte, warf sie aber nach einem flüchtigen Blicke weg; endlich, als die geheime Tasche von ihm entdeckt worden, griff er nach dort Nichts aus, als eine kleine Anzahl Dollars. Seine Wuth, seine Flüche waren unbeschreiblich. Von Neuem sprang er zum Wagen, hob Kissen und Sitze auf und spürte jeden Fleck aus, ob kein Geld vorhanden sei. Ihrer zwanzig lagen unter den Bäumen ausgestreckt, ihre Pferde neben sich, Pistolen im Gürtel und den bloßen Säbel an einem schwarzledernen Riemen am Handgelenke hangend. Andere hielten im Schatten der Fichten gruppenweise auf den Pferden!

Auf einem gelichteten Flecke, wo nur wenige Bäume waren, stand ein Duzend Pferde beisammen, auf welchen die Leiber der getödteten Räuber quer über gebunden lagen. Vier Banditen gingen mit bloßem Säbel vor zwei Bäumen auf und ab, an welche man die Frauenzimmer den Rücken gegen den Schauplatz der Plünderung gewandt, angebunden hatte; und sieben bis acht andere fesselten die zwei jungen Postillone an die Wagenräder. Die meisten von der Bande trugen Larven; einige hatten dieselben abgenommen, wahrscheinlich aber falsche Bärte vor. Man schien insgesammt unzufrieden mit dem Ergebnisse der Beute und auf mehr gerechnet zu haben. Einige Reiter sprengten im Galopp herbei und riefen: „Habt Ihr nicht gehört, soll man den Hauptmann hier erwarten, oder

auseinander gehen und Jeder einzeln im Nachtlager sich einfinden."

„Nein!" erwiederte ein Mann, der ganz in meiner Nähe stand und das Gepäcke zu bewachen schien, wir sollen ihn hier erwarten, er kann nicht lange mehr ausbleiben."

„Wohin hat er seinen Bruder gebracht?" fragte der Erste. „War der schwer verwundet?"

„Eine Kugel im Kopfe! er muß schon todt sein. Der Hauptmann wird auf die Hacienda gegangen sein, um ihm etwa noch Hülfe zu verschaffen, jetzt muß er aber mit Nächstem wieder zu uns stoßen."

„O jala! wo bleibt er so lange! das verdammte Schießen wird alle Truppen aus Acajeta auf die Beine bringen. Sicherlich bekommen wir die Soldaten auf den Leib."

Alles wurde wieder still, und ich vernahm blos noch den Tritt der Wachen und das Geflüster der Räuber. Ich hatte die Augen geschlossen; denn einige waren auf mich zugegangen. Als ich hörte, daß sie sich wieder ein wenig entfernt hatten, wagte ich, den Blick von Neuem etwas aufzuschlagen. Ich sah nach dem Orte hin, wo die Pferde mit den aufgebundenen Leichen standen, und wunderte mich über die große Anzahl der Letzteren; denn kaum mochten so viele Schüsse von unserer Seite gefallen sein, als Todte da waren; sie mußten einander im Getümmel wohl selbst getroffen haben. Plötzlich sprengte eine der Vedetten an und rief: „Zu Pferd! zu Pferd! die Soldaten von Acajeta rücken an und streifen im Walde. Wir müssen uns aus dem Staube machen."

„Man muß den Hauptmann erwarten; er wird bald da sein!" riefen mehrere Stimmen neben mir.

„Gut denn!" erwiederte der Neugekommene; „habt Ihr Alles ausgesucht? — Was fangen wir mit diesen Todten an?"

„Die mögen hier liegen bleiben!"

„Seltsam ist doch," sagte Einer, „daß wir so wenig Geld bei den Engländern fanden. Sie müssen einen Theil irgendwo versteckt haben."

„Ja! such' Du nur," erwiederten lachend einige von der Bande, Du wirst nicht viel mehr finden. Jedenfalls aber theilen wir."

Zwei stiegen ab; schnell schloß ich wieder die Augen.

„Wenigstens muß man doch sehen, ob sie nichts an sich haben," sagten jene, und hoben N.'s und M.'s Leichen auf; „laß uns einmal sehen." Sie waren schnell damit fertig und ich schauderte, daß es nun an mich kommen würde; denn mein Athem war schwerer geworden, und ich durfte kaum hoffen, ihnen denselben verbergen zu können. Einer legte Hand an mich und wollte mir eben die Uniform ausziehen. Was ich befürchtet hatte, geschah; ich war so schwach, daß ich den Athem nicht unterdrücken konnte. Der Räuber fuhr auf und stieß einen Schrei des Erstaunens aus. Ich war also entdeckt und öffnete die Augen. Eine wilde Gestalt, mit schwarzem Barte und borstigen Knebeln beugte sich über mich. „Hola!" rief er mit einem wilden Lächeln, „da lebt noch so ein Hund!"

„Teufel!" schrieen die anderen und liefen durch einander herbei. Ich sprach kein Wort; bewegungslos erwartete ich den Tod mit jeder Sekunde. Die Kraft fehlte mir, mich stark nach dem Leben zu sehnen, und ich wußte, daß jede Bitte um Gnade vergeblich sein würde.

„Verdammniß über den Ketzer!" rief Einer und schleuderte seine Lanze nach mir. Ich schauderte und wandte mich mit großer Anstrengung etwas auf die Seite. Die Waffe fuhr neben mir in den Boden.

„Hombre! Hombre!" sagte ein anderer, „no le matas el pobre!" (tödte den armen Kerl nicht!)

„Ein verdammter Ketzer!" entgegnete der Erste; „laß mich ihn umbringen; sie haben uns mit ihrem verfluchten Feuer genug Kameraden getödtet."

„Nein, Kamerad, laß ihn! Wir haben ihrer genug getödtet; diesen auch noch, wär eine Sünde. Laß ihn; so haben wir weniger zu verantworten."

Diese Ermahnung schien zu wirken. Ich hatte mich wieder etwas erholt, als das Geräusch eines in vollem Rennlaufe Her-

beispringenden meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war der Hauptmann, der schon von Weitem rief: Schnell fort! das verdammte Schießen hat alle Uniformen auf die Straße gebracht."

„Da lebt noch so ein Engländer," sagte Einer, „was sollen wir mit ihm anfangen?" — „Lebt noch?" fragte der Hauptmann, indem er abstieg. „Wer ist's?" — „Wir wissens nicht." — Jener zog ein langes Messer aus seinem Stiefel von Dammhirschleder, wandte sich nach der an einen Baum gebundenen Kammerfrau und rief wüthend: „Ists einer von denen, die geschossen haben?" — „Si Senor!" (ja, mein Herr!) erwiederte sie ohne Besinnung, entsetzt über den Blick des Banditen.

„Der Hund!" murmelte er und sprang gegen mich zu. „Quartel por el amor de dios!" sagte ich. — „Bitte die Hölle um Gnade!" erwiederte der Räuber und setzte mir den Dolch auf die Brust. Ich suchte mich zu erheben, sank aber wieder zurück und konnte nichts thun, als Hände und Arme vorhalten. Er stemmte seine Kniee gegen meinen Leib, und unverweilt fuhr das Messer durch meine rechte Hand in meine Brust. Ich sah den Stahl herausziehen; er blitzte mir vor dem Gesichte; ein Blutstrahl sprang hoch auf, und wieder und abermals wieder senkte sich die Klinge in meinen Leib. Ich weiß noch, daß ich dagegen Widerstand zu leisten suchte; alsbald aber war ringsum Dunkel und Verwirrung; ich sank in Ohnmacht.

Erst nach langer Zeit kam ich allmälig wieder zum Bewußtsein. Ein dunkles Ding stand vor mir; ich unterschied endlich, daß es unsere Kutsche war. Nach und nach gewahrte ich auch wieder die hohen Fichten, den Wald, die ganze Umgebung. Ich empfand einen brennenden Durst; es war, als ob Feuer in meiner Kehle wäre, und meine bebenden Lippen bewegten sich, Wasser zu fordern; aber ich konnte keinen Laut hervorbringen. Eben so wenig vermocht ich mich zu bewegen; ich war wie an den Boden geheftet. Aus der Stille umher schloß ich, die Räuber seien fort. Nach mehreren Ver-

suchen, brachte ich endlich einige Worte hervor. „Hombre, sagte ich langsam und mühevoll, „Hombre ..... gib ..... Wasser ..... um der heiligen Jungfrau willen." Niemand antwortete.

„Ist denn ..... kein Mensch ..... da ..... der mir Wasser gibt?" wiederholte ich in Verzweiflung. „Still!" murmelte eine Stimme neben mir: „sie sind noch nicht fort!"

„Nein, wahrlich!" rief eine andere Stimme, und alsbald kamen drei Räuber hinter der Kutsche hervor, indem sie zugleich fragten, wer gesprochen habe.

„Ich," erwiederte der, welcher mir Stille geboten.

„Nein, es war ein Anderer. Schnell! Wer war's?"

„Einer der Engländer."

„Was, noch nicht todt? Der Kerl hat ein zäheres Leben, als eine Katze!" Der Eine nahte sich mir, und nach seiner drohenden Miene schloß ich, er wolle mir den Dolch in den Leib stoßen. „Erbarmen," stöhnte ich, „lasset mich sterben ..... ich habe nur noch wenig Leben ..... nehmt Alles ..... Alles ..... nur laßt mich ruhig sterben."

„Warum hast du dich zur Wehre gesetzt, verdammter Dummkopf!"

Ich antwortete nicht. Einer sagte schnell: „Ihr müßt noch sonst wo Dublonen haben. Wo sind sie? Wir wissen, daß Du hast. Sprich, oder ich mach Dir den Garaus!"

Jetzt fiel mir ein, daß ich mein Gold und Silber an verschiedene Orte gethan hatte, um wenigstens einen Theil zu retten, falls uns etwas zustoßen sollte. Unter Anderem enthielt ein kleiner Reisesack unter dem Wagenteppiche zwanzig Dublonen. Der mochte ihnen leicht bei der Plünderung entgangen sein. Ich sagte also, es sei noch mehr Gold da.

„Wo? Wo?" schrieen sie.

„Aber Ihr schenkt mir das Leben?"

„Ja! ja! ja! nur schnell, wo ist das Gold?"

„Schwört bei der heiligen Jungfrau, daß Ihr meines Lebens schonen wollt!"

„Wir schwören es!"

Sie fanden den Sack nicht ohne Schwierigkeit und leerten ihn, ohne das Gold aufzuspüren. „Wo ist es Kerl? Du hast gelogen,“ schrieen sie drohend. — „Nein!“ stammelte ich, „in einem Bestecke...... die Dublonen......“ Sie entdeckten die Beute und schwangen sich in den Sattel. „Lebe wohl, glückliche Reise nach der Hölle!“ und wegsprengten sie in vollem Galopp. Bald verlor sich der Hufschlag ihrer Pferde in der Entfernung.

Noch einmal rief ich jetzt, obwohl mit großer Anstrengung, um Wasser. Die Stimme, die mir zum ersten Male geantwortet und welche von einem der Postillone herkam, erwiederte sofort: „Ich kann ihnen nicht helfen; ich bin mit beiden Armen an die Achse des Rades gebunden. Wir müssen auf die Soldaten warten. Die Banditen sind fort; sie wagten sich nicht länger aufzuhalten.“

Ich lag mit der Brust gerade vor dem hintern Rade, das mir bei der mindesten Bewegung des Wagens über den Leib gehen mußte. Erst jetzt ward ich dies inne.

„Gott im Himmel!“ rief ich, „wenn die Maulthiere von der Stelle weichen, bin ich zerquetscht. Kannst Du mich nicht da unten hervorbringen?“

„Nein; ich kann Ihnen nicht helfen. Seien Sie ruhig, es ist keine Gefahr; die Thiere weichen nicht von der Stelle.“

Ich blieb ruhig im gräßlichsten Durste. Endlich vernahm ich Hufschlag. Mein Athem wurde freier, mein Herz bebte vor Freude. „O mein theures England, so werd ich dich doch noch einmal sehen!“ — Aber das Geräusch verlor sich wieder, Niemand erschien. Frost, Durst, Schauder, Verzweiflung bemächtigten sich meiner auf's Neue. Die Abendschatten wurden länger, umsonst spähten meine Augen nach Hülfe. Ich fühlte die ganze Bitterkeit einer erst aufgeregten, dann wieder vernichteten Hoffnung. Plötzlich hört' ich abermals Gallopp von Pferden, Geschrei, Musketenschüsse. Eine nicht unbedeutende Zahl Soldaten und Indianer stürzte unordentlich gegen den Platz, wo wir waren, und eine Kutsche fuhr schnell heran.

„Was Teufel ist da?“ schrie der Vorderste, als er uns bemerkte.

„Was ist das? Was ist das?“ riefen die Soldaten, indem sie von den Pferden sprangen und den Postillon und die Frauen losbanden. „Wer seid Ihr? Was ist geschehen? Das sind ohne Zweifel Engländer; Narren, die sich zur Wehre gesetzt und folglich......“

„Alle den Tod davon getragen haben werden,“ rief ein anderer. „Hatten sie viel Geld?“

„Haben sie einige von den Räubern getödtet?“

„Ja.“

„Sie haben einige getödtet! Haben die Kameraden die Todten mitgenommen?“

„Ja.“

Jetzt versuchte auch ich zu sprechen. Aber ihr Geschrei tönte durch einander: „Eine Beute, die sich gewaschen hat!“ — „Die Schurken hatten Glück!“ — „O! sie haben sich hübsch bezahlt!“ — Gelächter, Fragen, Antworten: „**Esos Ingleses han peleado come diablos** — diese Engländer haben sich wie Teufel gewehrt.“ — Lange bemerkten sie meinen Ruf nicht. Endlich, einen Augenblick der Stille benutzend, forderte ich ihre Hülfe, mich unter dem Gefährt vorzuziehen. Niemand achtete darauf. Noch einmal rief ich, aber wieder ohne Erfolg. Zuletzt fiel mir ein, ein Gebet herzumurmeln, um einen Padre zu bekommen.

„Hollah! da lebt noch Einer, der einen Priester verlangt.“

„Unmöglich! Alle Engländer sind Heiden!“

„Nein! Ketzer sind sie!“

„Ganz recht! Heiden sind Ketzer!“

Noch einmal rief ich nach einem Priester.

„Er muß ein Christ sein, wir wollen ihn unter der Kutsche hervorziehen.“

„Einige näherten sich. „Curbato!“ fleht' ich, sachte! „sachte! ich bin fürchterlich verwundet.“ Sorgsam hoben sie mich auf und trugen mich einige Schritte weit. Ich bat sie, mich auf

den Boden zu legen und mir Etwas zum Zudecken zu geben; denn es war kalt. Sie wickelten mich in einen Mantel und trugen mich unter eine Fichte, an deren Stamm sie mich mit dem Rücken anlehnten. Mein Kopf sank gegen meine Brust; ich bat, mir denselben zu halten, denn er benahm mir den Athem. Um Gotteswillen forderte ich Wasser, Keiner hatte welches; aber Einige gingen in den Wald, ob sie etwa dort eine Quelle fänden.

Ich konnte jetzt gegen die Kutsche hinblicken, welche die Soldaten zur Bedeckung benutzt hatte und worin mehrere Frauen saßen. Sie sagten mir, es seien die Damen S...... Diese weinten und glaubten uns alle todt. Ein Soldat trat zum Kutschenschlage und sagte, daß einer der Engländer noch lebe und einen Priester verlange.

„Das wird der arme Santjago sein!“ riefen sie, und sich gegen einen Geistlichen in ihrer Gesellschaft wendend: „Um Gott! gehen Sie und sehen Sie ein wenig, was noch für ihn zu thun ist, Senor!“

„Ich kann nicht,“ erwiederte der Priester und wich nicht von der Stelle.

„Wir wollen ihn in die Kutsche nehmen und nach Acajeta zurück bringen,“ sagten die Damen.

„Das geht nicht,“ erwiederten die Soldaten; „er darf nicht vom Flecke, bis der Alcalde kommt und seine Anordnungen trifft.“

Die Indianer unter dem Haufen drangen noch einmal in den Padre. „Da der Engländer ein Christ sei, so müsse man ihn auch beichten lassen,“ meinten sie. Glücklicher Weise für mich verstand sich der Padre nicht dazu, und gleich darauf fuhren die Damen, da sie sahen, wie sie mir keine Hülfe zu leisten vermochten, weiter. Eine Indianerin aber kam aus dem Walde und brachte mir etwas Wasser in einer Kürbisflasche. Sie kniete zu mir nieder, hielt das Gefäß an meinem Mund und sagte: „Trinke, armer Mann, hier ist Wasser.“

Ich trank in langen Zügen, vom zitternden Athem unterbrochen. Ohne Kühlung floß das Wasser in meine Kehle; es

war, als würden ein paar Tropfen auf ein glühendes Eisen gesprengt. Ich leerte die Flasche und verlangte mehr. Die Frau sagte, es sei weiter Nichts da.

„O, um Gottes Barmherzigkeit willen, so haltet nur die Flasche an meine Lippe! nur einen Tropfen Wasser, nur einen einzigen!“ Ich drückte den Mund fest an den Kürbis; aber schon war dieser ganz trocken geleckt, und krampfhaft wandte ich mich wieder ab. Nur Solche, die auf dem Schlachtfelde verwundet, dort kein Wasser bekamen, werden die ganze Qual dieses verzehrenden, entsetzlichen Durstes begreifen.

Endlich langte der Alcalde an und stieg eilends vom Pferde. „Wohin sind die Räuber geflohen?“ fragte er. „Schnell, ihnen nach!“ — „Es ist zu spät,“ antwortete der eine Postillon; „sie sind schon lange fort.“

„Welchen Weg haben sie genommen?“

„Ueber's Gebirge; aber das ging in gestrecktem Galopp; man bekommt sie jetzt nicht mehr.“

„Ein Theil der Soldaten soll ihnen nachsetzen,“ sagte der Alcalde, und fragte dann, wer wir seien. Auf die Antwort, daß wir Engländer wären und einer der Reisenden noch lebe, kam er auf mich zu: „Wo sind Sie verwundet?“ hub er an. — „Ueberall! Todos el cuerpo.“

„Tiene Vm. balanzos?“ (Haben Sie Kugeln im Leibe?)

„Ja, mein Herr, eine Kugel! Hauptsächlich aber bin ich mit dem Dolche grausam verwundet worden und verliere viel Blut durch den Rücken.“

Meine Augen fielen auf meine Hand, die voll geronnenen Blutes und entsetzlich geschwollen war. „Die wird man abschneiden müssen,“ sagt' ich gelassen.

„Ich hoffe nicht,“ entgegnete der Alcalde. „Sie müssen sich noch etwas anstrengen und Muth fassen, während ich das Zeugenverhör vornehme und die Sache aufzeichne.“

„Unterdessen aber werd ich mich verbluten!“ sagte ich mit flehender Stimme. „Kann man mich nicht in's nächste Dorf bringen?“

„Nicht doch, nicht doch! Sie verbluten sich nicht; es ist kalt, das Blut gerinnt auf den Wunden. Ich muß thun was meines Amtes ist. Paciencia für eine Minute! He da! sorgt für den Engländer, und Ihr Anderen, laßt Euren Bericht hören, daß ich ihn niederschreibe.“

Ich sah die letzten Strahlen der Sonne um einen Busch der Acacia mimosa schimmern. Dort trugen sie mich, auf meine Bitte, hin — zwei Indianer setzten sich zu mir und hielten mich in ihren Armen. Von da aus konnt' ich die ganze Umgebung überblicken. Die Sonne sank in der klaren, hellen, kalten Luft hinter den hohen vulkanischen Bergen Puebla's hinab; der untere Theil der glühenden Scheibe schien auf dem schneeigen Gipfel des Gebirges zu ruhen und die letzten Strahlen leuchteten auf den Wald von Pinal.

Von neu erwachender Hoffnung gestärkt, sah ich, wie der Postillon die Kutsche zurecht machte, Riemen und Stränge von Neuem knüpfte. Der Alcalde hatte das Verhör geendigt; so trugen mich denn endlich die Indianer nach dem Wagen zu. Noch einmal drohten mir die Sinne zu schwinden; ich vermochte nicht zu sprechen. Fest sah ich meinen Trägern in's Gesicht. Sie verstanden mich und hielten eine Minute lang an. Sofort, als ich mich wieder etwas erholt hatte, legten sie mich der Länge nach in die Kutsche und fuhren nach Acajeta.

Der spanischen Dame und ihrer Kammerfrau, welche mit mir in die Gewalt der Räuber gefallen waren, lag nicht weniger als mir daran, bald nach Acajeta zu kommen. Sie stiegen in die Kutsche, noch ehe ich hineingebracht worden, und nahmen auf dem Rücksitze Platz. Die Indianer legten mich in die Mitte, aber unglücklicher Weise ohne irgend einen Stützpunkt, so daß bei der ersten Bewegung des Gefährtes meine Schmerzen mit erneuter Heftigkeit begannen. Ich suchte mich in einen Winkel zu schieben, konnte damit aber nicht zu Stande kommen, worauf ich meine Reisegefährtinnen bat, ein Wagenpolster unter einen meiner Füße zu legen. Sie thaten, was ich verlangte; mir aber war's trotz aller Mühe, Anfangs nicht möglich, mich in dieser Stellung zu halten, welche gleichwohl die einzige war, die

mir keine Schmerzen machte. Endlich gelang mir's doch, und so saß ich denn ziemlich fest. Unglücklicher Weise war der Weg holperig und uneben, so daß die fortwährenden Stöße mir große Qual verursachten und mein Kopf oft mit Heftigkeit an die Wände des Wagens anschlug.

Ich versuchte das aus meiner Brustwunde rinnende Blut etwas aufzuhalten, indem ich mit der nicht verwundeten Linken die Rechte faßte und diese gewaltsam gegen jenen Ort drückte. Allein diese Anstrengung war meiner linken Schulter zu stark, die, wie ich jetzt fühlte, sehr beschädigt sein mußte. Sofort wandte ich, was mir von Kräften blieb, nur noch an, den rechten Ellbogen, so gut es gehen wollte, gegen den Leib anzudrücken und hierdurch meine Kleider auf der Wunde festzuhalten. Bald jedoch brachten die Stöße des Wagens mich wieder aus dieser Lage, und von Neuem fühlte ich das Blut aus meiner Wunde rieseln, durch welchen Verlust meine Schwäche unaufhörlich zunahm.

Aus dem Gespräche der Soldaten vernahm ich, daß unsere Kutsche von den Räubern ziemlich weit von der Landstraße ab, nach der Linken zu, geführt worden war. So lang wir die Landstraße nicht wieder gewonnen hatten, mußten wir fortwährend über einen steinigen, zuweilen selbst durch Gesträuche versperrten Weg. Nachdem wir bereits eine große Strecke zurückgelegt, hielt der Wagen plötzlich an. Wir befanden uns an einer Stelle, wo es sehr schwer schien, weiter zu kommen. Mehrere Stricke waren schon vorher zerrissen, und die Räuber hatten auch das Kutschengeschirr mitgenommen, so daß man allerdings einen Augenblick still halten mußte, um diesen Uebelständen abzuhelfen.

Ich benutzte den Stillstand, meine Nachbarinnen zu bitten, nach ein paar Flaschen Wein zu suchen, welche, wie ich mich noch wohl erinnerte, am Morgen unserer Abreise von Puebla von mir in den Wagen gepackt worden waren. Sie suchten, fanden die Flaschen aber in Stücken. Obwohl ich nicht mehr so heftigen Durst fühlte, wie vorher, war es doch eine bittere Nachricht, vernehmen zu müssen, daß kein Tropfen Wein mehr

da sei. Schon auf der Herfahrt hatte mein Durst wieder etwas zugenommen, und ich begann allgemach zu befürchten, das Dorf, wo ich anfangs eine Linderung zu erhalten gehofft, nicht mehr lebend zu erreichen. Von Zeit zu Zeit wurde mir ausserordentlich schwach; für jetzt aber hatte ich kein anderes Mittel zu Gebote, als die Geduld. So ergab ich mich denn, so viel es mir auch kostete, in mein Schicksal, wie dieses sich auch gestalten mochte. Ein wenig Hoffnung ging mir wieder auf, als der Wagen sich von Neuem in Bewegung setzte und man mir sagte, daß wir nicht mehr weit von Acajeta seien. Einmal dort angelangt, glaubte ich nichts mehr zu befürchten und meine Wiederherstellung für gewiß halten zu dürfen. Aber unendlich lang dünkte mir der Weg, und zum Jahrhunderte wurde jede Minute. Endlich waren wir über den schwer zu befahrenden Grund hinaus, und auf der Landstraße ging's nun in vollem Gallop dem ersehnten Dorfe zu.

Bereits war es ziemlich dunkel geworden, als wir bei einigen schönen Aloepflanzungen anlangten. Ihr Anblick machte mir eine unaussprechliche Freude, weil ich ihn zum Beweise nahm, daß wir nicht mehr ferne von Acajeta seien. Endlich gewahrte ich einige einzeln stehende Häuser und glaubte das Ziel erreicht zu haben; aber ich hatte mich getäuscht; noch einige Minuten fuhr die Kutsche fort; erst dann waren wir im Dorfe. Ich bat meine Gefährtinnen, die Postillone vor einem Hause halten zu lassen, vor welchem ich Fackelschein und großes Volksgewühl sah. Was ich verlangte, geschah; die Kutsche hielt, und, um all' meinen Wünschen zu genügen, brachte man mir sogleich einen Krug voll Wasser.

In diesem Augenblicke trat ein, seinem Aeußeren nach, begüterter und der angeseheneren Klasse angehörender Mann herbei und rieth mir auf's Angelegentlichste, nicht zu trinken; „denn," sagte er, „mein Leben stünde darauf." Gleichwohl vermochte ich der Versuchung nicht ganz zu widerstehen; ich schlang einige Tropfen hinab und gab den Krug zurück. Die Damen sagten mir, die Menge sei durch die Leichname meiner unglücklichen Freunde herbeigezogen worden, welche unsere Be-

deckung mitgebracht hatte, ihnen hier die letzten Ehren zu erweisen, und welche die Bewohner noch gar wohl kannten. Ich war von meiner persönlichen Gefahr so eingenommen, von Schmerzen so ermattet, daß ich nicht ein Wörtchen des Mitleids für meine armen Gefährten aufzufinden vermochte. Die Kutsche bewegte sich sofort noch einige Schritte weiter, und wir hielten an der Posade (Gasthof), wo jene anderen mitleidigen Frauen, die an der Stelle des Blutbades selbst sich so voll Erbarmen für meine körperlichen Leiden und das Heil meiner Seele bewiesen hatten, bereits angekommen waren. Sie eilten dem Wagen entgegen und ließen, ohne sich indessen noch selbst vor mir zu zeigen, sobald sie vom Postillon gehört, daß ich noch lebe, eine Matratze an den Kutschenschlag bringen. Drei Indianer hoben mich vorsichtig auf, legten mich auf die Matratze und trugen mich in einen großen Saal, wo sie ihre Bürde auf den Boden setzten.

Diese Bewegungen hatten so schwächend auf mich gewirkt, daß, als ich nun zum ersten Male meine Lage ändern wollte, ein heftiger Krampf mich erfaßte, der mir gänzlich den Athem raubte und beinahe getödtet hätte. Ich bat die Indier, meinen Kopf etwas aufrecht zu halten, worauf man mir ein Kopfkissen gab, das meinen Zustand wirklich etwas erleichterte.

Das Gemach war ohne alles Geräthe; blos in der Mitte stand ein runder Tisch, neben welchem ich, zu jeder Seite ein brennendes Licht, ausgestreckt lag. Kaum war mir etwas besser geworden, als das Zimmer sich bereits mit einer großen Anzahl Indianer und Creolen füllte, welche mich stillschweigend betrachteten. Mit schwacher Stimme fragte ich nach den Damen ...., welche in Mexiko wohnten, und von welchen ich während meines dortigen Verweilens sehr freundschaftlich aufgenommen worden war. Es verlangte mich, ein bekanntes Gesicht zu sehen. Sie kamen sogleich, begleitet von ihrem Bruder. Als sie an meiner Matratze standen, bemerkte ich, daß sie weinten. — „Ach, Herr Dickson, welch' fürchterliches Blutbad! Der arme Alvares, der arme Robert sind todt; eben haben wir sie gesehen! — Ach, warum mußten Sie Widerstand leisten! Sind Sie denn recht schwer verletzt?“

„Ich weiß um Zahl und Beschaffenheit meiner Wunden nicht genau; aber ich fühle mich ausserordentlich schwach; die vielen Leute sind mir lästig; es wäre mir lieb, wenn alle Fremden das Zimmer verließen.“

Die Damen sagten den Indianern ein paar Worte, worauf diese sich sogleich wegbegaben; der Alcalde trat herein, und so hatt' ich denn endlich etwas Ruhe und Stille um mich. Ich fragte, ob kein Wundarzt in der Nähe sei; allein einen solchen zu bekommen, mußte man nach Puebla schicken.

„Das ist unnöthig!“ sagte ich zum Alcalden: „es sind von hier acht Stunden nach Puebla; sicherlich bin ich, bis der Wundarzt anlangt, todt, wenn ich nicht hier einige Hülfe finde. Es gibt doch wohl einen Barbier im Dorfe?“

„Man hat schon nach ihm geschickt, ihn aber nicht gefunden.“

„Gott! so hab' ich denn keine Hoffnung mehr! so muß ich sterben: ich werde in der Nacht so viel Blut verlieren, daß es noch vor Tages Anbruch gewiß mit mir aus ist.“

„Ach, armer Dickson!“ sagten die Damen, „sprechen Sie nicht so: wir werden Alles, was in unseren Kräften steht, thun, um Ihnen behülflich zu sein. Wir haben bei'm Pfarrer um einen Balsam bitten lassen, der sehr gerühmt wird; bald muß die Flasche da sein; gedulden Sie sich einen Augenblick und sagen Sie, wo Sie verwundet sind.“

„Ich kann's noch nicht sagen; meine Schmerzen sind zu groß, aber bald sollen Sie's erfahren: nur Wein möcht' ich, ein wenig Wein; das wird mir wieder Kraft geben, ich fühl' es.“

„Ich will holen,“ sagte der Bruder, und verließ das Zimmer; bald aber kam er mit der Nachricht zurück, daß es in der elenden Herberge keinen Wein gebe, und es ohne Geld ganz unmöglich sei, sich solchen aus dem Dorfe zu verschaffen.

Die Damen G...., welche den Tag zuvor, etwas vor uns, ihre Reise von Mexiko angetreten hatten, waren nämlich ebenfalls angegriffen und ausgeplündert worden, wie ich erst jetzt erfuhr. „Man hat uns alles genommen, es ist

rein Nichts mehr in unseren Beuteln," sagte traurig der Bruder.

Eine der Damen war glücklich genug gewesen, einen Juwel zu retten, indem sie denselben unter ihrem Kleide verbarg. Diesen reichte sie jetzt ihrem Bruder und hieß ihn dafür eine Flasche Wein bringen. Wirklich kehrte der junge Mensch bald mit einer Flasche köstlichen Xeres zurück. Schon der Anblick stärkte mich. Wir hatten kein Glas; so brachte man denn die Flasche selbst an meine Lippen. Gierig trank ich, hielt aber bald inne, denn der Wein brannte mir ordentlich auf Zunge und Gaumen. „Er ist zu stark, man muß Wasser dazu gießen," sagte ich zu meinen Freunden. In der Zwischenzeit, bis das Wasser erschien, fühlte ich mich wieder so schwach, daß ich bei der geringsten Bewegung die Rückkehr des Krampfes fürchtete, der mir vorhin so heftige Qual verursacht hatte.

Bald kam der Bruder mit einem Glase Wasser, worein sie denn etwas Wein gossen; hastig schlürfte ich es hinab und fühlte mich so gestärkt darauf, daß ich noch mehr trinken wollte. Die Damen ließen dies nicht zu, aus Furcht, ich möchte mir einen Schaden thun, sondern baten mich, vorher den Balsam des Pfarrers zu erwarten. Immer noch athmete ich mühsam, allen Schrecken hingegeben, welche mir meine Lage einflößen mußte, hie und da aber auch getröstet durch die Hoffnung, dennoch wieder hergestellt zu werden.

Um den traurigen Gedanken keine Gewalt über mich zu lassen, fingen die Damen an, mit mir zu plaudern, und fragten mich über den Angriff der Räuber und die Art, wie wir uns vertheidigten. Allein ich hatte für den Augenblick die Erinnerung an Alles verloren, was mit mir geschehen war; kaum Dessen, was man vor wenigen Minuten zu mir gesagt, vermochte ich mich in meiner Schwäche zu entsinnen.

Nachdem wir lange gewartet, kam endlich der Balsam: es war eine Art schwarzen, dicken Oeles in einem Fläschchen. Der Pfarrer besaß keine Charpie, so daß man sich in großer Verlegenheit befand, wie ich verbunden werden sollte. Glücklicher Weise entdeckte die eine Dame noch ein Stück Weißzeug, wel-

ches der Plünderung entgangen war; und so hatten sie die Charpie bald fertig. Man fragte mich, ob ich etwa den Pfarrer vor dem Verbande sehen wollte; allein meine Wunden lagen mir mehr an, als irgend sonst Etwas, daher ich erwiederte: es würde auch nachher noch Zeit sein, jenen kommen zu lassen.

Bald waren Kleider und Hemd mit der Scheere weggeschnitten, und Hals und Brust entblößt. Dieses Vorgeschäft machte mir übrigens große Schmerzen, denn Gewänder und Wäsche hatten sich an meine Wunden angeklebt, und es hielt schwer, sie davon loszubringen. Ich war zu schwach, um zu sagen, wie sehr ich litt; aber ich stöhnte leise. Bisweilen hätten die Frauen gerne einen Augenblick inne gehalten, um mich etwas zu Kräften kommen zu lassen: allein ich bat sie, auf diese augenblickliche Vermehrung meiner Leiden nicht zu achten, denn mir war's darum zu thun, daß ich schnell verbunden und somit mein Leben vielleicht noch erhalten würde.

Im Augenblicke, wo endlich Alles, was mir die Brust verhüllt hatte, weggenommen war, stieß eine der jungen Damen, gewahr werdend, wie gräßlich die Räuber mich zugerichtet, einen Schrei des Entsetzens aus. Es wurde ihr schwach; sie verließ das Zimmer und kehrte während der ganzen Nacht nicht mehr zurück. Der Alcalde zählte die Wunden, und fand, daß ich im ganzen sechszehn Dolchstiche in Brust, Schulter und rechte Hand bekommen. Diese Hand allein war neunmal durchbohrt und fürchterlich angeschwollen. Auch noch in die linke Seite war ich verwundet, aber man konnte nicht entscheiden, ob durch Kugeln, Lanze oder Dolch. Die Wunde auf der rechten Seite der Brust war meinen Freunden unbegreiflich. Ich sagte ihnen nämlich, daß dieselbe von einem Pistolenschusse herrühre, den ein Räuber mit hart auf mich gehaltener Mündung abgedrückt. Ungläubig schüttelten sie den Kopf, denn es schien wunderähnlich, daß ich eine solche Verwundung überlebt haben sollte, wenn sie mir wirklich auf die angegebene Weise beigebracht worden war. Bei näherer Untersuchung fand sich denn auch, daß die Kugel erst etwas tiefer unten in meinen Leib geschlagen hatte.

Nachdem ich zuerst mit frischem Wasser abgewaschen worden, wandte man den Balsam an, der mir in der That einige Linderung schaffte. Vermittelst der Charpie und Binden war der Verband bald vollendet; Hände und Füße aber fühlte ich ganz erstarrt, besonders letztere schienen wie Eis, und kamen trotz den mit warmem Wasser gefüllten Flaschen, womit man sie bestrich, nicht zur Lebensempfindung.

Meine Freunde sprachen leise; ich verstand aber dennoch, daß sie meinen Tod als unvermeidlich betrachteten und der Meinung waren, ich würde aller Wahrscheinlichkeit nach kaum den nächsten Morgen erleben. Schon berieth man sich, ob ich wohl als Ketzer auf dem Kirchhofe begraben werden könnte, denn die Indianer hatten meiner Versicherung, daß ich ein Christ sei, keineswegs geglaubt. Häufig hörte ich die Damen fragen, ob der Pfarrer noch nicht bald erscheinen würde. Da ich sah, daß man so entschieden über meinen Tod als eine unzweifelhafte Sache sprach, fing auch ich an zu glauben, daß diese Vermuthungen richtig seien, besonders, da ich in die Art, wie ich verbunden worden, kein sonderliches Vertrauen setzte, und überhaupt der Mangel eines Wundarztes mich sehr besorgt machte.

Die jungen Damen, welche anfangs bei der Thüre Platz genommen, näherten sich mir sofort und baten mich inständigst, doch den Pfarrer anzunehmen und demselben zu beichten. „Leider müsse man mir sagen, daß durchaus keine Hoffnung zu meiner Rettung vorhanden sei, und in dieser traurigen Lage bliebe mir Nichts, als in aller Eile die Tröstungen der Religion anzurufen; befände ich mich in meiner Heimath dem Sterben so nahe, so würde mir zweifelsohne auch dort ein Diener der Religion seinen Zuspruch ertheilen; die religiösen Verschiedenheiten seien aber nicht so groß, daß sie mich abhalten dürften, einen katholischen Priester vorzulassen.“

Ich hänge mit Ueberzeugung dem Glauben der englischen Kirche an; allein ich war am Verscheiden; ich hatte immer geglaubt, daß Gott, der in's Herz sieht, sein Erbarmen keiner Reue versagt, wenn diese Reue nur aufrichtig ist. Alle Menschen sind seine Kinder; daher betrachtete ich auch alle Menschen

stets als Brüder, welchen Bekenntnisses oder Glaubens sie auch sein mochten. So gut anglicanisch ich also auch gesinnt bin, trug ich doch kein Bedenken, den katholischen Priester anzunehmen, der die Bitterkeit meiner letzten Augenblicke zu versüßen versprach.

Er kam; ein schöner alter Mann von sanften Zügen. Mit gutmüthigem Tone fragte er, wie ich mich befände.

Ich erwiederte, daß ich meinen Tod nahe glaubte, kaum noch diese Nacht zu überstehen hoffte, und die Tröstungen der Religion bald möglichst zu erhalten wünschte, denn in wenigen Minuten könnte ein Krampf meinem Leben ein Ende machen.

„Sie sind ein Christ?“ sprach der Priester.

„Si Senor.“

„Sie glauben an die heilige Dreieinigkeit?“

„Si Senor.“

„An unseren Heiland, Jesus Christus?“

„Si Senor.“

„Sie glauben an die Reinheit der heiligen Jungfrau Maria, Mutter Gottes?“

„Lo creo.“

„Basta!“ sagte er, und trat zu den Damen, die er über mich ausfragte. Ich weiß nicht, was sie ihm antworteten, aber die Eine näherte sich mir und nahm unter meinem Kopfkissen einige goldene Bildchen der Jungfrau hervor, die man mir in San Martin geschenkt hatte. Sie zeigte diese dem Pfarrer und sagte: sie hätten, als sie mich verbanden, dieselben Bilder an meinem Halse hängend gefunden. Er schien mit Allem, was sie ihm über mein Leben angeführt haben mochten, zufrieden, trat wieder zu mir und fragte mit fester Stimme: ob ich beichten wolle. Ich antwortete mit Ja. Man schloß die Thüren, und wir beide blieben allein. . . . .

Als die Damen zurückkamen, fanden sie mich schwach, erschöpft, kaum fähig, zu athmen. Ich gab zu verstehen, daß ich noch etwas Wein und Wasser trinken möchte. Man reichte mir solches und fragte: ob mir jetzt besser, ob ich wohl vorbereitet zum Sterben sei. Ich dankte ihnen für die Güte, welche

sie mir bewiesen, und drückte mein Bedauern aus, in diesem Leben keine Gelegenheit mehr zu haben, ihnen meine Erkenntlichkeit zu zeigen. Der Allmächtige würde nicht ermangeln, sie zu belohnen. Sie sprachen mir Muth ein; vielleicht sei es immer noch möglich, daß ich gerettet werde, in keinem Falle aber, hoffen sie, würde ich bereuen, den guten Priester vorgelassen zu haben.

„Gewiß nicht; die Beichte ist nichts so Schreckliches, wie ich mir gedacht; der Tod ist jetzt weniger furchtbar für mich.....; freilich kommt es wenig darauf an, ob ich denselben fürchte oder nicht; denn ich werde das Tageslicht nicht noch einmal erblicken.“ — Die Damen nahmen zärtlich von mir Abschied und sagten: sie würden mich in ihren Gebeten nicht vergessen.

Als sie hinaus waren, ertheilte mir der Priester das Abendmahl und die letzte Oelung. Doch hatte ich diese Sakramente erst angenommen, nachdem er mich hoch und theuer versichert, daß ich heute Nacht unfehlbar sterben würde, und nicht die mindeste Hoffnung zu meinem Aufkommen mehr da sei.

Alle, welche den Abend über bei mir gewesen, waren nach und nach hinausgegangen, und ich blieb mit den drei Indianern allein, welche sich freiwillig angeboten hatten, die Nacht mit mir zuzubringen. Sie gaben mir noch ein wenig Wasser und Wein zu trinken und zogen sich dann in einen Winkel des Zimmers zurück. Einer kehrte bald wieder zu mir und legte sich nicht weit von mir nieder; die beiden anderen hüllten sich in ihre Serrapes und schliefen alsbald ein.

Anzugeben, welche Gedanken und Gefühle während dieser denkwürdigen Nacht nach und nach mich durchzogen, würde sehr schwer sein. So bestimmt ich mich derselben auch erinnere, so finde ich doch in der Menschensprache keine Worte, diesen Wechsel von Furcht und Hoffnung auszudrücken. Mit der krampfhaften Anstrengung eines ertrinkenden Menschen klammerte ich mich an das irdische Dasein an, und doch lag im zukünftigen Leben nichts Schreckliches für mich. Die Religion hatte meiner Seele vollkommene Ruhe gegeben, und ich war

bereit, vertrauensvoll vor dem Throne des Schöpfers zu erscheinen.

So seltsam widerstritten sich meine Empfindungen, bis endlich Hoffnung wieder die Oberhand in mir gewann und ich mich darauf verließ, den sich bereits kund gebenden Tag noch einmal zu sehen. Sobald es lichter zu werden begann, weckte ich meine Indianer und bat sie, die Thüre zu öffnen. Eine frische Zugluft strich in das Gemach und gab meinen betäubten Sinnen einiges Leben zurück.

Wie lieblich dünkte mir dieser Morgen! Wie glücklich war ich, an diesem Orte noch zu leben, wo übrigens Alles schwieg wie im Grabe. Es war ein Sonntag und alle Indianer in der Messe. Endlich ging die Sonne auf, und schon war's hoch am Tage, ohne daß sich noch Jemand bei mir eingefunden hätte. Der Erste, welcher nach geraumer Zeit eintrat, war der Alcalde. Er erkundigte sich bei den Indianern, welche bei mir geblieben waren, ob ich noch lebe. Ich selbst antwortete ihm mit schwacher Stimme, daß ich mich etwas leidlicher fühlte. Bald darauf kamen auch die Damen G. und schienen erfreut, mich besser zu finden. Man fragte mich, ob ich die Ankunft des Wundarztes von Puebla in Acajeta erwarten wollte, oder vorzöge, daß man mich in einer Sänfte nach Puebla trüge. In letzterem Falle würde ich freilich nicht vor Sonnenuntergang in jener Stadt ankommen. Ich fühlte mich stark genug, die Reise zu ertragen, und bat den Alcalden, alle Vorkehrungen zu treffen, da ich wohl wußte, daß meine Freunde in Puebla die Kosten mit Freuden auf sich nehmen würden.

Der Alcalde ersuchte mich, das Ende der Messe abzuwarten, und sagte mir, bis Mittag sollte Alles bereit sein; dann schien er hinsichtlich der Beerdigung meiner Freunde, Alvarez und Roberts, bei den Damen G. Erkundigung einzuziehen. Ich verstand ihre Antwort nicht, denn sie sprachen zu leise. Der Alcalde wandte sich sofort gegen mich und fragte: ob Roberts ein Ketzer oder ein Katholik gewesen.

„Ein Christ!" erwiederte ich, um nicht einen Mißgriff zu

thum; denn wurde der arme Freund für einen Ketzer anerkannt, so konnte er nicht in geweihtem Boden begraben werden.

Der Alcalde fragte zum zweiten Male, ob der Verstorbene ein Protestant oder catolico apostolico romano gewesen.

Welchen Bekenntnisses er eigentlich gewesen, das habe er mir nie gesagt, war meine Antwort, und ich könnte daher hierauf nicht bestimmter antworten.

Der Alcalde fragte die beiden Postillone, welche, wie ich, lebend aus unserem traurigen Abenteuer gekommen, ob ihnen etwa bekannt sei, daß dieser Roberts irgend einmal die Messe besucht habe. Sie antworteten mit Nein. „Herr Alcalde," sagte ich, jene unterbrechend, „diese Leute können über Ihre Frage keine Auskunft geben, denn sie waren nie einen Sonntag mit dem Verstorbenen zusammen." — „Ach!" entgegnete der Alcalde, „ich sehe wohl, daß er als Ketzer gestorben ist, und da man das Gegentheil nicht erweisen kann, so bin ich wohl genöthiget, ihn ausserhalb des Kirchhofes begraben zu lassen." Damit ging er, die Sache anzuordnen.

Ich hatte jetzt wieder Kraft genug, an die Damen einige Fragen über den ihnen selbst zugestoßenen Unfall zu richten. Sie erzählten mir denselben folgendermaßen:

Beinahe zur gleichen Zeit, wie wir, von Mexiko abgereist hatten sie in jener unheilvollen Schlucht den Vorsprung vor uns gewonnen; plötzlich wurde ihre Kutsche von sechszehn bis achtzehn vermummten, bis an die Zähne in Waffen steckenden Räubern umringt. Der Bruder hatte klüglich seine Pistolen überreicht, war mit ihnen auf Befehl der Räuber aus dem Wagen gestiegen und lieferte sofort alles Geld, das er bei sich trug, und den Schlüssel zu den Koffern aus. Die Räuber legten Hand an Alles, und schickten sich an, die Reisenden an Bäume zu binden, was man ihnen jedoch auf ihr Bitten erließ. Einen prächtigen Shawl, welchen ein Bandit eben aus einem Koffer hervorzog, faßte die älteste Schwester an und sagte mit festem Tone: „Dieser Shawl gehört mein; Ihr sollt mir ihn nicht nehmen; her damit!" Der Kerl lachte laut auf, und wirklich gab er den Shawl gutwillig her.

Sobald die Plünderung vorüber war, fragten die Räuber die Damen: wie weit die Engländer noch entfernt sein könnten. Sie gaben nicht gleich Antwort; allein man drohte ihnen mit gezücktem Säbel, und so mußten sie gestehen, daß wir kaum eine Viertelstunde hinter ihnen wären. Alsbald sprengte der, welcher der Hauptmann der Bande zu sein schien, mit einigen Anderen in gestrecktem Galopp davon. Noch waren keine fünf Minuten vorüber, als man ein allgemeines Schießen vernahm. Auf dies gaben die übrigen Räuber ihren Pferden die Sporen und ritten eiligst ihren Gesellen nach.

Eine geraume Zeit hörten die Schüsse nicht auf. Sofort kam ein Räuber angesprengt, der einen Todten quer über dem Sattel liegen hatte. Bei den Reisenden hielt er den Lauf seines Pferdes etwas an und rief mit wildem Tone: „Die Schurken haben meinen Bruder getödtet; dafür soll mir Keiner am Leben bleiben!“ Damit jagte er wieder quer feldein und ließ die unglücklichen Frauen in unbeschreiblichem Entsetzen zurück.

Aus den Worten der Banditen schlossen sie, daß wir Alle todt seien. Gleich darauf sahen sie unser Gefährte aus der Schlucht hervorkommen und sich, unter einer Bedeckung von Räubern, im Gehölze verlieren. Andere von der Bande kehrten zurück, nicht sowohl, um den Damen selbst ein Leid zu thun, als um ihren Bruder aus der Welt zu schaffen; die Schwestern warfen sich aber auf die Kniee und erhielten durch ihre Schwüre, daß weder er, noch sie zu den Reisenden gehörten, welche so harten Widerstand geleistet, Gnade für Jenen. Nachdem sich die Räuber versichert, daß die Ausgeplünderten nichts mehr von Werth bei sich hätten, sprengten sie unverzüglich nach dem Walde; jene aber waren nicht sobald von ihrer Gegenwart befreit, als sie nach Acajeta eilten und die Anzeige machten. Man hatte das Schießen dort gehört, ohne jedoch die wahre Ursache zu vermuthen.

Als die Damen ihre Erzählung beendigt hatten, fragte ich: ob der Räuber mit dem Todten auf seinem Pferde nicht ein großer Mann mit einer breiten Narbe über die Wange gewesen sei. Auf ihre Bejahung rief ich: „Der Schurke! Der eben

ist's, der mir den Dolch so oft in den Leib gestoßen hat! Doch, Gott sei Dank, ich habe wenigstens seinen Bruder umgebracht!" Meine bisher gemilderte Wuth gewann damit wieder das Uebergewicht über christlichere Gesinnungen, und ohne die Gegenwart der Damen wär' ich wohl noch minder bedenklich in der Wahl meiner Ausdrücke gewesen. Welch' sonderbare Leidenschaft um die Rache: blos die Gewißheit, Einige von den Spitzbuben in die andere Welt gesandt zu haben, gab mir auf einmal wieder mehr Kraft, als die wirksamsten Arzneimittel hätten thun können.

Ich erhielt darauf den Besuch der Dame und der Kammerjungfer, welche in einer Kutsche mit mir gereis't waren. Beide hatten seit unserer gemeinschaftlichen Befreiung nicht aufgehört, mir die rührendste Sorgfalt zu erweisen. Gleichwohl lastete auf der Jungfer der Vorwurf, mich den Räubern als denjenigen bezeichnet zu haben, dessen Karabiner ihre Reihen gelichtet. Das arme Mädchen bat mich demüthig um Verzeihung; sie sei, sagte sie, durch die Drohungen der Räuber so bestürzt gewesen, daß, wenn diese sie darum gefragt hätten, sie sich selbst als eine von denen angegeben haben würde, welche Feuer gegeben, so wenig dies auch in der Wirklichkeit der Fall war.

Wieder kehrten die Damen G. zu mir zurück, Muth und Hoffnung in mir aufrecht zu halten. Ich sagte ihnen, ich selbst glaubte mich ausser aller Gefahr, sobald ich nur einmal in Puebla sei. Waren sie schon über diese Zuversicht erstaunt, so waren sie's noch mehr, als sie vernahmen, daß mein Vertrauen sich auf eine Prophezeihung gründe.

Wirklich hatte mir, ehe ich mich auf's atlantische Meer begab, ein berühmter Astrolog in London das Horoscop gestellt, und meine Begebenheit mit den Räubern rechtfertigte seine Voraussagung. Schon als ich mich entschloß, Mexiko zu verlassen, geschah dies nicht ohne ein dunkles Vorgefühl bevorstehender Gefahr; mein Astrolog hatte mir nämlich gesagt: daß zu einer gewissen Zeit mein Leben zweimal auf dem Spiele stehen würde, und ich glaubte fest an die Richtigkeit des Horoscops. Der Astrolog selbst war ein sehr beglaubigter Mann in London, der mir meinen ganzen Lebenslauf in ziemlich bestimmten Ausdrücken

angab. Immerhin lache man über meine Leichtgläubigkeit; mir ist genug, hier die Sache selbst zu constatiren. Alles, was er mir als wahrscheinlich vorausgesagt, ist eingetroffen. Seinen Namen zu nennen, ist unnöthig; ich werde denselben aber Niemand verschweigen, der irgend Grund haben dürfte, mich hierum zu befragen.

Nach Beendigung der Messe, welcher meine Indianer beigewohnt, brachten diese eine Art Sänfte in's Zimmer, über welcher sich einige auf Reife gespannte Matten als Dach herzogen. Der Alcalde befahl, mich sammt meiner Matratze unverweilt auf die Sänfte zu legen, wo ich gegen Wind und Sonnenhitze denn wirklich gut genug geborgen war. Er hatte mit den Indianern ausgemacht, daß ich von ihnen bis Puebla, 20 Meilen von Acajeta, getragen würde. Der Träger waren sechszehn; je vier sollten einander alle Stunden ablösen und jeder für seine Mühe vier Realen (ungefähr zwei Franken fünfzig Centimes) erhalten. Im Augenblicke des Aufbruches erklärten sie, nur für sechs Realen die Sache auf sich nehmen zu können. Der Alcalde wollte sich dieser Forderung nicht fügen; und schon drohten die Indianer, mich in Acajeta liegen zu lassen; ich aber drang in den guten Mann, ihnen nur Alles zuzusagen und meine Abreise möglichst zu beschleunigen.

Ein neuer Vertrag wurde also geschlossen, nach welchem ich jene gleich bei meiner Ankunft in Puebla zahlen und sie mich in das dortige Hospital bringen sollten, falls ich mich bis dahin des Namens der Straße nicht entsonnen hätte, in welcher mein Freund, Don Juan de Palacios Truera, wohnte, auf dessen Hülfe und Gastfreundlichkeit ich mit Grund rechnete. So brachen wir denn auf; meine Träger hatten die Sänfte bald auf ihren Schultern zurecht gesetzt und machten sich mit starken Schritten auf den Weg. Von Zeit zu Zeit stillte ich meinen Durst mit Limonen, Orangen und ein wenig Wasser und Wein, was nicht ohne stärkende Wirkung auf mich war.

Die Indianer blieben ganz still, bis wir uns dem Saume des Waldes von Pinal näherten. Hier fingen sie leise unter einander zu sprechen an, und aus einigen Worten verstand ich,

daß es dem Orte zuging, wo die Räuber gestern auf uns gelauert hatten. Von Neuem wurde es still; hierauf, als wir uns ungefähr in der Mitte der Schlucht befanden, wandten sich die Indianer zur Seite, um die sich nebenher ziehende Höhe zu ersteigen, von wo sie bis Amasoque einen Nebenweg einzuschlagen gedachten. Plötzlich hörte ich in einiger Entfernung vor uns den Ruf; „Halt! Halt!“ Die Indianer setzten die Sänfte einen Augenblick nieder und ich vernahm den Hufschlag von Pferden, die im Galopp gegen uns hersprengten. Im ersten Augenblicke glaubte ich, die Banditen, welche gehört hätten, daß ich noch lebe, kämen, mir den Garaus zu machen. „Wer heißt uns hier halten?“ fragte ich die zunächst Stehenden.

„Wir wissen's nicht; aber sicherlich keine Räuber!“

Und schon ergoß sich ein Strom zahlloser Fragen auf die Indianer. „Wie ist das passirt? wo? an welchem Tage? in welcher Stunde?“ Nachdem jene hierauf, so gut es gehen wollte, geantwortet, fragte einer der Fremden mich selbst auf englisch: ob ich schwer verwundet sei. Wie süße Musik klang die Sprache meines Vaterlandes anfänglich an mein Ohr; aber schwach, wie ich war, vermochte ich nicht auf alle an mich gerichteten Fragen zu antworten. Ehe ich nur den Mund öffnen konnte, hatte mir der Freund bereits seine eigene Geschichte erzählt. Er war Bürger der Vereinigten Staaten, reiste in Handelsangelegenheiten und ging in diesem Augenblicke nach Vera-Cruz, um dort eine ansehnliche Ladung Mehl zu verkaufen. Bei einer halben Stunde hielt mich seine rücksichtslose Neugierde hin; ich starb beinahe vor Ungeduld und Ermattung. Endlich flehte ich ihn an, meine Indianer nicht länger aufzuhalten, und stellte ihm vor, daß, krank und verwundet, wie ich wäre, mir gewaltig viel daran liege, bald in Puebla anzukommen; der Bursche kümmerte sich aber wenig darum, ob ich todt oder lebendig anlangte, wenn nur seine Neugierde befriedigt wurde. Ich möchte ihn schelten, ihn zu allen Teufeln wünschen, er sah mich fest an, saß unbeweglich auf seinem Sattel und ließ sich meine Ungeduld nicht im Mindesten angelegen sein.

Endlich, nachdem man ihm zehn bis zwölf Mal meine Ge-

schichte erzählt, sagte er mir ein kurzes Lebewohl und setzte seinen Weg in vollem Galopp wieder fort, begleitet von der übrigen Reiterschaar. Zum zwanzigsten Male hieß ich meine Indianer aufbrechen, und sie leisteten jetzt willig Folge. Es war gegen vier Uhr Nachmittags, als wir in Amasoque ankamen. Kaum befanden wir uns in diesem Dorfe, als bereits ein großes Menschengewühl meine Sänfte umdrängte. Jeder wollte das Nähere von der Sache hören, von welcher bereits ein verworrenes Gerücht sich her verloren hatte, und noch einmal mußte man erzählen. Besonders die Neugier der Weiber schien auf den höchsten Grad gespannt. Einige hoben sogar die Matten über meinem Kopfe auf, wo ihnen denn mein bleiches, blutiges Gesicht entgegen blickte; beim Verbande in Acajeta war nämlich nichts vergessen worden, als das Blut abzuwaschen, welches auf mir klebte.

Ohne Zweifel hielt man mich in Amasoque, wie anderwärts, für einen Verfluchten. In der That wurden die Indianer von den Weibern gefragt: ob ich ein Christ sei, worauf diese antworteten, daß ich diesen Morgen vor ihren Augen die Sakramente der heiligen römischen Kirche empfangen hätte. Da ertönten alsbald Mitleidsrufe über mein trauriges Schicksal; von allen Seiten erklang: Pobrecito! Pobre Inglesito! ...... Los picaros de Ladrones! Die Frauen brachten mit um die Wette Orangen und andere Erfrischungen. Nach einer für meine Wünsche viel zu langen Pause machten wir uns wieder auf den Weg, unter den gutmüthigsten Abschiedsbezeugungen und rührendsten Anwünschungen einer glücklichen Reise.

Zwischen Amasoque und Puebla fingen meine Kräfte allgemach an, wieder nachzulassen. Ich fiel in eine Art Phantasiren, das bisweilen ernsthaften, bisweilen aber auch sehr lächerlichen Inhalts war, denn meine Indianer lachten laut darüber auf.

Die Abendkühle sänftigte mein Fieber etwas, und ganz kam ich wieder zu mir selbst, als ich das Zollhaus von Puebla erblickte. Auch hier wurden wir durch die Fragen der Zollwächter abermals eine gute Viertelstunde aufgehalten. Endlich konnten wir in die Stadt einziehen. Ich ließ mich an die Thüre

des Hauses bringen, wo mein Freund Trueva wohnte, und bald wurde ich sammt Sänfte und Trägern in den inneren Hofraum eingelassen. Unglücklicher Weise gab man an diesem Abende im Theater ein ungewöhnliches Stück — den Barbier von Sevilla —, welchem Trueva beiwohnte. Zum ersten Male in meinem Leben fluchte ich auf Rossini und seine Musik. Doch kehrte Jener noch ziemlich bald zurück, da er durch ein verwirrtes Gerücht vernommen, einer seiner englischen Freunde sei eben halb todt in sein Haus gebracht worden, und Räuber hätten die anderen Reisenden, welche Puebla vor wenigen Tagen verlassen, im Walde von Pinal insgesammt niedergemetzelt. Ich bestätigte den traurigen Bericht, und er ließ mich, ohne mich länger mit Fragen zu quälen, unverzüglich in ein gutes Bette bringen. Jetzt zuerst, seit meinem Unglücke, erhielt ich den Besuch eines Wundarztes, der meine Verletzungen mit der größten Sorgfalt untersuchte. Jede Wunde wurde verbunden; nachdem Verbande, der über eine Stunde dauerte, ließ man mich etwas ruhen. (Dickson).

Mexikanische Räuber *).

Der Gouverneur von Tlascala hatte mir ein Empfehlungsschreiben an den Befehlshaber der Besatzung von Huamantla gegeben, wohin ich mich zu verfügen Willens war; Abends vor meiner Abreise ließ er mich jedoch noch einmal zu sich kommen, sagte mir, daß jene Straße durch Räuber gefährdet sei, und rieth mir, den besuchteren Weg nach Puebla einzuschlagen.

*) Nicht ferne von der Gegend, wo Dickson von Räubern angefallen wurde, erfuhr einige Jahre früher Beltrami dasselbe Schicksal. Als Vervollständigung des durch Dickson gegebenen Gemäldes wird Beltrami's Bericht nicht unerwünscht sein.

Ich hatte meine Einwendungen, mußte aber zuletzt den von ihm vorgebrachten Gründen nachgeben. So hieß ich denn am folgenden Tage meinen Diener mit meinem Gepäcke, in Gesellschaft eines Hauptmannes von der Miliz, der sich ebenfalls nach Puebla verfügte, voraus gehen. Ich selbst besorgte noch ein Geschäft und machte mich erst zwei Stunden nach Jenen auf den Weg. Noch waren keine drei Meilen von Tlascala an zurückgelegt, als ich drei sehr wohl berittene Männer auf mich zukommen sah, die sämmtlich das Ansehen von Caballeros (Leuten von Rang, Herren) hatten; ich hielt an, um sie zu fragen, ob sie etwa meinem vorausgegangenen Bedienten begegnet seien; ohne mich aber zum Worte kommen zu lassen, umringten mich plötzlich alle Drei. Vor Verwunderung war ich starr und stumm; instinktmäßig legte ich die Hand an die Flinte, die vorne an meinem Sattel hing; aber zu spät! Bereits haben mich Zwei auf beiden Seiten gefaßt und der Dritte wirft mir die Schlinge um den Hals, mit welcher er mich alsbald vom Pferde zieht. Mit der Pistole in der Hand bemächtigen sie sich auch meines Degens und führen mich unter Drohungen am Stricke weiter. Ihre erste Frage war noch meinem Gepäcke. Ich hatte meine sämmtlichen Mineralien von Mexiko nach Alvaredo geschickt; zwei Kistchen voll aber, welche ich seitdem wieder gesammelt, waren mit meinem Reisegeräthe auf ein Maulthier gepackt worden. Ohne Zweifel hatten die Räuber dieselben in Tlascala, wo ein Fremder Aller Augen auf sich zieht, bemerkt, sie für Geldkisten gehalten und, diese abzupassen, sich auf den Weg gemacht.

Mir blieb Fassung genug, ihnen zu antworten, mein Gepäcke, das der Wahrheit nach voraus war, komme erst hinter mir her. — „Warum?“ — Der Gouverneur wollte demselben eine Bedeckung mitgeben. — „Wie kommt's, daß es so lange ausbleibt?“ — Die Soldaten mußten zuerst ihre Pferde von der Waide holen: einstweilen ritt ich langsam voran. — „Wie stark ist die Bedeckung?“ — Ich weiß nicht; ich hab' dies dem Gutbefinden des Gouverneurs überlassen. — „Gib uns Deine Uhr!“ — Hier. — „Gib uns Dein Geld!“ —

Ich gab ihnen einige Piaster, welche ich in der Westentasche hatte; da sie aber artig genug waren, mich nicht auszusuchen, hielt ich nicht für nöthig, auch ein Duzend Dublonen zu überreichen, die sich in meinen Pantalons befanden, und verwies ihre Hoffnungen auf mein Gepäcke.

Sie geboten mir, ihnen zu folgen. Umsonst machte ich sie auf die Unnöthigkeit der um meinen Hals geschlungenen Schleife aufmerksam, und versicherte, daß ich auch ohne dieselbe gut zulaufen würde. — „Marsch, Picaro! (Schurke)“ riefen sie. — Gut, Caballeros, erwiederte ich. Sie führten mich in eine tiefe Baranca (Schlucht). Hier wollten mir zwei derselben Hände und Füße mit der Schnur, die mir bereits um den Hals hing, zusammenbinden. Dagegen wehrte ich mich wie ein Verzweifelter. Erstaunt hielten sie einen Augenblick an, was ich benutzte, ihnen mit lauter Stimme zu erklären, daß sie mich, wenn sie wollten, tödten könnten, daß ich aber nie zugeben würde, von ihnen, wie der Heiland von den Juden, mit Stricken gebunden zu werden. Dies veranlaßte zunächst einen Streit über mein Christenthum; sie hielten mich nämlich für einen Engländer, und jeder Engländer ist in den Augen dieses Volkes ein Ungläubiger; gleichwohl gingen sie zuletzt auf meine Gründe ein und ließen mich ungeknebelt zurück, gegen Abforderung meines Ehrenwortes, mich nicht von der Stelle zu rühren, widrigenfalls sie mich mit meiner eigenen Flinte erschießen würden.

Sie ritten auf eine kleine Anhöhe, wahrscheinlich, um die Annäherung meines Gepäckes schon aus der Ferne zu bemerken. Blieb ich, und sie überzeugten sich zuletzt, daß das Gepäcke bereits vorüber war: welcher Gefahr mußte mich da ihre Wuth aussetzen! Floh ich dagegen, und wurde, wie nur zu wahrscheinlich, durch ihre guten Pferde eingeholt, so war es nicht weniger um meine Haut geschehen. Doch dünkte mir bei der Flucht irgend ein glücklicher Zufall immer noch möglicher, als wenn ich blieb. So entschloß ich mich denn schnell, rannte nach meinem Pferde, das sie mit dem Halfter an einen Baum, nicht weit von mir, gebunden hatten; durchschnitt den Halfter

mit meinem Federmesser, das mir nicht genommen worden war, und jagte im vollem Galopp, dem Thiere beide Sporen in den Leib bohrend und es mit lautem Rufe antreibend, davon. Die arme Rosinante, ermattet und hinkend von der langen Reise, wäre gleichwohl bald eingeholt gewesen, wenn sich nicht glücklicher Weise Vorübergehende gezeigt hätten; worauf meine Caballeros umwandten.

Wie aber mochte wohl mein vorangesandtes Gepäcke den Räubern entgangen sein, die sicherlich seit dem frühesten Morgen gepaßt hatten? Da ich einen großen Strohhut trug, den man schon von ferne bemerkte, und ein weißes Pferd ritt, so hielten sie mich für das Zeichen der ankommenden Beute, und hatten mein Gepäcke, das von einem Caballero des Landes begleitet wurde, den sie ohne Zweifel kannten, für ein diesem gehöriges, unbedeutendes Gut genommen. Wie aber hatten sie in Erfahrung gebracht, daß der Weg nach Huamantla von mir aufgegeben und derjenige nach Puebla gewählt worden war? Hier muß ich wohl sagen: die Wände haben Ohren! denn ich hatte mit Niemand darüber gesprochen, als mit dem Gouverneur.

In der Mühle von Topoyanco hielt ich an und forderte die Bewohner auf, mit mir den Räubern nachzusetzen. Beinahe aber hätten mir jene in's Gesicht gelacht; die Wegelagerer mochten wohl gar zu ihnen selbst gehört haben. So setzte ich denn meinen Ritt nach Puebla fort, wo ich mein Gepäcke wohlbehalten antraf. Meine Geschichte machte daselbst großen Lärm. Der Gouverneur ließ meinen Bericht zu Protokoll nehmen. Wie es schien, war der eine Räuber, der fortwährend auf meinen Tod angetragen hatte, wozu aber die beiden anderen sich nicht verstehen wollten, der berüchtigte Vincente Gomes.

Ueber diesen furchtbaren Menschen hier noch einige Worte:

Gomes, der während des Krieges für die Unabhängigkeit bald als Patriot, bald als Aufwiegler, bald als Verräther aufgetreten war, durchzog lange Zeit die Provinz Tlascala an der Spitze einer Räuberhorde, indem er sich das Ansehen gab,

zum Besten des Landes einen Kampf gegen die Regierung zu führen, welche er nöthigen wolle, alle Spanier zu versagen. Unter diesem Vorwande wurde von seiner Schaar Mord und Raub nach allen Seiten getragen. Um ihn näher zu bezeichnen, möge hier die Thatsache stehen, daß er die Spanier, welche während der Revolution in seine Hände fielen, sämmtlich tödtete, oder, wenn er je Gnade gab, sie wenigstens entmannte, damit zum Mindesten ihr Geschlecht nicht fortgepflanzt würde.

Die Grotte von Cacahuamilpa.

Bis zum Jahre 1635 blieb diese Grotte unbekannt oder vergessen; selbst die Eingebornen näherten sich ihr nicht, weil sie sie für den Aufenthalt eines bösen Geistes unter der Gestalt eines Ziegenbocks hielten. Doch mag sie den alten Mexikanern zu religiösem Gebrauche gedient haben, denn auf einer Anhöhe, ihrem Eingange gegenüber, sieht man noch Reste einer abgeschnittenen Pyramide oder eines vielleicht dem Geiste, welcher in der Grotte wohnt, gewidmeten Teocali, und in der That war die Verehrung der unterirdischen Oerter sehr ausgebreitet unter den Tolteken, indem die Geschichte derselben ihren Ursprung selbst aus einem solchen Orte, die sieben Höhlen genannt, herleitet.

Südlich von der Hauptstadt Mexiko in dem gleichnamigen Departement liegt der District Tasco — eine Gemeinde welche 17,000 Einwohner in 17 Ortschaften begreift; eine derselben ist Cacahuamilpa. In dessen Nähe streift ein Gebirge, welches an seinem Fuße, bei einer Höhe von 2100 Ellen über dem Meere, einer mittleren Temperatur von 20—21° des hundertgradigen Thermometers genießt, es ist meistens aus Grauwacke, hie und da mit Metallmuttern gebildet. Der Boden ist uneben,

steinig, unfruchtbar, mit Ausnahme einer kleinen Ebene, welche ein Bach bewässert, nachdem er sich zuerst in ungeheuere Abgründe gestürzt, und durch eine kleine Oeffnung in dem Felsen bis an den Fuß des Berges durchgedrängt hat. Der frische Dunst in einem so heißen Klima scheint selbst die Felsen zu befruchten, hier ein Strauch, dort ein Nopal hängt sanft gebogen über die Ufer des Baches. Diese werden niedriger und erlauben über denselben zu setzen; bald entdeckt man von einer Anhöhe eine Höhlung im Fuße des Berges, deren ungeheuere Dimensionen zunehmen, je näher man herankommt. Sie beträgt 28 Ellen Höhe und 50 Ellen Breite, große Felsenstücke, welche nach architektonischer Regel und in ihrer Stellung abwechseln, bilden ihren Bogen, und zu beiden Seiten scheinen die krummlinigen, aber parallelen Felsbogen angelegte Schwibbogen zu sein, um die Festigkeit des Thores zu versichern.

Auf einem jähen Abhange, der jedoch ungeachtet der Fragmente von Felsen und Stalaktiten nicht sehr schwierig ist, gleitet der Besucher 30 Ellen tief hinab und sieht sich fast augenblicklich von der Finsterniß umgeben, welche das Fackellicht umsonst zu zerstreuen sucht. Unwillkührlich wendet er den Blick nach dem Eingange und sucht das Tageslicht, von welchem ein Flimmer wie die erste Morgendämmerung durchbricht. Er schließt die Augen gleichsam um einen Uebergang zu dem künstlichen Lichte zu machen, und wenn er sie wieder öffnet, genießt er wie durch einen Zauber eine tiefe Einsicht in den Saal, dessen Dimensionen er nicht gleich erkennen kann, welche aber, wenn man sie mißt, ein Oval von 60 Ellen Länge, 54 Ellen Breite und beinahe eben so viele Ellen Höhe bilden. Ist der Blick durch die Betrachtung so großer Ausdehnungen ermüdet, so verlegt er sich auf die Untersuchung der Details und jeder Gegenstand scheint mit Vorzug seine Aufmerksamkeit zu verdienen. Glänzende Krystallisationen, wie Vorhänge von dunkeln Felsen herabhängend, weiße Stalagmiten in interessanter Unordnung auf den Boden hingeworfen, erwecken seine Bewunderung, aber das Schweigen und die Finsterniß dieses majestätischen Ortes, die Verlängerung der Höhle und ihre sonderbaren For-

men, die hundertfach sich verändernde Gestalt der Schatten, je nach dem Wiederscheine der Fackeln, füllen seine Einbildungskraft mit Täuschungen, die selbst bei einer wiederholten Beobachtung nicht vergehen und oft nur noch stärker werden. Hier erscheint ihm ein Geist in ein alabasternes Leintuch gehüllt, dort ein verfallendes Grabmahl mit Cypressen, bald sieht er ein Becken mit rieselndem Krystallwasser, bald eine schlanke Säule, die ihr Capitäl in der Dachwölbung verbirgt, bald einen Palmbaum, dessen Zweige unter der Last des Schnee's erliegen; tausend kolossale und ungewöhnliche Gestalten bringen die Erzählungen seiner Amme oder die Vorurtheile seiner abergläubischen Erziehung in's Leben. Unter allen diesen Dingen unterscheidet er vorzüglich zwei Säulen von 6 und 9 Ellen Höhe, und eine dritte am Eingange nur $1^1/_2$ Elle hoch, welche aber durch eine gewisse Aehnlichkeit zu der Fabel von dem bezauberten Bocke, der den Eingang vertheidigt, Veranlassung gegeben hat. Diese drei Stücke erhalten einiges Licht von ihren Umgebungen, wenn die Sonne gerade vor dem Eingange der Grotte steht.

Andere, mehr positive, Besorgnisse flößen dem Beobachter die Risse in den enormen Felsen ein, welche das Gewölbe über seinem Haupte bilden. Die furchtbare Stille, welche gewöhnlich nur das Fallen der Tropfen unterbricht, verwandelt sich zuweilen in ein langes, kräftiges und trauervolles Echo, welches hier durch das geringste Geräusch, um so mehr durch den Sturz eines losgerissenen Felsenstückes verursacht wird; der feuchte und schlüpfrige Boden am Rande schrecklicher Abgründe, die Anhäufungen von Felsen oder losgebrochenem Schutte, welche eine schnelle Flucht unmöglich machen würden, erinnern den Wanderer an die Gefahr, in die er sich eingelassen hat.

Aber die Neugierde überwindet Alles, und Keiner begnügt sich mit der Besuchung des beschriebenen Saales, welcher, so zu sagen, nur eine Vorhalle ist. Wir drangen in eine Gallerie ein, deren Richtung 71° West ist; ein majestätischer Gang führt in einen Raum, dessen Gränzen man nicht absieht. Man sieht sogleich zur rechten Hand eine Art Staffelwerk, wie das einer Cascade, in welchem der Kalkspath das Ansehen eines gelblichen,

glänzenden, gefrornen Wassers auf einem Fond von Krystall annimmt, weiterhin hohe Baumstrünke, unter anderen einen von 8 Ellen Höhe, dessen Blätter die des Acanthus nachahmen. Das Wasser, welches durch die obere Auflage von Kalkstein in die Feldsteine herabdringt, zeigt einen Tropfen, der, durch die Ausdünstung seiner Feuchtigkeit entledigt, sich in eine Glasperle verwandelt: eine setzt sich an die andere an, so bilden sich Schnüre an den Wänden und Stalaktiten am Dache; andere Tropfen, welche weniger Kalk enthalten, und in ihrer Bewegung viele Aehnlichkeit mit den triefenden Regenkanälen haben, fallen auf den Boden und bilden eine Art von Blüthenkohl mit abgerundeten Warzen, die in ihrem Innern immer krystallisirtes Wasser enthalten; die völlig durchsichtigen sind weiß, die dichteren ockergelb. Zuweilen vereinigen sich die Stalagmiten mit den Stalaktiten und bilden Säulen, welche das Dach zu unterstützen scheinen. Eine pyramidenförmige Masse von 30 Ellen Grundlage streckt ihre Spitze gegen die himmelhohe Wölbung, wo sie das Auge nicht mehr erreichen kann. Andere Massen stellen sich stufenweise zur Rechten auf bis zum Ende des Saales, dessen Länge 120 Ellen beträgt.

Ein majestätischer, obgleich unregelmäßiger Bogen ladet zum Eintritte in einen anderen Saal ein, wo zwei ungeheuere Stalaktiten von 4 Ellen Höhe und 2/3 Ellen Durchmesser, die sich vom Gewölbe losgerissen haben, auffallend an die Gefahr, der man ausgesetzt ist, erinnern. Die Stalagmiten sind hier meistens pyramidenförmig. Ein anderes Stück hat vollkommene Aehnlichkeit mit einem gefrornen Bache, in welchem man noch einige bewegliche Eisschollen entdeckt, wie an den Quellbecken in den nordischen Ländern beim Sonnenaufgange im Frühjahre. Der Fackelschein, welcher an dem hier durchsichtigen, dort Funken sprühenden Alabaster abprallt, bringt dieselbe Wirkung hervor, wie das Licht, durch das Prisma zersetzt oder von einem Diamanten zurückgeschlagen. Die phantastischen Täuschungen vervielfältigen sich, wenn man die Seitenmauern untersucht. Eine Mumie, mit einem weißen Schweißtuche bedeckt, und deren trockene und fleischlose Formen genau nachgebildet sind, be-

findet sich nicht weit von der Figur eines Greises mit langem weißem Barte, der ein Kind auf den Armen hält, und dessen Draperie unsere alten in Stein gehauene Patriarchen nachahmt. Dieser Saal ist 28—30 Ellen lang und endigt mit einem Amphitheater, dessen Grundlage eine am Fuße 13 Ellen breite und 32 Ellen hohe, abgeschnittene Pyramide ist, eine der großartigsten Schöpfungen, welche man im Schooße der Erde antreffen kann.

In einer anderen Gallerie bewundert man nicht nur die Wirkung des Lichtes, dessen Wiederschein in den glänzenden Spitzen der höchsten Stalagmiten jene Irrwische nachahmt, die den Reisenden zuweilen in einer finsteren Sturmnacht blenden, sondern auch die optische Täuschung, welche aus der Disposition der Massen und der wenigstens 70 Ellen hohen und nur mit Raketen zu entdeckenden Wölbung entspringt. Alles erscheint in vergrössertem Maßstabe: der Saal scheint unermeßlich, obgleich man sich überzeugen kann, daß er nur 103 Ellen lang und 55 Ellen breit ist.

An diese Gallerie stößt eine andere in der Richtung nordnordost, welche gleichsam eine andere Region zu sein scheint. Die Stalagmiten auf dem Boden sind zahlreicher und größer, an der Wand erhebt sich bogenförmig ein Karnies, oder Gang, von welchem aus man einen cirkelförmigen Horizont von 60 Ellen Durchmesser umfaßt. Eine Menge Säulen und Contreforts unterstützen den Gang, aber plötzlich zernichtet ein unregelmäßiger Einschnitt das Vergnügen des Besteigers, der sich nun am Rande schreckbarer Abgründe sieht. Man kehrt eilig zurück und begnügt sich, dieses prächtige Schauspiel von unten auf zu genießen. Bald befindet man sich am Fuße eines Alabasterberges, der unsere Schritte hemmt. Seine Abhänge sind mit sandiger und sehr feuchter Erde bedeckt, in welcher man sich zuweilen tief vergräbt; endlich nach vieler Anstrengung entdeckt man mit Hülfe der Fackeln den Gipfel, mit schneeweißen Bäumen bedeckt, und in seinem Mittelpunkte einen wirklichen Brunnen, von welchem krystallreines Wasser aufspringt, enthaltend. Man bemerkt nun, daß der Hügel, den man bestiegen, wenig=

stens 84 Ellen Durchmesser hat und überlegt die Unbequemlichkeit und Gefährlichkeit des Rückweges. Die Einbildungskraft ermüdet, das Verlangen nach frischer Luft ertödtet die Begeisterung, man sucht nur die gangbarsten Wege, auf denen man sich kaum aufhält, um die vorigen Beobachtungen zu berichtigen, während die feuchten Dünste und Ermüdung dem Wanderer zuweilen das Gesicht benehmen, so daß er die Wölbung und die ihn umgebenden Gegenstände, ja nicht einmal das Fackellicht unterscheiden kann.

In jeder Gallerie gibt es unzählige mehr oder minder zugängliche Oeffnungen und Gänge, je nach der Stellung der Gruppen. Der Boden ist an einigen Stellen eben, an anderen voll von kleinen konischen Löchern; man tritt auf den nackten Felsen, oder auf Kalkmaterien, oder auf Stalagmiten, die sich entweder erst bilden, oder sich schon in unzählige bonbonförmige Kügelchen zersetzt haben. In ihren Formen, Farben und in den Graden ihres Glanzes herrscht eine unendliche Mannigfaltigkeit: einige geben, wenn man sie berührt, einen starken und langen Schall, wie der einer helltönenden Glocke, von sich. Wir waren beinahe eine Meile weit vom Eingange vorgedrungen, und die wunderbare Menge von zerstreuten Felsstücken, so wie die zunehmende Gefahr würden ein weiteres Fortschreiten beinahe unmöglich gemacht haben. Die volle Ausdehnung der Höhle ist noch nicht untersucht, so wie man auch nicht weiß, ob sie außer dem erwähnten Eingange andere Communicationen hat.

In einem der letzten Säle hat man bei der zweiten Untersuchung ein Menschenskelett, auf der linken Seite liegend, entdeckt; die dem Anscheine nach wohlerhaltenen Gebeine zerfielen, als man sie berührte. Der Schädel war da, wo er auf dem Boden auflag, mit einer glänzenden Krystallisation bedeckt, dies war auch mit den Scherben eines irdenen, in einem der ersten Säle aufgefundenen Gefäßes der Fall gewesen. Ein solcher Scherben wird in einem der besten Naturalienkabinete von Mexiko aufbewahrt.

Die Fledermäuse sind die einzigen lebenden Geschöpfe,

welche die Grotte, nahe bei ihrem Eingange, bewohnen. Die neuesten Forscher hörten jedoch das Gezisch einer Klapperschlange, und in der ersten Nacht, die sie in der Höhle zubrachten, nachdem ein dreimal wiederholtes, von dem Wiederhalle furchtbar vermehrtes Gebrüll erschollen, zeigte sich ein Leopard, der bei dem Anblicke der Fackeln, die sie neben sich hatten, stehen blieb, und nachdem er sie eine Weile aufmerksam und mürrisch betrachtet, wieder den Rückweg nahm. Noch zweimal kehrte er wieder, hielt sich aber auf einer hinlänglichen Entfernung, um den Reisenden nicht eben große Furcht einzujagen. Indessen war ihnen dieser Besuch um so unangenehmer, da sie von ihren Feuergewehren keinen Gebrauch machen konnten, weil sie befürchten mußten, daß der Knall den Sturz der losen Felsstücke beschleunigte.

Die bevorstehende Beschreibung verdankt man der mündlichen Erzählung des Barons Croz, französischen Legations-Secretärs in Mexiko, und des Herrn Manuel Velasquez de la Cadena, so wie auch den Aufzeichnungen des Barons René de Pedreauville und des Herrn Ignaz Serrano, welcher die Expedition als Zeichner begleitete. Man sieht aus denselben, daß diese Grotte noch merkwürdiger ist, als die von Juacaro in Venezuela, die von St. Patrik in Irland, von Derby in England und andere, die eines großen Rufes genießen. (Journal de la Marine.)

Die Leichenfeierlichkeiten und die Tänze der Indianer.

Auf meinen Wanderungen durch die Gebirge auf der östlichen Seite des Vulkanes Orizaba, auch Citlaltepetl genannt hatte ich mich eines Nachmittags vom rechten Wege verirrt und

befand mich bald in einem dichten Walde. Ausser der großen Straße von Vera-Cruz nach Mexiko gibt es nämlich in diesem Lande keine ordentlichen Wege, und darum kann man sich sehr leicht verirren.

Ich wollte nicht umkehren, da ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatte, auf den rechten Weg zurückzukommen, und da mein Maulthiertreiber behauptete, daß der schmale Fußpfad, den wir eingeschlagen hatten, in ein Dorf führen müsse. Lange Zeit zogen wir an dem Rande eines waldigen Hügels hin, ohne auf angebautes Land zu treffen, und schon wollte die Sonne hinter den Gebirgen untergehen, als der Schall einer Glocke uns anzeigte, daß wir uns einem Dorfe näherten.

Bei einbrechender Dämmerung stiegen wir in ein kleines Dorf herab, dessen Lage reizend war. Der Engpaß, den wir zuletzt verfolgt hatten, erweiterte sich hier und bildete ein Thal von ungefähr 3000 Fuß in der Länge und 1200 Fuß in der Breite; ein ansehnlicher, von alten Sabinos bekränzter Bach schlängelte sich durch das Thal und bewässerte einen fruchtbaren Boden, und das Dorf selbst lag in einem Dickicht von Fruchtbäumen, hauptsächlich Orangen, Bananen, Acanates, Chirimojas, Sapotes. Die darin befindlichen Häuser waren nicht aneinander gebaut, sondern es war immer ein bedeutender Raum dazwischen, und jede Wohnung war noch besonders, von Orangen, Bananen und payagas umgeben. Die Rosenbäume und mehrere andere Blumen, die noch ausserdem um viele Häuser gepflanzt waren, zeigten mir an, daß ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung aus Indianern bestand, welche das Aeußere ihrer Wohnungen auf diese Weise auszuschmücken pflegen. Ich nahm meinen Weg nach der Kirche zu in deren Nähe sich immer tiendas (große und kleine Buden) finden, wo man die nöthigen Bedürfnisse für sich und für die Lastthiere kaufen kann. Auch wohnen hier gewöhnlich die angeseheneren Leute des Ortes, bei denen man ein Unterkommen findet. Ich erhielt ein solches mit leichter Mühe in einem benachbarten Hause. Mein Wirth war ein freundlicher Mann von ungefähr 40 Jahren. Er war nicht ganz weiß, aber auch kein Indianer, und mochte

zu den Farbigen gehören, welche man hier trigeños nennt. Obschon er seinem Stande nach Landbebauer war, so konnte er doch lesen und schreiben, und war damals Alcalde des Dorfes. Seine Frau, von weißerer Farbe als er, und noch ziemlich frisch, beeilte sich, mir ein Abendessen zu bereiten, und ihre beiden recht hübschen Töchter gingen ihr dabei zur Hand.

Ich trat unterdessen vor das Haus und setzte mich auf eine Matte von Palmblättern. Es war eine ruhige, herrliche Nacht in den ersten Tagen des März; die in voller Blüthe stehenden Orangenbäume hauchten ihre Wohlgerüche aus, der Himmel war von keiner Wolke getrübt und kein Lüftchen bewegte die Atmosphäre. Alles war in tiefer Ruhe, nur eine Zinzontle ließ aus dem Dunkel der Bäume ihren Gesang ertönen, der bis in mein Innerstes drang und mir das Bild so vieler glücklichen Tage, die ich in meinem Vaterlande verlebt hatte, im Geiste vorführte.

Jetzt ging der Mond hinter den benachbarten Gebirgen auf und warf sein magisches Licht auf die majestätischen Bäume, welche die Kirche umgaben. Meine Augen ruhten traurig auf dem hohen Gebäude, denn so hatte ich in meiner Jugend oft die Kirche in meinem Geburtsorte gesehen.

Aus meiner Träumerei wurde ich durch die Töne eines Saiteninstrumentes geweckt, die von der linken Seite der Kirche herzukommen schienen. Gleich darauf bemerkte ich zwischen den Bäumen eine Prozession mit brennenden Fackeln, die sich langsam dem heiligen Orte näherte.

„Ist dieß ein Leichenbegängniß?“ fragte ich meinen Wirth, der sich zu mir gesellt hatte.

„Ja,“ entgegnete er, „es ist das Leichenbegängniß einer jungen Indianerin. Wenn es Euch gefällig ist, so können wir es in der Nähe mit ansehen.“

Ich nahm seinen Vorschlag gerne an, und wir begaben uns auf den Kirchhof, welcher in allen indianischen Dörfern sehr rein gehalten wird und mit Bäumen bepflanzt ist. Die Prozession zog so eben ein. Zuerst kamen zwei Männer mit Guitarren, worauf sie von Zeit zu Zeit gewisse Akkorde griffen,

dann erschien ein Anderer, welcher ein großes, hölzernes Kreuz trug, und diesem folgte, da in dem Dorfe kein Pfarrer wohnte, ein Indianer, welcher ein aufgeschlagenes Buch in der Hand hielt, worin er leise zu lesen schien. Hierauf kamen zwei andere Personen, welche die Functionen von Sacristanen verrichteten und den Weihkessel und den Weihwedel trugen. Hinter ihnen erblickte man die Leiche, welche von vier Indianern auf einer Matte getragen wurde, dann folgten mehrere Weiber, welche Blumen und eine thönerne Räucherpfanne von ganz besonderer Form trugen, und endlich schloß den Zug ein Haufe Männer und Frauen, welche Pechfackeln in den Händen hatten und stillschweigend einherschritten.

Als man an der Begräbnißstätte angelangt war, wurde die Leiche neben der Gruft niedergelassen; sie gehörte einem jungen Mädchen von ungefähr 15 Jahren an. Auf dem Kopfe hatte sie einen Blumenkranz, und angethan war sie mit einem weißen Kleide, welches mit bunten Papierstreifen und mit Flittergold besetzt war.

Die Frauen, welche dem Leichenbegängnisse beiwohnten, gingen nun einigemal um die Gruft und um die Todte herum, wobei sie ein leises Gemurmel hören ließen; dann folgten Sprengungen mit Weihwasser nach dem Gebrauche der katholischen Kirche.

Jetzt trat der Vater der Verstorbenen zu den Füßen seiner Tochter hin und richtete, unter Weinen und Schluchzen, einige Abschiedsworte an sie, die mit lebendigem Ausdrucke gesprochen und von gleichen Gesten begleitet wurden. Dann umarmte er sie, küßte sie mehrmals auf die Stirne, auf die Brust und auf die Füße, und einige der nächsten Verwandten thaten ein Gleiches.

Als dies vorüber war, senkte man die Leiche in die Gruft. Der Vater sprach von Neuem einige Abschiedsworte und warf ein paar große Steine in die Grube. Die übrigen Verwandten streuten der Reihe nach eine Hand voll Erde hinein, dann wurde das Grab zugeschüttet.

Zum Schluße wurden einige brennende Fackeln auf die

Gruft gestreckt und Blumen gestreut, worauf man sich in derselben Weise, wie man gekommen war, wieder entfernte.

Ich fragte nun meinen Wirth, ob dem Leichenbegängniße nicht noch andere besondere Ceremonieen vorausgingen. „Allerdings,“ gab er zur Antwort, „und ich wünschte, Ihr könntet einmal Alles mit ansehen, denn in Eurem Lande mag es wohl ganz anders sein.“ Der Platz, wo der Leichnam liegt, wird so viel wie möglich mit Matten, Tüchern und Blumen ausgeschmückt, und die Leiche selbst, welche in einer Ecke liegt, noch besonders mit Blumen und Kerzen umgeben. Am Abende vor der Beerdigung kommen alle Nachbarn, Bekannte und Verwandte des Hauses und machen einen stillschweigenden Besuch. Besonders erscheinen die Frauen in großer Anzahl, welche sich vor die Leiche setzen, sie anstarren und sich leise über sie unterhalten. Der Hausherr reicht Speise und Trank, besonders Branntwein, Pulque und Tepache, herum. Nach dem Gebete, welches mit eintretender Dunkelheit gesprochen wird, kommt Musik, und man singt und tanzt die ganze Nacht hindurch. „Unser Pfarrer, ein sehr strenger Mann,“ fügte mein Wirth hinzu, „hat diesen Gebrauch schon oft untersagt, aber er besteht dessen ungeachtet noch fort. Wenn ein kleines Kind stirbt, so tanzen wir Weißen ebenfalls, denn alsdann kann man sich nur darüber freuen, daß das kleine Wesen in dem Zustande der Unschuld in den Himmel gekommen ist.“

Unter diesen Gesprächen waren wir wieder in unserer Wohnung angelangt, wo uns das Abendessen erwartete. In diesem Lande macht man schneller Bekanntschaft mit den Bewohnern, als bei uns; sie sind lebendiger und aufgeweckter, als unsere Landleute, und dazu nicht so plump. Der Bewohner der ärmsten Hütte sagt zu dem Fremden: „Herr, mein Haus und Alles, was ich besitze, steht zu Euerem Dienste; seid zufrieden mit dem, was ein Armer anbieten kann.“ So war auch mein Wirth, Don Diego, der schnell mein guter Freund wurde, als er von mir hörte, ich sei ein Deutscher und ein guter Christ.

Mein Diego richtete nun eine Menge Fragen an mich, und bald fragte er: ob Deutschland in Spanien liege, ob es an

tinajas (die Weinkrüge), el mono (den Affen), el costillo, la Marica, Sir José, el colorado etc. In der Hauptsache gleichen sich diese Tänze sehr und unterscheiden sich eigentlich nur durch den Gesang und die Figuren.

Man muß geraume Zeit in diesem Lande gelebt und sich mit den Sitten der Bewohner vertraut gemacht haben, wenn man an mehreren dieser Tänze kein Aegerniß nehmen will. Es sind dieselben, die in dem Prozesse der Königin von England öfters erwähnt werden.

Sämmtliche Tänze sind nicht so rasch und so ermüdend, wie z. B. unsere Walzer. Deshalb nehmen nicht blos die jungen Leute, sondern auch ältere Männer und Frauen daran Theil, und vorzüglich die Letzteren sind es, welche die unanständigsten Stellungen machen.

Aber nicht alle Tänze beleidigen das Schamgefühl. Viele sind sehr niedlich und unterhaltend, wie z. B. die Malagenio, wobei der Tänzer und die Tänzerin nach einer gegebenen Melodie abwechselnd scherzhafte Strophen singen, oder ein anderer Tanz, bei welchem der Tänzer irgend einen Witz zum Besten geben oder irgend einen Vers improvisiren muß. Alle Anwesenden müssen daran Theil nehmen.

Da ich oben von den eigentlichen indianischen Tänzen gesprochen habe, so will ich auch über diese einige Bemerkungen mittheilen.

In allen indianischen Dörfern werden an den religiösen Festen, besonders an dem Feste des Kirchenheiligen, mimische Tänze, vorzugsweise danzas genannt, aufgeführt. Bei diesen wird nicht gesungen und nicht gesprochen und sie unterscheiden sich sehr von den ursprünglich spanischen Tänzen. In ihre Zahl gehört vor allen der Tanz malinche. Nach einer alten mexikanischen Sage war Malinche die Geliebte Montezuma's, welcher ihr zu Ehren mehrere Feste einsetzte. Die Namen derselben und der Tanz sind bis auf unsere Zeiten gekommen, nicht aber die genauere Geschichte. Man muß gestehen, daß der Tanz, welcher von eilf Männern und einer Frau aufgeführt wird, allerliebst ist. Ein junges Mädchen stellt die Malinche vor, ein

Mann den Montezuma (el monarca), ein Narr, el viejo (der Alte) darf natürlich auch nicht fehlen, dieser hält eine mit Stroh überflochtene Heugabel in der Hand. Die Tanzenden stellen sich zuerst in zwei Reihen auf und vor ihnen sitzt Montezuma und seine Geliebte. Das Costume ist indianisch, nur bizarrer, wie gewöhnlich, und namentlich mit Goldflittern und Bändern versehen. In der einen Hand haben sie eine Klapper, in der anderen einen Fächer von Federn. Der Tanz beginnt langsam, die Tanzenden schreiten im Takte vorwärts, machen drei Touren und fallen dem Monarchen zu Füßen. Nachher bildet man wieder verschiedene Chainen und überreicht sodann der Malinche einen Fächer. Nun fängt diese an zu tanzen, zunächst allein, dann mit Montezuma. Zum Schlusse steckt man eine mit bunten Farben bemalte Stange in die Erde, auf deren Spitze eben so viel lange Bänder befestigt werden, als Tanzende vorhanden sind. Die Letzteren ergreifen nun die Enden der Bänder und tanzen so um die Stange herum, daß sich die Bänder in einer gewissen Ordnung um dieselbe herum wickeln und sodann sich auf gleiche Weise wieder entfalten.

Nicht weniger zeichnet sich der Tanz aus, welcher an den Kirchfesten vor und hinter dem Heiligenbilde aufgeführt wird, wenn die Prozession durch das Dorf zieht.

Das Costume der Tänzer ist immer indianisch, auch haben sie beständig etwas in der Hand, Fächer, Federn, Blumenkränze grüne Zweige und dergleichen. Diese Tänze werden nur in den Dörfern und nur an den Festen der Indianer getanzt. Ein Reisender, welcher öfters entfernte indianische Dörfer in den Gebirgen besucht hatte, erzählte mir, daß er dort Tänze habe aufführen sehen, welche die Eroberung des Landes dargestellt und zugleich den Haß ausgedrückt hätten, den man noch gegen die Unterdrücker empfinde. Ich glaube dies um so leichter, als noch heutzutage Ueberreste von dem alten mexikanischen Cultus gefunden werden, welche die Eingebornen im Geheimen ausüben.

Ich kehrte nunmehr zu meinen Indianern zurück, welche noch immer in Bewegung waren und keine Spur von Ermü-

tinajas (die Weinkrüge), el mono (den Affen), el costillo, la Marica, Sir José, el colorado etc. In der Hauptsache gleichen sich diese Tänze sehr und unterscheiden sich eigentlich nur durch den Gesang und die Figuren.

Man muß geraume Zeit in diesem Lande gelebt und sich mit den Sitten der Bewohner vertraut gemacht haben, wenn man an mehreren dieser Tänze kein Aegerniß nehmen will. Es sind dieselben, die in dem Prozesse der Königin von England öfters erwähnt werden.

Sämmtliche Tänze sind nicht so rasch und so ermüdend, wie z. B. unsere Walzer. Deshalb nehmen nicht blos die jungen Leute, sondern auch ältere Männer und Frauen daran Theil, und vorzüglich die Letzteren sind es, welche die unanständigsten Stellungen machen.

Aber nicht alle Tänze beleidigen das Schamgefühl. Viele sind sehr niedlich und unterhaltend, wie z. B. die Malagenio, wobei der Tänzer und die Tänzerin nach einer gegebenen Melodie abwechselnd scherzhafte Strophen singen, oder ein anderer Tanz, bei welchem der Tänzer irgend einen Witz zum Besten geben oder irgend einen Vers improvisiren muß. Alle Anwesenden müssen daran Theil nehmen.

Da ich oben von den eigentlichen indianischen Tänzen gesprochen habe, so will ich auch über diese einige Bemerkungen mittheilen.

In allen indianischen Dörfern werden an den religiösen Festen, besonders an dem Feste des Kirchenheiligen, mimische Tänze, vorzugsweise danzas genannt, aufgeführt. Bei diesen wird nicht gesungen und nicht gesprochen und sie unterscheiden sich sehr von den ursprünglich spanischen Tänzen. In ihre Zahl gehört vor allen der Tanz malinche. Nach einer alten mexikanischen Sage war Malinche die Geliebte Montezuma's, welcher ihr zu Ehren mehrere Feste einsetzte. Die Namen derselben und der Tanz sind bis auf unsere Zeiten gekommen, nicht aber die genauere Geschichte. Man muß gestehen, daß der Tanz, welcher von eilf Männern und einer Frau aufgeführt wird, allerliebst ist. Ein junges Mädchen stellt die Malinche vor, ein

Mann den Montezuma (el monarca), ein Narr, el viejo (der Alte) darf natürlich auch nicht fehlen, dieser hält eine mit Stroh überflochtene Heugabel in der Hand. Die Tanzenden stellen sich zuerst in zwei Reihen auf und vor ihnen sitzt Montezuma und seine Geliebte. Das Costume ist indianisch, nur bizarrer, wie gewöhnlich, und namentlich mit Goldflittern und Bändern versehen. In der einen Hand haben sie eine Klapper, in der anderen einen Fächer von Federn. Der Tanz beginnt langsam, die Tanzenden schreiten im Takte vorwärts, machen drei Touren und fallen dem Monarchen zu Füßen. Nachher bildet man wieder verschiedene Chainen und überreicht sodann der Malinche einen Fächer. Nun fängt diese an zu tanzen, zunächst allein, dann mit Montezuma. Zum Schlusse steckt man eine mit bunten Farben bemalte Stange in die Erde, auf deren Spitze eben so viel lange Bänder befestigt werden, als Tanzende vorhanden sind. Die Letzteren ergreifen nun die Enden der Bänder und tanzen so um die Stange herum, daß sich die Bänder in einer gewissen Ordnung um dieselbe herum wickeln und sodann sich auf gleiche Weise wieder entfalten.

Nicht weniger zeichnet sich der Tanz aus, welcher an den Kirchfesten vor und hinter dem Heiligenbilde aufgeführt wird, wenn die Prozession durch das Dorf zieht.

Das Costume der Tänzer ist immer indianisch, auch haben sie beständig etwas in der Hand, Fächer, Federn, Blumenkränze grüne Zweige und dergleichen. Diese Tänze werden nur in den Dörfern und nur an den Festen der Indianer getanzt. Ein Reisender, welcher öfters entfernte indianische Dörfer in den Gebirgen besucht hatte, erzählte mir, daß er dort Tänze habe aufführen sehen, welche die Eroberung des Landes dargestellt und zugleich den Haß ausgedrückt hätten, den man noch gegen die Unterdrücker empfinde. Ich glaube dies um so leichter, als noch heutzutage Ueberreste von dem alten mexikanischen Cultus gefunden werden, welche die Eingebornen im Geheimen ausüben.

Ich kehrte nunmehr zu meinen Indianern zurück, welche noch immer in Bewegung waren und keine Spur von Ermü-

dung zeigten. Ich sah zwar diese Belustigungen nicht zum ersten Male, aber Alles, was mich umgab, hatte einen ganz besonderen Reiz für mich. Ich verglich Alles, was ich jetzt vor Augen hatte, mit der Vergangenheit, einen europäischen Ballsaal mit dem kleinen Platze vor einer niederen Hütte. Der klare Mondschein war der einzige Kronleuchter, welcher die Scene erhellte, blühende Gesträuche waren die Wände, und die Erde, unsere gemeinschaftliche Mutter, der Fußboden.

Ein kleiner Haufe stellte sich um mich herum und that mit der größten Ungezwungenheit eine Menge Fragen über Europa an mich. Alles, was ich ihnen darüber erzählte, setzte sie in nicht geringes Erstaunen, und als ich geendet hatte, meinten sie: „Wenn der Weg nicht so weit wäre, so möchten wir wohl einmal hingehen und die Wunder Eueres Landes ansehen.“ (Ausland).

Die Todtenhöhle im nördlichen Mexiko.

Etwas nördlich von der Stadt Durango und noch in den Gränzen ihres Gebietes erstreckt sich auf dem Ostabhange der Cordilleren von Norden nach Süden ein großes, unangebautes Thal, das man mit dem Namen Bolson (der große Beutel) de Mapimi bezeichnet. In großen Entfernungen von einander haben die kecken Colonisten Niederlassungen gegründet, wo sie zahllose Heerden aufziehen. Die Apachen, die Comantschen und andere indianische Stämme an der Gränze streifen oft bis dahin. Eines Tages war Don Juan N. Flores, Besitzer der Hacienda von San Juan de Casta, weit östlich in die bisher unbekannten Striche seines Gebietes vorgedrungen und befand sich etwa 100 Leguas von Durango entfernt. An der Seite

eines Berges bemerkt er die Oeffnung einer Höhle, steigt hinauf und will hineindringen, tritt aber augenblicklich schreckenvoll zurück und bekreuzigt sich: er glaubte mitten unter Wilde gefallen zu sein, denn er hatte eine unzählige Menge Menschen im tiefsten Schweigen dasitzen gesehen. Die Einsamkeit des Ortes, wo kein Pferd, keine Spur eines menschlichen Fußes sich zeigte, ließ seine Gefährten glauben, er habe geträumt; sie traten, wohlbewaffnet und mit Fackeln versehen, in die Höhle. Welches Schauspiel. „Mehr als tausend Leichen, vollständig erhalten, sitzen am Boden, die Hände unter den Knieen gekreuzt; sie sind in verschiedene Gruppen, wahrscheinlich nach Familien, getheilt. Ihre Kleider bestehen aus Spitzenröcken (tilmas de lechuguilla), die mit bewundernswerther Kunst gearbeitet und gewoben sind, nebst Binden und Schärpen (bemucas) aus verschiedenen Stoffen und Farben, aber alle von lebhaftem Glanze. Ihr Schmuck sind Schnüre von Körnern oder kleinen Früchten, untermischt mit kleinen Kugeln, wie von geschnittenen Beinen, kleine Kämme in Form von Ohrgehängen, mit cylindrischen, vergoldeten und herrlich polirten Knochen. Die Sandalen sind aus einer in großen Maschen geflochtenen Lianenart und durch Schnüre von demselben Stoffe an die Füße festgebunden." (Diese letzteren Angaben sind aus dem Briefe des Gouverneurs von Durango an den Minister des Innern genommen.)

Ein anderer Bericht in dem französischen Journal de la Marine enthält über diese merkwürdige Höhle Folgendes:

Die Begräbnißgrotte von Mapimi befindet sich in einer Gebirgskette, welche das westliche Ufer des See's Tjahuita bildet, den Herr v. Humboldt in seinen Karten mit dem Namen Caymansee bezeichnet. Es ist ein Wasserbecken von ungefähr 30 Lieues Länge, dessen Breite zwischen 2 und 3 Lieues wechselt, und worin die Gewässer des Nasas sich verlieren. Fast auf der halben Höhe des Berges steigt man wie durch einen senkrechten Brunnen von 40 Varas *) Tiefe in das Innere

*) Der Vara hat ungefähr 30 Zoll Länge.

der Grotte, die fast kreisrund ist und deren Gewölbe ein einziger Felsen scheint. Im Durchmesser kann sie vielleicht 18 Varas haben. Die Leichname sind lagenweise geordnet, und die Zahl der Lagen zu beurtheilen, ist unmöglich, obgleich Don Juan in dieser Absicht mehrere Leichen wegnehmen ließ; aber der ekelhafte Geruch, der ihnen entströmte, und der ausserordentlich dicke und unangenehme Staub ließ ihn von seinem Unternehmen abstehen. Die Art, wie die Körper beerdigt sind, ist nicht weniger ausserordentlich als die, wie sie hingelegt sind. Der Körper ist zusammengelegt und durch Binden in die Lage eines Kindes im Mutterleibe gezwungen, dann in ein gut und fest aus Pita gefertigtes Gewebe und endlich in eine Art Netz desselben Stoffes gehüllt. Zwischen den beiden Hüllen trifft man gewöhnlich bei den Frauen einige ihrer Zierrathen, Reihen kleiner, weißer, platter und polirter Kiesel, elastische Schnüre von verschiedener Farbe &c.; bei den Männern Waffen, wie Pfeile, eine Art Lanze, oder Dolch. Ihre Fußbekleidung, eine Art Sandalen (Guavaches), deren unterer Theil wie sammetartig ist, wird aus Lechuguilla, einer weniger rohen Art Pita, gemacht. Ob die Körper familienweise gelegt wurden, ist durch nichts angedeutet, obwohl man auf einer künstlich gefertigten Matte drei Körper zusammenliegend fand. Welcher Nation diese Reste angehören und wann sie niedergelegt wurden, sind Fragen, deren Lösung schwer, wenn nicht unmöglich ist. Einige Gelehrte halten sie für die Nationen, die im sechsten Jahrhunderte aus dem Norden in's Land einbrachen, und stützen ihre Meinung auf den gänzlichen Mangel von Spuren menschlicher Wohnung in der Nähe dieser Gräber. Aber gerade dieser Grund läßt einen anderen Reisenden der entgegengesetzten Meinung sein; denn jene Nationen, die aus Norden kamen, haben ihren langen Zug durch noch jetzt vorhandene Denkmale bezeichnet, wie in Cinaloa, Zacatecas u. s. w., den Punkten ihrer Hauptstationen; übrigens hat die Natur selbst für ihre Bedürfnisse gesorgt, indem das Gebirge längs dem See mit zahlreichen Grotten versehen ist und ihren Bewohnern das Häuserbauen ersparte, wie das milde Klima, der fischreiche See, das zahlreiche Wild

und die wunderbare Fruchtbarkeit des Bodens jede menschliche Anstrengung entbehrlich machen.

Der Inhalt der Grotte scheint übrigens sehr bedeutend für eine Nation, die hier nur einige Jahre sich aufgehalten hat; denn die Fläche eines Kreises von 13 Varas Durchmesser hält ungefähr in runder Summe 253 Quadrat-Varas; ein dreifach zusammengelegter menschlicher Körper, der das Kinn an den Knieen hat, kann kaum eine Vara in der Länge und eine halbe in der Breite einnehmen, also sind wenigstens 506 Mumien in einer Lage. Dabei ist das nicht die einzige dieser Grotten. Einige Lieues davon traten wir in eine Grotte, die zur Wohnung gedient haben muß; die Fragmente von Gebeinen, die man daselbst findet, und die von den Thieren herstammen, die sie wahrscheinlich aßen, zeigen durch ihre große Masse, daß sie sehr zahlreich waren. Mein Führer war sehr furchtsam, weshalb ich nur unvollkommene Untersuchungen anstellen konnte. Auch war seine Furchtsamkeit nicht ohne Grund, da er vor einigen Tagen von den Apaches geschlagen und geplündert worden war. Die Fledermäuse hätten mich bald um mein Licht gebracht. Meinen französischen Bedienten hatte ich am Eingange gelassen, damit mein Führer mir nicht davon laufen könne, doch die Besorgniß, mir ein Bein zu brechen, wenn mein Endchen Licht verlöschte, machte, daß ich mich zurückzog, um so mehr, da der Spaziergang nichts Angenehmes hatte, denn wir wateten fast bis an die Kniee in den Excrementen der Fledermäuse.

Don Juan hält dafür, daß die Grotte, von der ich gesprochen, nur dem Adel und den Kriegern zum Begräbnisse diente, denn in den anderen sind die Leichname nackt oder schlecht eingewickelt. Ich fragte ihn, was er gefunden habe; weder Eisen- noch Glaswaaren noch gegerbtes Leder, kurz nichts, das zum Glauben führen könnte, sie hätten europäische Nationen gekannt; völlige Abwesenheit der Hieroglyphen, und man weiß, daß die aus dem Norden kommenden Eroberer Mexiko's genau ihre Pyramiden zu bauen wußten, sich der Hieroglyphen bedienten und tiefe Kenntniß in der Astronomie besaßen; die Periode von 40 Jahren, deren sie sich bedienten, mißt

die Zeit besser, als unser Jahr. Also möchten wohl die Bevölkerungen des Bolson de Mapimi mit den Eroberer Mexiko's nicht gleichen Ursprung haben.

Die Hirten Don Juan's haben aber eine neue Höhle entdeckt, die vielleicht mehr Curiositäten enthalten wird. Sie hatten Steine weggeräumt, die ihnen ein unterirdisches Gewölbe zu verschließen schienen, konnten aber, der mephitischen Dünste wegen, die aus der gemachten Oeffnung herausströmten, nicht hineintreten. Eine große Seemuschel befand sich am Eingange.

Nachricht über die mexikanischen Mumien.

Der Morning Herald von Kingston in Jamaika bestätigt die Entdeckung von einer Million (?) Mumien in Mexiko in der Umgegend von Durango. Die Mumien sind sitzend, tragen aber die Binden, Hüllen und Zierrathen der Aegyptier; man fand mitten darunter einen Dolch aus Kiesel, Halsketten, Rosenkränze, Bruchstücke von Knochen, die wie Elfenbeine polirt sind, elastische Gewebe, Mocassins, wie unsere Indianer sie tragen, Schlangenreste u. dgl. Andere Ueberreste steigen in die ältesten Zeiten hinauf und beweisen unwiderstehlich, daß die Vorfahren Montezuma's vom Nil herstammen und daß ihre Civilisation durch Horden asiatischer Tartaren vernichtet wurde, die von Norden herabkamen. Ein bemerkenswerther Umstand hat sich übrigens herausgestellt, daß nämlich die Muscheln der Halsbänder Seemuscheln sind, deren Art sich an den Ufern der Südsee findet, wo wahrscheinlich die Urväter der nachherigen Mexikaner landeten. (Echo du Monde Savant.)

Santa Fè.

Santa Fè, die Hauptstadt von Neu-Mexiko, ist die einzige Stadt von einiger Bedeutung in der Provinz. Man findet sie manchmal Santa Fè de San Francisco geschrieben, indem dieser ihr Schutzheiliger ist. Wie die meisten Städte in diesem Theile des Landes, ist sie auf dem Platze eines ehemaligen Pueblo oder Indianerdorfes erbaut, dessen Bewohner seit vielen Jahren ausgestorben sind. Sie liegt zwölf bis fünfzehn Meilen östlich von Rio del Norte am westlichen Fuße eines schneebedeckten Berges, an einem prächtigen Strome von schwacher Mühlentriebkraft, der in eisigen Wasserfällen heruntersprudelt und einige zwanzig Meilen südwestwärts in den Rio del Norte einmündet. Die Bevölkerung der Stadt selbst übersteigt kaum die Zahl von 3000; jedoch mit Einschluß einiger umliegenden Dörfer, die zu ihrer Gerichtsbarkeit gehören, beläuft sie sich auf nahe an 6000 Seelen.*)

Die Stadt ist sehr unregelmäßig angelegt und die meisten Straßen sind wenig besser als gewöhnliche Landstraßen und durchschneiden zerstreute Ansiedelungen, zwischen denen Kornfelder liegen, die den Bedarf der Einwohner an Getreide beinahe decken. Den einzigen Anschein von regelmäßiger und geordne-

*) Die Breite von Santa Fè ist nach verschiedenen Beobachtungen 35° 41′ (obwohl es auf den meisten Karten fast um einen Grad weiter nördlich angegeben ist); die Länge ist ungefähr 106° westlich von Greenwich. Es liegt fast 7000 Fuß über der Meeresfläche, und das Thal von Taos wohl über eine und eine halbe Meile. Der höchste Berggipfel, welcher mit ewigem Schnee bedeckt ist, gegen zehn Meilen nordöstlich von der Stadt, soll sich, wie man berechnet, etwa 5000 Fuß hoch über dieselbe erheben, und die Spitzen nördlich von Taos steigen noch viel höher empor.

Lauben oder Corredores von der allerrohesten Art hinlaufen. Sie umgeben den Marktplatz und enthalten den Palacio oder die Wohnung des Gouverneurs, das Zollhaus, die Kaserne, die Casa Consistorial der Alkalden, die Capilla de los Soldados oder Militärkapelle und verschiedene Privatwohnungen, nebst den meisten Läden der amerikanischen Kaufleute. (Josias Gregg.)

Die wilden Stämme in Neu-Mexiko.

Die Azteken. — Die Trümmer von Bonito. — Die verschiedenen Stämme. — Fehden zwischen Mexikanern und den Indianern. — Die Navajos. — Die Apaches. — Die Chihuahuennos. — Das unüberwindliche Gallien besiegt. — Juan José. — Vergeltung. — Die wandernden Jutas. — Kriegsabenteuer.

Alle Indianer in Neu-Mexiko, die nicht Pueblos genannt werden oder sich nicht zum Christenthume bekennen, werden zu den wilden Stämmen gezählt, obgleich einige unter ihnen große Fortschritte in nützlichen Künsten, Manufakturen und Ackerbau gemacht haben. Wer die ältere Geschichte von Mexiko kennt, erinnert sich, daß nach den Ueberlieferungen der Ureinwohner alle Hauptstämme in Anahuac aus dem Norden kamen, und daß die Stämme Mexiko's, besonders die Azteken, aus dem nördlichen Kalifornien oder Nordwesten von Neu-Mexiko auswanderten. Der Geschichtschreiber Clavigero bemerkt in Beziehung auf diese Auswanderung, daß die Azteken oder mexikanischen Indianer, welche die letzten Ansiedler im Lande Anahuac waren, bis ungefähr zum Jahre 1160 der christlichen Zeitrechnung in

Aztlan, einem Lande im Norden des Meerbusens von Kalifornien, wohnten; er schließt dies aus der Richtung ihrer Wanderungen und aus den Nachrichten, welche die Spanier später auf ihren Kriegszügen durch jene Länder erhielten. Clavigero zeigt dann, durch welche Umstände sie wahrscheinlich bewogen wurden, ihre Heimath zu verlassen, und setzt hinzu, was auch ihr Beweggrund gewesen sein möge, es lasse sich nicht wohl bezweifeln, daß sie die Wanderung wirklich gemacht haben. Wie er sagt, zogen sie in südöstlicher Richtung nach dem Rio Gila, wo sie einige Zeit sich aufhielten und wo man noch die Trümmer ihrer Häuser am Ufer des Flusses sieht. Sie zogen dann in eine Gegend über 250 Meilen nordwestlich von Chihuahua, ungefähr unter 29° nördlicher Breite, wo sie wieder Halt machten. Man kennt diese Gegend unter dem Namen „**Casas grandes**“ (große Häuser), wegen eines großen Gebäudes, das dort noch zu sehen ist und nach der allgemeinen Ueberlieferung von den mexikanischen Indianern während ihrer Wanderungen erbaut wurde. Das Gebäude ist nach dem Plane der Häuser in Neu-Mexiko gebaut, aus drei Stockwerken bestehend, mit einer „Azotea“ oder Terasse bedeckt und ohne einen Eingang in das Erdgeschoß. Eine Leiter dient auch hier zur Verbindung mit dem zweiten Stockwerke.

Wenn man auch annimmt, daß die Ueberlieferungen, auf welche Clavigero seine Schlüsse baut, unbestimmt und ungewiß sind, so beweisen doch die noch vorhandenen Trümmer, daß jene Gegenden einst von einem weit gebildeteren Volke bewohnt wurden, als man jetzt unter den Eingebornen findet. Von dieser Art sind die Trümmer des Pueblo Bonito, in der Richtung von Navajó, an den Gränzen der Cordilleras. Die Häuser sind meist von feinkornigem Sandsteine gebaut, der bei Bauwerken im Norden jetzt gar nicht vorkommt. Einige dieser Gebäude sind zwar sehr stark und geräumig, aber meist in kleine unregelmäßige Gemächer getheilt, deren viele noch ganz unversehrt stehen, da sie noch mit den Querbalken bedeckt sind, die sich unter den Azotea's von Erde gesund erhalten, und doch ter Bauart haben vier Reihen Häuser, an deren Vorderseite

sind sie von so hohem Alter, daß keine Ueberlieferung etwas von ihrem Ursprunge erzählt. Man findet keine Bilder, kein Bildwerk irgend einer Art darin. Außer diesen Trümmern sieht man noch viele andere, doch nicht so gut erhaltene, die in den Ebenen und in den Gebirgen zerstreut sind. Merkwürdig ist, daß einige derselben in großer Entfernung vom Wasser liegen und die Bewohner daher nur auf Regen rechnen mußten, wie es noch bis auf diesen Tag im Pueblo Acoma der Fall ist. Die Trümmer im Pueblo Bonito sowohl, als die noch vorhandenen Gebäude in Moqui in derselben gebirgigen Gegend und anderen Pueblos in Neu-Mexiko sind den Casas grandes so ähnlich, daß wir zu dem Schlusse kommen müssen, die Urheber dieser Bauwerke für Abkömmlinge eines gemeinschaftlichen Stammes zu halten. Die jetzige Verschiedenheit zwischen den Sprachen jener Völker und der Indianer in Mexiko kann schwerlich einen Einwurf gegen diese Voraussetzung bilden, wenn man bedenkt, wie viele Jahrhunderte seit ihrer Trennung verflossen sind.

Die angesehensten wilden Stämme, die in dem Gebiete von Neu-Mexiko wohnen oder ihre Einfälle oder Wanderungen dahin ausdehnen, sind die Navajos, die Apaches, die Jutas, die Caiguas oder Kiawas und die Comanches. Die ersten zwei Stämme sind von gleicher Abstammung, und man findet in ihren Sprachen selbst jetzt nur eine unbedeutende Verschiedenheit. Die Apaches theilen sich in zahlreiche kleine Stämme, und ein abgetrennter elender Ueberrest von einem derselben, die Jicarillas, wohnt im Gebirge nördlich von Taos.

Die Navajos werden auf 10,000 Seelen geschätzt, und wiewohl nicht der zahlreichste, sind sie doch, wenigstens in geschichtlicher Beziehung, der bedeutendste von allen nördlichen Stämmen in Mexiko. Sie wohnen in dem Hauptzweige der Cordilleras, 150 bis 200 Meilen westlich von Santa Fè, am Rio Colorado von Kalifornien, nicht weit von der Gegend, aus welcher die Azteken nach Mexiko gewandert sein sollen. Man kann sie aus vielen Gründen für unmittelbare Abkömmlinge eines Ueberrestes jenes berühmten Stammes der Vorzeit

halten. Sie wohnen zwar in rohen Hütten, die den Wigwams der Pawnie-Indianer gleichen, aber seit undenklichen Zeiten haben sie alle übrigen Stämme in ihren Manufakturen übertroffen. Sie sind, wie die Moquis, noch immer in einigen Baumwollengeweben ausgezeichnet und zeigen große Geschicklichkeit in der alterthümlichen Kunst, Thierhäute mit Stickereien und Federn zu zieren. Auch verfertigen sie jetzt eine eigene Art von Deckenzeug, von so dichtem Gewebe, daß es oft so wasserdicht, als die mit Federharz bereiteten Stoffe ist und daher zu Regenmänteln viel gebraucht wird. Einige der feineren Arten werden an die Mexikaner oft zu fünfzig bis sechszig Dollars das Stück verkauft.

Die Navajos führen zwar jetzt ein räuberisches und etwas unstätes Leben, bauen aber alle Körnerfrüchte und Gemüse, die man in Neu-Mexiko findet. Auch besitzen sie ansehnliche Heerden von Pferden, Maulthieren, Rindvieh, Schafen und Ziegen von eigener Zucht, die für weit besser gehalten werden, als die mexikanischen, was ohne Zweifel daher rührt, daß sie mehr Aufmerksamkeit auf die Veredlung ihres Viehstandes wenden.

Alexander von Humboldt sagt uns zwar, daß vor den Metzeleien im Jahre 1680 einige Missionäre unter diesem Stamme gelebt haben, aber es sind seitdem nur wenige Versuche gemacht worden, diese Indianer zum Christenthume zu erziehen. Sie leben jetzt als Heiden, nicht nur unabhängig von den Mexikanern, sondern sind auch ihre furchtbarsten Feinde.

Nach der Gründung der Unabhängigkeit erbitterte die Regierung von Neu-Mexiko ihre wilden Nachbarn, besonders die Navajos, durch wiederholte Grausamkeiten und Treulosigkeiten, die wohl zu Feindseligkeiten reizen mußten. Einst versammelten sich, auf die Einladung der Regierung, mehrere Häuptlinge und Krieger der Navajos in dem Pueblo Cochiti, um einen Friedensvertrag zu befestigen. Die Neu-Mexikaner, ohne Zweifel erbittert durch die Erinnerung an früher empfangene Beleidigungen, überfielen unversehens die Indianer und metzelten alle nieder. Als um dieselbe Zeit, erzählt man, drei Indianer

von den nördlichen Gebirgen als Gefangene nach Taos gebracht wurden, forderten die Jcarillas die Auslieferung dieser ihrer bittersten Feinde. Die mexikanischen Behörden, die diesen Stamm zu erzürnen fürchteten, gewährten ruhig das grausame Verlangen, und die Gefangenen wurden kaltblütig vor ihren Augen niedergemetzelt. Kein Wunder, daß die Neu-Mexikaner so allgemein von ihren wilden Nachbarn bekriegt werden.

Vor ungefähr fünfzehn Jahren wurden die Navajos durch die kräftigen Maßregeln des Obersten Vizcarra besiegt, denn es gelang sie einige Zeit in der Unterwerfung zu halten; aber seit seiner Abreise aus Neu-Mexiko gab es keinen Mann, der fähig gewesen wäre, diesen verwegenen Indianern Ehrerbietung oder Furcht einzuflößen, und sie haben seit zehn Jahren ungestraft das Land überzogen und zerstört, wie es ihre Laune ihnen eingab. Bei der Annäherung des Frühlings werden den Machthabern zu Santa Fé gewöhnlich Friedensanträge gemacht, die man bereitwillig annimmt. Die freundschaftliche Ausgleichung setzt die schlauen Indianer in Stand, ihre Saaten ungestört zu bestellen und die Güter, die sie den Mexikanern auf ihren Raubzügen gestohlen haben, mit Vortheil zu verkaufen; sobald aber ihre Ackerbauarbeiten zu Ende sind, erneuern sie die Feindseligkeiten, und das Spiel des Raubes und der Zerstörung beginnt wieder.

Gegen Ende des Jahres 1835 ward eine Schaar von Freiwilligen aufgeboten, welcher die meisten angesehenen Männer in Neu-Mexiko sich anschlossen, um den Krieg in das Gebiet der Navajos zu spielen. Als die Indianer von der Annäherung ihrer Feinde hörten, mochten sie wünschen, ihnen eine so lange Reise zu ersparen, und sammelten einen Haufen erlesener Krieger, die hinauszogen, um dem Feinde in einem Gebirgspasse einen Hinterhalt zu legen. Der tapfere Heerhaufen, der den ihm bereiteten Empfang nicht ahnte, schlenderte in zerstreuten Gruppen und überließ sich einer lärmenden Lustigkeit, als das laute, gellende Kriegsgeschrei von mehreren Schüssen begleitet, Alle in stumme Bestürzung versetzte. Einige stürzten erschrocken von ihren Pferden, Andere feuerten blindlings ihre Gewehre ab,

und es vergingen einige Minuten, ehe sie sich von ihrem Schrecken so weit erholt hatten, daß sie die Flucht ergreifen konnten. Einige Leute wurden in diesem lächerlichen Kampfe getödtet, unter welchen der Hauptmann Hinojos, der die Linientruppen befehligte, der angesehenste war. Eine merkwürdige, aber durchaus beglaubigte Anekdote, die diesen Mann betrifft, mag hier eine passende Stelle finden. Als er einst zu einem Kriegszuge aufbrechen wollte, befahl er seinem Sergeanten, eine Pulverflasche aus einer unangebohrten kleinen Tonne zu füllen, die fünfundzwanzig Pfund hielt. Der Sergeant bohrte mit einem Zwickbohrer ein Loch, als aber das Pulver zu langsam herauskam, suchte er ein passendes Werkzeug, um die Oeffnung zu vergrößern. Seine Blicke fielen auf ein Schüreisen, das neben dem Herde lag. Das Eisen glühend machen und in das Loch der Tonne stecken, war das Werk einer Minute, als augenblicklich die Tonne sich entzündete und der obere Theil des Gebäudes in die Luft gesprengt wurde. So wunderbar die Rettung erscheinen mag, der Sergeant sowohl, als der Hauptmann, der Zeuge des ganzen Vorganges war, kamen mit dem Schrecken davon, wiewohl Beide schwer verletzt wurden. Der sinnreiche Sergeant wurde Staats-Secretär unter dem Gouverneur Gonzalez und ist seitdem immer im Staatsdienste angestellt gewesen, später aber Hauptmann geworden.

Die Apaches sind der zahlreichste und mächtigste der wilden Stämme, die im Inneren des nördlichen Mexiko wohnen, aber der unsteteste von allen. Man schätzt sie zu 15,000 Seelen, welche aber in mehrere kleine Rotten zerfallen, auf einem unermeßlichen Gebiete zerstreut. Diejenigen, die ostwärts vom Rio del Norte wohnen, werden gewöhnlich Mezcaleros genannt, nach einem bei ihnen sehr beliebten Nahrungsmittel, das Mezcal *) heißt; aber der weit zahlreichere Theil des Stammes wohnt in den westlichen Gegenden und ist unter

*) Die gebackene Wurzel der Maguey und einer anderen ähnlichen Pflanze.

dem Spottnamen Coyoteros bekannt, angeblich, weil diese Indianer den Coyote oder Prairienwolf essen. Die Apaches lieben das Wanderleben mehr, als irgend ein anderer Stamm in Mexiko. Sie bauen nie Häuser, sondern wohnen in Wigwams oder Zelten von Häuten und Decken. Sie machen keine Manufakturarbeiten, bauen nichts an, gehen selten auf die Jagd, da ihr Gebiet ohne Wild ist, und ihre große Volksmenge, unter welcher wenigstens zweitausend Krieger sind, scheint blos von dem Ertrage ihrer Plünderungen zu leben.

Die Nahrung der Apaches besteht hauptsächlich in dem Fleische der Rinder und Schafe, die sie aus den Ranchos und Meiereien der Mexikaner stehlen, doch soll, wie man sagt, Maulthierfleisch ihre Lieblingsspeise sein. Ich habe oft um ihre eben verlassenen Lagerplätze die Ueberreste geschlachteter Maulthiere gesehen. Einmal aber sah ich ihre Fährte auf viele Meilen weit buchstäblich mit Ueberresten von Maulthieren bestreut, die sie offenbar nicht in der Absicht getödtet hatten, sie zu verzehren. Es ist, wie man mir erzählt hat, die Gewohnheit der Häuptlinge dieses Stammes, so oft unter ihren Kriegern ein Streit über das Eigenthum an einem Maulthiere entsteht, das Thier sogleich zu tödten, um allen Zank abzuschneiden. Man konnte aus der großen Anzahl todter Maulthiere, die sie hinter sich zurückgelassen hatten, den Schluß ziehen, daß nicht eben große Eintracht unter den Gliedern des Stammes geherrscht haben mochte, wenigstens nicht auf jener Wanderung. Wie die meisten wilden Stämme in Nordamerika, sind die Apaches geistigen Getränken leidenschaftlich ergeben, und oft sieht man sie in Friedenszeiten völlig berauscht um die mexikanischen Dörfer taumeln.

Dieser Stamm erstreckt seine Züge über einige Theile von Kalifornien, über den größten Theil von Sonora, die Gränzen von Durango, und in gewissen Jahreszeiten streift er sogar bis Coahuila. Jede Gegend dieser einst blühenden Landschaft hat durch ihre Einbrüche gelitten. Die örtlichen Behörden sind so einfältig, daß die Indianer, um über ihren Raub ohne die mindeste Belästigung zu verfügen, oft mit einem Departemente

Frieden schließen, während sie fortfahren, gegen die benachbarten einen vertilgenden Krieg zu führen. Dies verschafft ihnen einen stets offenen Markt für den Absatz ihrer Beute und für den Ankauf von Kriegsbedarf, um ihre Verheerungen fortzusetzen. Im Jahre 1840 sah ich von Santa Fè eine ansehnliche Handelsgesellschaft abgehen, die den Apaches Waffen und eine große Menge Branntwein zuführen wollte, um Maulthiere und andere Beute einzutauschen, welche die Indianer aus den südlichen Gegenden weggeführt hatten. Dieser Handel wurde von den Behörden nicht nur geduldet, sondern offen begünstigt, da die höchsten Beamten, den Gouverneur nicht ausgenommen, bei dem Erfolge betheiligt waren.

Die Apaches bieten den Behörden in Chihuahua dann und wann einen Waffenstillstand an, der gewöhnlich unter den von ihnen gemachten Bedingungen angenommen wird. Bei einer solchen Gelegenheit ward einmal festgesetzt, daß den Räubern ein redlich erworbenes Recht auf all' ihr gestohlenes Gut beigelegt werden sollte. Es wurde von der Regierung verordnet, einer großen Anzahl von Maulthieren und Pferden, welche die Indianer den Bürgern abgenommen hatten, das Venta- oder Verkaufszeichen aufzubrennen. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß diese Waffenstillstände von den schlauen Wilden gewöhnlich nur so lange gehalten wurden, als sie Zeit brauchten, ihren Raub abzusetzen. Brauchten sie mehr Maulthiere zum Dienste oder zum Handel, mehr Rinder für ihre Küche, mehr Schädelhäute zum Kriegstanze, so gingen sie unfehlbar wieder zu Raub und Mord über.

Die Räubereien der Apaches haben so lange gedauert, daß außerhalb der nächsten Umgegend der Städte, das ganze Land von Neu-Mexiko bis an die Gränzen von Durango fast entvölkert worden ist. Die Meiereien und Ranchos sind meist verlassen, und die Einwohner haben sich in die Städte zurückgezogen. Die Verwegenheit der Wilden ging so weit, daß drei oder vier Krieger sich am hellen Tage bis auf eine halbe Stunde der Stadt Chihuahua näherten, die Arbeiter auf dem Felde tödteten und ohne den mindesten Widerstand ganze Heer-

den von Maulthieren und Pferden weggetrieben. Zuweilen läßt man die Räuber von Soldaten verfolgen, aber, wie es scheint, nur in der Absicht, die Schwäche dieser Kriegsleute darzuthun, da sie sich fast immer eilig zurückziehen, ohne den Feind auch nur gesehen zu haben. Und doch kann man immer in den Spalten der zu Chihuahua erscheinenden Wochenschrift glühende Schilderungen von den tapferen Waffenthaten der „Operations-Armee" gegen die „bárbaros" lesen, die da erzählen, wie man den Feind mit dem größten Muthe verfolgt, wie das Kriegsvolk die größte Tapferkeit und ein unbezwingliches Verlangen gezeigt habe, die Feigen einzuholen, und wie man durch eine ausserordentliche Vereinigung ungünstiger Umstände genöthigt worden sei, die Verfolgung aufzugeben. Es würde in der That schwer sein, ein muthigeres Volk zu finden, als die Chihuahuenos oder Chihuahuenses sich auf dem Papiere darzustellen wissen. Als die Nachrichten von dem berühmten Gefechte gegen die Franzosen bei Vera-Cruz *), in welchem Santana den Ruhm erwarb, ein Bein zu verlieren, nach Chihuahua kam, wurde das Ereigniß mit gebührenden Freudenbezeigungen gefeiert. Das nächste Stück des „Noticioso" enthielt eine tapfere Prahlerei, welche der Welt die erstaunliche Thatsache verkündete, daß ein Mexikaner es mit vier französischen Soldaten in der Schlacht aufnehmen konnte, und schloß mit einer „cancion patriotica", in welcher folgende köstliche Verse den Kehrreim bildeten:

> Chihuahuenses, la patria gloriosa
> Otro timbre á su lustre ha annadido;
> Pues la invicta, la Galia indomable
> Al valor Mejicano ha cedido.

Das ist wörtlich:

> Chihuahuaner, unser glorreich Land
> Fügt einen andern Strahl zu seinem Glanz,
> Das unbesiegte, umzähmbare Gallien
> Erlag dem Muth der Mexikaner.

Durch die umgekehrten Buchstaben in den Worten invicta,

*) Im Dezember 1838.

la Galia indomable der dritten Zeile gibt der Dichter der Welt zu verstehen, daß im Reiche der Gallier endlich durch die glorreichen Thaten des „valor Mejicano" das Oberste zu unterst gekehrt worden sei.

Nach den Erzählungen von den durch die Apaches angerichteten Verheerungen möchte man sie für ein ungemein tapferes Volk halten, aber die Mexikaner selber nennen sie Memmen den Comanches gegenüber, und in den Vereinigten Staaten ist man gewohnt, diese als vollkommene Muster von Feigheit zu betrachten, wenn sie mit den Shawnee- und Delaware-Indianern und anderen Gränzstämmen in Kampf gerathen.

Es war einst ein berühmter Häuptling, Namens Juan José, an der Spitze der Apaches, der durch seine ausserordentliche Schlauheit und Verwegenheit seinen Stamm im ganzen Lande furchtbar machte. Was besonders dazu beitrug, ihn zu einem gefährlichen Feinde zu machen, war der Umstand, daß er in Chihuahua eine gute Erziehung erhalten hatte, die ihn in Stand setzte, nach der Rückkehr zu seinem Stamme seine Verfolger zu überlisten. Er erhielt durch Beraubung der Briefposten frühzeitig Nachricht von allen Unternehmungen, die gegen ihn ausgerüstet wurden. Eine Erzählung von der Metzelei, in welcher er umkam, möchte dem Leser nicht unwillkommen sein.

Die Regierung von Sonora, die den Räubereien der Apaches nachdrücklich zu begegnen wünschte, erließ eine Bekanntmachung, die jede den Wilden abgenommene Beute für das rechtmäßige Eigenthum der Erbeuter erklärte. Im Frühlinge 1837 bildete sich eine meist aus Fremden bestehende Schaar von etwas mehr als zwanzig Mann, die von Gewinnsucht getrieben ward und nicht zweifelte, daß die Indianer nach so vieljährigen glücklichen Räubereien im Besitze großer Reichthümer sein müßten. Unter der Anführung eines Amerikaners, der lange im Lande gewohnt hatte, zogen sie aus. Nach einigen Tagen erreichten sie einen Haufen von ungefähr fünfzig Kriegern nebst ihren Familien, unter welchen auch der berühmte Juan José und drei andere angesehene Häuptlinge sich befanden. Als Juan José die Amerikaner anrücken sah, deutete er ihnen an, daß, wenn sie käm-

pfen wollten, es zum Kampfe kommen sollte; der Anführer aber gab ihm die Versicherung, daß er mit seinen Gefährten blos eine Handelsreise unternehmen wollte, und es begann alsbald ein freundlicher Verkehr zwischen beiden Parteien. Der amerikanische Hauptmann aber war entschlossen, diese gefährlichen Häuptlinge unter allen Umständen dem Tode zu weihen, und ließ ein kleines Feldstück, das er vor den Indianern verborgen hatte, mit Kettenkugeln und Kartätschen laden und bereit halten. Die Krieger wurden dann in das Lager eingeladen, um ein Geschenk von Mehl zu empfangen, welches in die Schußweite der Kanone gelegt ward. Als nun die Indianer beschäftigt waren, den Inhalt des Mehlsackes zu theilen, ward auf sie gefeuert und eine beträchtliche Anzahl von ihnen auf der Stelle getödtet. Die Uebrigen wurden mit Kleingewehr angegriffen, und gegen zwanzig fielen, mit ihnen Juan José und die anderen Häuptlinge. Die Krieger, welche entkamen, rächten sich später an anderen Amerikanern, die nicht weit von dem Kampfplatze am Ufer des Rio Gila Jagdthiere fingen. Die wüthenden Wilden überfielen sie, metzelten alle nieder, fünfzehn an der Zahl, mit Einschluß einiger Mexikaner. Die Apaches hatten bis zu jenem Ereignisse nur selten Fremde beraubt, sei es aus Furcht oder aus Achtung. Man ließ kleine Haufen von Fremden ungekränkt durch die Wildniß ziehen, während zahlreiche Karawanen von Mexikanern häufige Angriffe erlitten. Diese anscheinende Parteilichkeit gab Anlaß zu ungegründeter Eifersucht, und die Nordamerikaner wurden offen beschuldigt, daß sie heimlich mit dem Feinde verbündet wären und ihm sogar Waffen und Kriegsbedarf zuführten. Es mag zwar zuweilen ein Fremder sich in solchen heimlichen und unerlaubten Verkehr eingelassen haben, aber die Mexikaner selber gingen darin viel weiter, wie ich bereits angedeutet habe.

Der Urheber des erzählten treulosen Anschlages gegen die Apaches mochte glauben, daß Verrätherei gegen einen verrätherischen Feind gerechtfertigt werden könnte. Ohne Zweifel war er auch in der Meinung, daß seine Handlung den höchsten Beifall bei den Mexikanern finden würde, die durch die Räu-

dereien jener Häuptlinge so viel gelitten hatten. In dieser Erwartung aber fand er sich höchlich betrogen; er ward allgemein getadelt, obgleich die Mexikaner ähnlicher Handlungen schuldig waren. Ich will ein Beispiel davon erzählen:

Im Sommer 1839 saßen einige gefangene Apaches, unter ihnen die Frau eines angesehenen Häuptlings, im Calabozo in der Stadt Paso del Norte. Als der Häuptling von diesem Mißgeschicke Nachricht erhielt, sammelte er gegen sechszig Krieger, drang kühn in die Stadt und forderte die Freilassung seiner Frau und seiner Freunde. Der Befehlshaber der Stadt, der Zeit gewinnen wollte, beschied sie auf den folgenden Tag und versprach, ihr Verlangen zu erfüllen. Während der Nacht wurde die bewaffnete Mannschaft des Bezirkes gesammelt, die man aber, als die Apaches zurückkehrten, verborgen hielt. Der Befehlshaber lockte die Indianer in's Gefängniß, unter dem Vorwande, ihnen ihre Freunde zu überliefern. Der arglose Häuptling und ungefähr zwanzig seiner Begleiter gingen in die Falle und wurden mit kaltem Blute niedergemetzelt, doch nicht ohne Verlust der Mexikaner, welche vier bis fünf Krieger in dem Kampfe verloren. Unter diesen war der Befehlshaber selber, der kaum die Worte ausgesprochen hatte: „Maten á los carajos!“ (tödtet die Schurken!), als der Häuptling erwiederte: „Entonces moriras tu primero, carajo!“ (dann sollst Du zuerst sterben, Schurke!) und ihm den Dolch in's Herz stieß.

Neu-Mexiko ist zu entfernt von den gewöhnlichen Raubwegen der Apaches, und seine spärlichen Ranchos bieten kein so fruchtbares Feld für ihre Unternehmungen dar, als die zahlreichen Meiereien im Südlande, und die Räubereien dieses Stammes haben daher jene Landschaft nur wenig betroffen. Ich weiß nur von einem einzigen ernstlichen Angriffe, der vor ungefähr zehn Jahren geschah. Eine Schaar von Kriegern rückte kühn gegen die Stadt Socorro an der südlichen Gränze. Es kam zum Kampfe zwischen ihnen und der mexikanischen Streitmacht, die aus einer Compagnie Linientruppen und der gesammten Miliz des Ortes bestand. Die Mexikaner wurden bald gänzlich zerstreut und in die Straßen ihrer Stadt gejagt, wobei

sie einen bedeutenden Verlust erlitten. Die Wilden nahmen ihre Todten mit, doch sollen sie nur sechs bis sieben Mann verloren haben. Ich war am Tage nach diesem Unglücke in der Nachbarschaft. Es herrschte allgemeine Bestürzung unter den Einwohnern, die stündlich einen neuen Einfall der Wilden erwarteten.

Man hat von Zeit zu Zeit, besonders in Chihuahua verschiedene Pläne entworfen, den Verheerungen der Indianer zu steuern, aber meist ohne Erfolg. Der bedeutendste war der sogenannte „proyecto de guerra“ im Jahre 1837. Es wurden verschiedene Belohnungen ausgesetzt, die von einer zu diesem Zwecke aufgebrachten Summe bezahlt werden sollten. Für die Schädelhäute eines erwachsenen Mannes, einer Frau und jedes Kindes wurden 100,50 und 25 Dollars versprochen. Zur Ehre der Republick war jedoch dieser barbarische Plan nur einige Wochen in Wirksamkeit und erhielt nie die Zustimmung der Gesammtregierung, wiewohl einige der einsichtigsten Bürger von Chihuahua ihn eifrig vertheidigten. So lange die Sache bestand, hielt man sich strenge daran. Ich sah einst eine Reiterabtheilung in Chihuahua einrücken deren Anführer eine frische Schädelhaut auf der Spitze seiner Lanze trug, die er im Jubel über seinen Sieg hoch in der Luft schwang. Das nächste Stück der Zeitung enthielt einen amtlichen Bericht über den Vorfall. Die Soldaten verfolgten einen Schwarm Apaches, als sie auf eine Indianerin stießen die zurückgeblieben war, um ihr kleines Kind in Sicherheit zu bringen. Die Mutter ward ohne Erbarmen niedergemetzelt und ihr die Schädelhaut abgelöst, eben die auf die Lanze gesteckte. Der Offizier schloß seinen Bericht mit der Nachricht, daß das Kind bald nach seiner Gefangennehmung gestorben wäre.

Die Jutas sind einer der verbreitetsten Stämme des westlichen Landes und vom Norden Neu-Mexiko's bis zum Schlangenflusse und Rio Colorado zerstreut. Sie zählen wenigstens 10,000 Seelen und führen durchaus ein Wanderleben. Eine Abtheilung von ungefähr tausend Seelen bringt den Winter meist in Gebirgsthälern nördlich von Taos zu, den Sommer aber ge-

wöhnlich in den östlichen ebenen Prairieen auf der Büffeljagd. Ihre Sprache soll in entfernter Verwandtschaft mit der Sprache der Navajos stehen, doch schien sie mir weit mehr Kehllaute zu haben, hat einen tiefen Ton wie bei Bauchrednern. Diese Indianer leben zwar dem Namen nach in Frieden mit der Regierung von Neu-Mexiko, doch bedenken sie sich nicht, den Jägern und Handelsleuten, die unter ihre streifenden Schaaren fallen, schwere Brandschatzungen aufzulegen, und zuweilen haben sie sich sogar persönliche Gewaltthätigkeiten erlaubt. Ein angesehener mexikanischer Offizier wurde vor nicht langer Zeit von einem Haufen dieser Indianer gegeißelt, und doch wagte es die Regierung nie, die Beleidigung zu rächen.

Im Sommer 1837 stießen fünf bis sechs Shawnee-Indianer, nicht weit von der östlichen Gränze des Felsengebirges, südlich vom Arkansas, auf einen zahlreichen Haufen von Jutas. Sie wurden anfänglich mit großen Freundschaftsbezeigungen empfangen, die geringe Zahl ihrer Gäste aber mochte die Jutas zu dem Entschlusse ermuthigen, sie ihrer überflüssigen Güter zu berauben. Die Shawnees hatten zu nicht geringem Erstaunen der Jutas nicht Lust, ihr Eigenthum ruhig zu übergeben, und rüsteten sich zur Gegenwehr. Es kam zu einem Gefechte, das den Jutas mehrere Leute und einen geachteten Häuptling kostete, während ihre Gegner ohne Verlust ihre östliche Heimath erreichten.

Einige Tage nach diesem Ereignisse, während die Jutas noch den Verlust ihrer Leute betrauerten, kam ich mit einer kleinen Karawane von ungefähr fünfunddreißig Mann in die Nähe ihrer zeitweiligen Niederlassung. Kaum hatten wir unser Lager aufgeschlagen, als sie uns in großer Anzahl, Männer, Weiber und Kinder, umschwärmten; die Krieger aber waren mürrisch und zurückhaltend und murmelten nur zuweilen eine Verwünschung der Amerikaner, unmuthig über die von den Shawnees erfahrene Behandlung, die sie für Mischlinge und unsere Verbündeten hielten. Plötzlich faßte ein junger Krieger ein köstliches Pferd, das einem meiner Gefährten gehörte, schwang sich hinauf und sprengte davon. Wir waren überzeugt, daß wir durch ruhige Ertragung

dieser Beleidigung sie nur zu neuen ermuthigen würden, und faßten sogleich den Entschluß, das gestohlene Pferd von ihrem Häuptlinge entschieden zurückzufordern. Als unser Verlangen mit Verachtung behandelt wurde, schickten wir ihnen eine Kriegserklärung zu und rüsteten uns zum Angriffe. Das Kriegsgeschrei erscholl augenblicklich in allen Richtungen, und da die Infas wegen ihrer Tapferkeit und Waffengeschicklichkeit berühmt sind, so setzte die Bereitwilligkeit, womit sie unsere Herausforderung anzunehmen schienen, unsere Gesellschaft in nicht geringe Unruhe. Wir hatten sie blos aus Prahlerei zu einem Kampfe auf Tod und Leben herausgefordert, ohne im mindesten zu erwarten, daß sie sich unsertwegen so viel Beschwerde machen würden. Aber es war zu spät, aus der Klemme zu kommen.

Kaum war das Lärmzeichen gegeben, als sich die Niederlassung der Indianer in ein Kriegslager verwandelte. Während die berittenen Krieger ihre Pferde tummelten, flohen die Weiber und Kinder wie verscheuchte Rebhühner zu den Klippen und Schluchten einer nahen Felsenhöhe. Ein Drittheil unserer Gesellschaft bestand aus Mexikanern, und der erste Schritt der Indianer war, ihnen Sicherheit zu versprechen, in der Hoffnung, unseren schon so schwachen Haufen zu vermindern. Ein junger Krieger ritt kühn auf uns zu und sprach in gutem Spanisch: „Meine mexikanischen Freunde, wir wollen Euch nicht kränken. Ueberlaßt uns diese Amerikaner, es soll nicht Einer von ihnen mit dem Leben davon kommen." Die Mexikaner waren ziemlich muthige Rancheros und antworteten blos: „Al diablo, wir haben nicht vergessen, wie Ihr uns behandelt, wenn Ihr uns allein findet. Jetzt sind wir bei Amerikanern, die ihre Rechte vertheidigen wollen, und Ihr könnt reichliche Vergeltung für alle empfangenen Beleidigungen erwarten." In der That, die Mexikaner schienen am meisten den Beginn des Kampfes zu wünschen; ein merkwürdiger Beweis, wie wirksam das Vertrauen auf Gefährten ist.

Eine Entscheidung war nun nahe. Zwei Drehbassen, die wir bei uns führten, wurden gerichtet, mit Zündkraut versehen und die Lunten angezündet. Jedermann war mit seinem Gewehre

auf seinem Posten, Jedermann von dem Wunsche beseelt, sich gut zu halten, was auch der Erfolg sein möchte, als die Indianer, die uns entschlossen sahen, den Kampf zu bestehen, Unterhandlungen anknüpften. Eine alte Indianerin, die Mutter eines angesehenen Häuptlings, wie man sagte, ritt heran und rief: „Meine Söhne, die Amerikaner und die Jutas sind seither Freunde gewesen, und unsere alten Männer wünschen es zu bleiben; nur einige ungestüme und halsstarrige junge Leute wollen fechten.“ Das gestohlene Pferd wurde bald nach dieser Anrede zurückgegeben; der Friede ward in beiden Lagern freudig verkündet, und die Anführer bestätigten ihn bei einer geselligen Tabakspfeife. (Josuas Gregg).

Californien.

Californien zerfällt in das alte oder Nieder-Californien und in das neue oder Ober-Californien. Das erstere ist bedeckt mit unfruchtbaren Bergen und war früher von barbarischen Stämmen bewohnt, unter denen Missionen anzulegen die ganze Ausdauer der Jesuiten erforderte. Der Boden ist hier selten zum Anbaue geeignet und erzeugt nur Datteln, Feigen, Orangen und Zuckerrohr. Man beutet einige Silberminen und die Perlenbänke im californischen Meerbusen aus; letztere sind aber ziemlich erschöpft. Neucalifornien beginnt am Hafen San Diego unter 32° und bietet eine ununterbrochene Reihe von Missionen, Pueblos und Presidios, die sich 200 Leguas weit gegen Norden erstrecken. Die anderen Haupthäfen sind die von Monterey, Bodega und San Francisco, einer der schönsten Häfen der Welt. Alle bewohnten Orte, die 8 bis 10 Leguas auseinanderliegen, befinden sich am Meere auf einem schmalen Streifen. Der Anblick des Landes ist entzückend: es ist eine

Reihenfolge von unermeßlichen Thälern, in denen man Tabak, Hanf, Baumwolle, Weinreben, Oliven und Orangen und alle anderen Früchte Europa's baut. Der Wein steht dem von Spanien nicht nach, und die Cerealien liefern einen fast fabelhaften Ertrag. Die Temperatur gleicht der von Valencia und der schönsten Theile Italiens. Die Nordwestwinde mäßigen die Sonnenhitze, wie die Südwinde die Strenge des Winters. Das Land ist reich an Bauholz auch für Schiffe; dichte Wälder bedecken die inneren Hügel und die meisten Flußufer, und Lorbeerbäume, Sycamoren, Platanen und verschiedene Eichenarten erheben sich neben riesenhaften Fichten und Tannen, von denen einige nicht weniger als 80 Metres Höhe haben. Die Wälder sind angefüllt mit dornigen Büschen voll Früchten, ähnlich den Johannisbeeren, wilden Erdbeeren und saftigen Wurzeln, die den Indianern zur Speise dienen. Auch trifft man hier die Yedra, eine Staude, die so giftig ist, wie der Manschinellenbaum. Man braucht blos daran vorüberzuschreiten, selbst in ziemlicher Entfernung, um sogleich die schädlichen Wirkungen in einem Anschwellen des Körpers zu fühlen, das bei Kindern manchmal tödtlich ist. — Einige Ebenen haben 100 Leguas Länge bei einer Breite von 15 bis 20 Leguas. Hier erreicht das Gras nach reichlichem Regen manchmal eine Höhe von 10 Fuß, und es weiden auch hier unermeßliche Heerden von Pferden, Schafen, Rindvieh, nebst zahlreichen Schaaren von Antilopen, Rehen und einer eigenthümlichen Art Hirsche von der Größe eines großen Pferdes, mit Geweihen, die eine Weite von 6 und manchmal eine Höhe von 8 Fuß haben. Der amerikanische Löwe ist unbekannt, dagegen der graue und braune Bär, der Prairie-Hund und die wilde Katze sehr gewöhnlich. In den Flüssen gibt es Flußottern und Biber, an den Küsten erscheinen Wallfische, Phocken aller Art, Meerpferde und Meerschildkröten in Menge, eben so Sardellenbänke, und der Rio Sacramento, der einzige schiffbare Fluß von ganz Californien, führt ungeheuere Salmen. Unter den wenigen Reptilien ist nur die Klapperschlange giftig; sie ist aber klein, scheu und flieht vor dem Menschen. — In geringer Entfernung von der Küste liegen

verschiedene Gruppen unbewohnter, weidereicher Inseln, wo amerikanische und russische Fahrzeuge Seekälber und Fischottern jagen. In dem Kanale zwischen dem festen Lande und den St. Barbara-Inseln zeigt die Oberfläche des Meeres ungeheuere schwärzliche Flecken, was von den am Ufer gelegenen Erdpechquellen kommt, deren Geruch sich auf mehrere Leguas weit fühlbar macht. (Nach Duflot de Mofras. **Echo du Monde Savant.**)

Monterey.

Wenn auch nicht gerade ein Paradies, so ist Monterey doch ein angenehmer Ort; auch bis auf diesen Tag noch bleibt es in meiner Erinnerung ein erfreulicher Aufenthalt, obgleich ich jetzt ruhiger, gemäßigter fühle, und, wie ich wohl glauben darf, etwas weiser geworden bin, als ich zu jener Zeit war. Das Aussehen eines glücklichen Standes der Dinge ist über die kleine Stadt verbreitet. Jedermann fühlt sich behaglich, Jeder singt und lacht, und jede Stunde ist dem Vergnügen und der Ruhe gewidmet.

Nichts von Eueren schmutzigen Straßen, kein scharfes Pflaster, keine Manufakturen mit ihrem ewigen Rauch; keine Polizeidiener, welche aussehen, wie die Eichelbuben im Kartenspiel; keine Kabriolette oder Omnibus den Koth rechts und links ausspritzend; und vor allem keine von Euern, ihrem Gehalte nachrennenden Geschäftsmännern, blasend wie Dampfmaschinen, alle Welt mit dem Elbogen stoßend, und am Ende gar die Obstbuden umstürzend. Nein; dergleichen trifft man nicht in Monterey.

Es findet sich hier eine grundlos tiefe Bucht im schönsten Blau erglänzend, besetzt mit schönen, hohen Bäumen. Man gewahrt einen offenen Wiesgrund, ausgebreitet wie ein aus schönen

milden Blumen zusammengesetzten Teppich. Darauf stehen Hunderte von hüttenartig gebauten Wohnhäusern, überrankt von schmucken Reben. Im Mittelpunkt das Presidio, oder Gouvernement-Gebäude, auf der einen Seite der Thurm einer Kirche, auf der andern die hohen, festen Mauern eines Klosters. Ueber allem dem ist ein Himmel vom tiefsten Kobaltblau ausgebreitet, der auf das Reizendste mit dem Dunkelgrün der hohen Fichten und den unsicheren und unbeschreibbaren Tinten am Horizonte der westlichen Prairieen contrastirt.

Selbst die Hunde sind höflich in Monterey und die Pferde, welche umher weiden, laufen Euch zu, als wollten sie Euch bei Eurer Ankunft begrüßen; doch die Sache verhält sich so: jeder Reisende führt einen am Sattelknopfe befestigten Sack mit Salz mit sich, und wenn diese Thiere nun kommen und ihre Nase daran reiben, so wollen sie nur wenig Salz erbetteln, eine Speise, die sie ganz besonders lieben. Jeder Mensch und jedes Thier ist hier mit Euch vertraut und, was seltsam klingen mag, die Engländer, welche in dieser Stadt residiren, sind zufrieden, und was noch seltsamer klingt, die Amerikaner sind beinahe ehrlich. Was muß doch in Monterey für ein herrliches Klima herrschen!

Die Gastfreundschaft der Bewohner kennt keine Grenzen. „Die heilige Jungfrau segne Dich“ sagte ein Mann, der unsre Ankunft wahrnahm, „verweile hier und beehre meine Hütte.“ Ein Anderer kam auf uns zu, schüttelte uns die Hände, während die wohlwollendsten Gefühle auf seinem Antlitz sichtbar wurden. Ein Dritter nahm unsere Maulthiere bei den Zäumen, und führte uns an die Thüre seiner Wohnung, indeß ein halbes Dutzend hübscher Mädchen, mit funkelnden Augen und schlanken spitzzulaufenden Fingern, darauf bestand, uns die Beinkleider abzustreifen, die wir zum Reiten angelegt hatten und uns die Sporen abzuschnallen.

Monterey ist eine sehr alte Stadt; sie wurde im 17. Jahrhundert von einigen portugiesischen Jesuiten gegründet, die hier eine Mission anlegten. Den Jesuiten folgten die Franciskaner, eine gute, milde, träge, weichherzige Klasse von Menschen, lu-

tig aber sittlich, donnernd gegen Laster und Liebe, aber nach Auferlegung leichter Bußübungen gerne volle Absolution ertheilend. Diese Franciskaner wurden von der mexikanischen Regierung, welche ein Gelüste nach ihrem Vermögen hegte, aus der Thüre gejagt. Das war eine unselige Veränderung, denn an die Stelle der gutmüthigen, gastfreundlichen, freigebigen Mönche, setzte die Regierung Agenten und Officianten aus dem Inneren, welche, durch kein Band mit Monterey verknüpft, sich wenig um die Wohlfahrt der Einwohner bekümmerten. In Folge hievon sind die Californier dieser Auspressungs-Agenten von Herzen überdrüssig, denn sie haben eine natürliche Abneigung gegen alle Zollbeamten, und vor Allem können sie sich mit dem Gedanken nicht vereinigen, daß sie ihre Dollars zur Bestreitung der mexikanischen Kriege hingeben sollen, für welche sie durchaus kein Interesse fühlen. An einem schönen Morgen (und die Ausführung steht nahe bevor) werden sie die mexikanische Flagge von dem Presidio abreißen, die Commissarios und Zolleinnehmer fortjagen, ihre Unabhängigkeit von Mexiko erklären und ihre Häfen allen Nationen öffnen.

Monterey zählt ungefähr drei tausend Seelen, mit Einschluß der Halbblütigen und Indianer, welche als Diener in verschiedenen Häusern arbeiten. Die Bevölkerung ist wohlhabend, und da die Einwohner keine Gelegenheit haben ihr Geld zu verschleudern, wie in den östlichen Städten, (denn alle Vergnügungen und Lustbarkeiten verursachen beinahe gar keine Ausgaben), so lieben sie es ganz besonders, ihre Person, ihre Sättel, ihre Pferde mit so viel Glanz, als sie nur immer aufwenden können, auszustatten. Ein Sattel im Werthe von 100 Pfund ist etwas ganz Gewöhnliches unter den reicheren jungen Männern, welche ihren ganzen Stolz in ihre Rosse und in ihren Aufputz setzen.

Die Weiber kleiden sich äußerst reich und mit bewunderungswürdigem Geschmack; die Mädchen gehen in weißen, seidenen Gewändern, und ihr langes schwarzes Haar fällt dabei glänzend über die Schultern; zu Hause ist ihre Stirne mit kostbaren Juwelen verziert, gehen sie aus, so bedecken sie ihr Gesicht

mit einem langen, weißen Schleier, durch welchen ihre dunkeln Augen wie Diamanten schimmern.

Die verheiratheten Weiber ziehen bunte Farben vor und halten ihr Haar dicht am Kopfe mit einem großen Kamme befestigt. Sie besitzen sonst noch etwas erfreulich Charakteristisches, das die Männer mit ihnen theilen, nämlich eine schöne Stimme, die bei den Weibern sanft und schmelzend, bei ihren Gebietern voll, sonor und majestätisch klingt. Ein amerikanischer Reisender hat in dieser Beziehung gesagt: „Ein gemeiner Ochsentreiber auf seinem Pferde, der sich eines Auftrags zu entledigen hat, schien zu sprechen, wie ein Ambassadeur in der Audienz. Die Californier scheinen in der That ein Volk zu sein, auf das ein Fluch gefallen ist, der ihnen Alles entrissen hat, nur nicht ihren Stolz, ihre Manieren und Sitten.

In Monterey gibt es immer viel Unterhaltung und pfeilgeschwind verrinnt die Zeit zwischen Hahnengefechten, Wettrennen, Fandango, Fischen, Schiffen ꝛc. ꝛc. Die Salubrität an diesem Orte ist merkwürdig: ein Siechthum gab es hier nie; Krankheiten jeder Art sind hier völlig unbekannt. Es gibt kein Zahnweh, kein anderes körperliches Leiden, keinen Spleen; die Leute sterben in Folge von Unfällen oder Altersschwäche; die Montereyaner haben auch ein sonderbares Sprichwort: „Et que quiere morir que se vaya del pueblo,“ d. h. „Wer zu sterben wünscht, muß die Stadt verlassen.“ (Marryat.)

Zwei Nächte in Südmexiko.

Abentheuerlicher Kampf. — Ein Gewittersturm.

Eine herrliche Stelle für unser Nachtlager!“ So rief ich aus, indem ich vom Maulthiere stieg und Arme und Beine dehnte, die vom langen Ritte steif geworden waren. Es war dem Anscheine nach ein feenhafter Ort, eine enge Bergschlucht,

von Mahagonibäumen beschattet. Mein Gefährte winkte beifällig. Unsere trägen mexikanischen Maulthiertreiber und Diener sagten kein Wörtchen dazu und fingen an, unser Nachtlager zu bereiten. Verdammte Schlingel! Wenn wir uns auch in einem Sumpfe, Stirne an Stirne mit einem Alligator gelagert hätten, so würden sie, glaub' ich, denn Mund nicht aufgethan haben. Diese halbblütigen Mexikaner, halb Indianer, halb Spanier, mit der schwarzen Race auch noch ein bischen verwandt, bekümmern sich so wenig um die Gefahren und Uebel ihres Landes und Klima's, daß ihnen gar nicht einfällt, daß Yankee-Fleisch und Blut empfindlicher und mit Moskitos und vomito prieto, wie sie ihr höllisches Fieber nennen, nicht zu spassen ist, der Schlangen, Skorpione, Alligatoren und ähnlichen Wesen nicht zu gedenken.

Ich war nach Mexiko gekommen mit einem jungen Virginier, Jonathan Rowley, 26 Jahre alt, und 6' 2'' hoch, mit herculischen Gliedern und dachbreiten Schultern. Es war gegen das Ende des Jahres 1824 und bald nach der Befreiung Mexiko's von spanischer Herrschaft und seiner Umwandlung in einen Freistaat, was uns Amerikanern neuen, großen Antheil einflößte. Zudem hatte man uns Vieles von der Schönheit des Landes erzählt, doch darin hatten wir uns eher getäuscht, und erreichten die Hauptstadt, ohne, ausgenommen einige Theile der Provinz Vera-Cruz, etwas gesehen zu haben, das die ausschweifenden Lobpreisungen über die Pracht der Landschaftsbilder in Mexiko, die wir in der Heimath gehört hatten, rechtfertigen konnte. Wir waren jedoch nicht weit südwärts gekommen, als das Gepräge der Gegend sich änderte und unsere ausschweifendsten Erwartungen weit übertraf. Ganze Wälder von Palmen, Orangen, Citronen und Bananen füllten die Thäler; Sümpfe und Niederungen waren von Mahagonibäumen und baumhohen Farrenkräutern bedeckt; die ganze Natur hatte einen riesenhaften Maßstab: die Berge unendlich hoch, die Thalfläche durchfurcht und zerrissen von 100—1000 Fuß tiefen Schluchten, und mit der reichsten und wechselndsten Vegetation überwachsen. Der Himmel selbst zeigte jenes tiefglühende

Blau der Morgenländer, das gleichsam bewölkt und umsäumt mit Gold erscheint.

Aber dieses heiße Klima, die brütende Sonne erzeugen manchen Nachtheil. Ungeziefer und Gewürme aller Art, das tödtliche Fieber jener Himmelsstriche machen die Niederungen für zwei Drittheile des Jahres unbewohnbar. Doch gibt es weite Gegenden, welche verhältnißmäßig von diesen Plagen befreit, — wahre Edensgärten von so hoher Schönheit, daß schon dort zu leben und zu athmen eine wahre Lust und Freude ist. Das Herz hüpft gleichsam vor Vergnügen und die Seele erhebt sich an dem Anblicke jener feenhaften Pracht und Herrlichkeit.

Die berühmteste unter diesen gesegneten Provinzen ist das Thal von Oaxaca mit den zwei Bergdistrikten von Mistecca und Zapoteca, welche alle anderen an Schönheit übertreffen. Es war in jenem unendlichen Thale, nahe an 300 (englischen) Meilen lang und von den höchsten Bergen Mexikos umgeben, wo wir uns jetzt befanden. Die gütige Vorsorge unseres Geschäftsträgers in der mexikanischen Hauptstadt hatte uns jegliche Erleichterung verschafft, um eine Gegend zu durchziehen, die nur selten von einem fremden Fuße betreten wird. Wir hatten zahlreiche Empfehlungsschreiben an die Alkaden und Behörden der Dörfer und Städte, welche nur spärlich in den südlichen Provinzen Mexiko's zerstreut liegen; wir bekamen Schutzgeleite, wenn es nöthig war; jegliche Hülfe, Unterstützung und Erleichterung sollte uns gewährt werden. Aber da weder die Behörden, noch Se. Excellenz der Gesandte da Gasthöfe und Häuser errichten konnten, wo keine waren, so waren wir oftmals genöthigt, uns im Freien zu lagern, mit dem Himmel als Schutzdach über uns. Und gewiß war es ein herrlich Dach für unsere Schlafstätte; jener tropische Himmel mit seinen Sternbildern, den Bewohnern des Nordens neu, und jeder Stern größer und glänzender durch die Einwirkung des Dunstkreises. Mars und Saturn, Venus und Jupiter waren alle verschwunden; den großen und kleinen Bären konnte man noch sehen. In weiter Ferne das Schiff Argo und der glühende Centaur, und herrlich vor allen das glorwürdige Zeichen des Christenthu-

mes, das ungeheuere südliche Kreuz in all' seinem Glanze und seiner Erhabenheit hellstrahlend in silberner Pracht, in einer Einfassung von dunkelblauem Krystalle.

Während unsere Hängematten an den untersten Zweigen eines Baumes befestigt wurden, denn in diesem Theile von Mexiko ist es nicht räthlich, auf bloßer Erde zu schlafen, wegen der Schlangen und Gewürme, zündete der Koch unter dem nahen Felsen ein Feuer an, woran in wenig Minuten ein Iguan, den wir den Tag über geschossen, am Spieße gebraten wurde. Es war ein seltsamer Anblick, dieses Thier, das einem Drachen und der Eidechse gleicht, im Scheine des Feuers drehen und wenden zu sehen, und sein ekelhaftes Aussehen konnte wohl die Eßlust benehmen; aber wir wußten aus Erfahrung, daß es nichts Besseres gibt, als einen gebratenen Iguan. Wir ließen's uns wohl schmecken und beschlossen das Mahl mit einem Zuge aus der Rumflasche und kletterten dann in unsere Hängematten; die Mexikaner legten sich auf die Erde nieder, mit dem Kopfe auf dem Maulthiersattel, und bald waren Herren und Diener fest entschlafen.

Es war ungefähr um Mitternacht, als ich an einem unbeschreiblichen Gefühle von Beängstigung erwachte, das der Druck der Luft erzeugte. Diese Luft schien nicht mehr geeignet zum Athemholen und hüllte uns, gleich giftigen Dünsten, die plötzlich aufgestiegen, gänzlich ein. Aus der Tiefe der Schlucht, die uns umgab, rollten dunkle, erstickende Dunstwogen, das vomito prieto oder Fieber selbst, im Nebel verkörpert. Im selben Augenblicke, während ich nach Luft schnappte, ließ sich eine Wolke auf mich nieder, und tausend Stiche, gleich glühenden Nadeln, drangen in jeden unbedeckten Theil meines Körpers. Instinctmäßig streckte ich die Hände aus und schloß sie wieder, und zerdrückte bei dieser Bewegung Hunderte von ungeheueren Moskitos, deren singendes Flügelgeräusch mich fast betäubte. Die Luft war buchstäblich angefüllt von einem Schwarme jener Insekten und die Angst bei ihren wiederholten Angriffen unbeschreiblich. Es war eine vollkommene ägyptische Plage.

Rowley, dessen Hängematte etwa zehn Ellen weit von der

meinigen war, ließ sich alsbald vernehmen: ich hörte ihn stoßen und schlagen, sprudeln und fluchen, was unter jeden anderen Umständen spassig gewesen wäre, aber damals war die Sache zu ernst zum Lachen. Unter den Qualen der Moskitostiche und den Wirkungen der durchdringenden, giftigen Dämpfe, die sich immer mehr verdichteten, befand ich mich in einem wahren Fieber, bald brennend vor Hitze und dann wieder zitternd vor Kälte, mit trockener Zunge, zuckenden Augenliedern und glühendem Kopfe.

Es fiel etwas schwer auf den Grund. Es war Rowley, der aus seiner Matte sprang. „Verdammt!" rief er aus, „wo sind wir? Auf oder unter der Erde? Waren wir oder sind wir in ihrem mexikanischen Fegefeuer? Ja, wir sind so gewiß darin, so gewiß, als es Schlangen in Virginien gibt. Holla, Arrieros! Pablo! Matteo!"

Im selben Augenblicke hörte ich einen Schrei der Angst und des Schreckens, wie ich weder vorher noch seitdem gehört, einen Wehruf wie von einer Frau in höchster Noth und äußerster Gefahr, nur wenige Schritte von uns. Ich sprang aus meiner Hängematte und sah zwei weißgekleidete, anmuthige Frauengestalten an mir vorüberstürzen, oder vielmehr fliegen, in herzzerreißendem Tone um Hülfe rufend; „Socorro! *Socorro! por* Dios!" Auf den Fersen der Flüchtigen hüpften und sprangen mit mächtigen Sätzen drei oder vier dunkle Gestalten, die nichts Irdischem glichen. Wohl waren sie wie Menschen, aber so gräßlich und furchtbar, so übernatürlich und gespenstisch, daß ihr plötzliches Erscheinen in der finsteren Schlucht selbst die stärksten Nerven erschüttern konnte. Rowley und ich selbst standen eine Sekunde wie gelähmt vor der fremdartigen Erscheinung, aber ein zweites Wehgeschrei gab uns unsere Geistesgegenwart wieder. Eine der Frauen war entweder ausgeglitten oder aus Ermüdung niedergesunken und lag wie ein weißes Bündel auf der Erde. Die Hülle der anderen war in den Klauen eines der Gespenster oder Teufel, oder was immer sie waren, und Rowley stürzte mit einem Rufe des Schreckens vor und that einen furchtbaren Streich seines Messers auf das Ungethüm. Zur selben

Zeit, ohne zu wissen wie, war ich mit einer der Mißgestalten in Kampf gerathen, aber dieser war ungleich. Wir stießen und stachen vergebens mit unseren Waffen; unsere Gegner waren bedeckt und geschützt durch eine harte, stacheligte Haut, welche unsere scharfen, spitzen Messer nur mühsam durchbohrten; überdies umschlangen uns nervigte, lange Arme, die in Hände und Nägel endigten, scharf und stark wie Adlerklauen. Ich fühlte diese schrecklichen Krallen in meinen Schultern, als das Unthier mich packte und an sich drückte wie in der Umarmung eines Bären, während das halb menschliche, halb thierische Antlitz mich angrinzte und murrend seine langen, scharfen, weißen Zähne zeigte, die nahe vor meinem Gesichte fletschten und knirschten.

„Gott des Himmels! Dieß ist schrecklich! Rowley, hilf mir!"

Aber Rowley, troß seiner riesigen Stärke, war hülflos wie ein Kind in der Umhalsung des schrecklichen Gegners. Er befand sich wenige Schritte von mir im Kampfe mit zweien mit übermenschlicher Kraft nach seinem Messer ringend, das ihm entfallen war. Und wo waren unsere Maulthiertreiber all' die Zeit über? Wurden auch sie angegriffen? Warum standen sie uns nicht bei? — Die ganze Zeit? Es war keine Zeit, denn es dauerte nur einige Secunden, auf einem Schauplatze wenige Schuh breit, beim schwachen Geflimmer der Sterne und den verkohlten Resten unseres ziemlich entfernten Feuers.

„Ho, das hat getroffen!" Ein Stoß, mit der Kraft der Verzweiflung gethan, durchdrang die Seite meines Gegners! Aber ich sollte ihn theuer büßen. Mit einem gellenden Schreie des Schmerzes und der Wuth drückte das Unthier mich fester an seinen ekelhaften Leib; die scharfen Klauen gruben sich tiefer in meine Schultern und hackten das Fleisch auf; die Angst war fürchterlich, meine Augen verdunkelten sich und die Sinne schwanden. Da horch: puff, puff! Zwei — vier — ein Duzend Flinten- und Pistolenschüsse, denen ein schallendes Jauchzen und Jubeln und unmäßiges Lachen folgte. Das Geschöpf, welches mich festhielt, stutzte und wich zurück. In diesem Augenblicke streifte ein dunkler Arm vor meinem Gesichte, dann ein blen-

bender Blitz, ein Schrei und ich fiel zur Erde, befreit aus der Umhalsung meines Gegners. Sonst erinnere ich mich an nichts weiter. Ueberwältigt von Schmerz, Anstrengung, Schreck und den giftigen Dämpfen der Schlucht, verließen mich meine Sinne und ich lag in Ohnmacht.

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, ruhte ich wohl zugedeckt unter einem Schutzdache von Blättern und Blumen. Es war heller Tag, die Sonne schien klar, die Blüthen dufteten süß, bunte Colibris flatterten und schossen umher in den Sonnenstrahlen wie eben so viele belebte Splitterchen eines Prisma. Ein mexikanischer Indianer stand an meinem Lager, dessen Gesicht mir fremd war, und bot mir eine Cocosschale mit einem Getränke, welches ich eifrig ausschlürfte. Der Trank, eine Mischung aus Citronensaft und Wasser, erfrischte mich sehr, und indem ich mich auf meinen Arm stützte, zwar mühsam und nicht ohne Schmerzen, blickte ich umher und sah einen Auftritt voll Leben und Bewegung, den ich mir nicht zu erklären wußte. Am Abhange des Hügels, wo ich ruhte, war eine Art von Lager aufgeschlagen. Eine Anzahl Maulthiere und Pferde weideten in Freiheit, oder, an Bäume und Büsche gebunden, fraßen sie, was für sie gesammelt wurde. Einige trugen hübsche, bequeme Sättel, andere Packsättel, augenscheinlich für zahlreiche Päcke und Koffer und Kisten eingerichtet, die auf dem Boden zerstreut lagen. Mehrere Flinten und Gewehre lehnten hie und da an den Bäumen und zwölf oder fünfzehn Männer waren verschieden beschäftigt, einige Säcke füllend, oder das Gepäcke auf den Maulthieren festbindend, andere lagen im Grase und rauchten, noch andere umgaben das Feuer und kochten. Unfern von meinem Lager war ein anderes ähnliches, worauf ein Mann lag, in Decken eingewickelt und mit dem Rücken gegen mich gewendet, so daß ich seine Gesichtszüge nicht unterscheiden konnte.

„Was soll all' dies bedeuten? Wo bin ich? Wo ist Rowley, unsere Führer? Wo sind sie Alle?"

„Non entiendo," antwortete mein brauner Mundschenke, indem er den Kopf schüttelte und gutmüthig lächelte.

„Adonde estamos?“ (Wo sind wir?)

„In el valle de Chihuatan, in el gran valle de Oaxaca y Guatimala, diez leguas de Tarifa“ (Im Thale von Chihuatan, zehn Meilen von Tarifa).

Die Gestalt, die auf dem Bette nächst mir lag, bewegte sich und wandte sich um. Wer konnte es sein? Das Gesicht war wie ein rothes Stück Fleisch mit Blut bespritzt und gefleckt; keine Züge waren zu unterscheiden.

„Wer seid Ihr? Was seid Ihr? rief ich.

„Rowley," war die Antwort, „Rowley hieß ich sonst, wenn diese Teufel mich nicht ausgewechselt haben." — „Ja, ausgewechselt haben sie Euch!" rief ich mit wildem Lachen. „Guter Gott! haben sie ihn lebendig scalpirt oder was sonst? das ist nicht Rowley!"

Der Mexikaner, der dem angeblichen Rowley zu trinken reichte, öffnete einen Mantelsack, der in der Nähe lag, und zog einen kleinen Spiegel heraus, den er mir vor das Gesicht hielt. Dann kehrte mir in's Gedächtniß zurück, was mit uns geschehen war, und ich überzeugte mich, wie diese Maske von menschlichem Fleische in meiner Nähe wirklich Rowley sein könnte. Ich fand mich wo möglich noch mehr entstellt, die Augen fast ganz zugeschwollen; Lippen, Nase und Gesichtszüge zu einem ungeheueren Umfange aufgedunsen und vollkommen unkenntlich. Ich schauderte unwillkürlich zurück, aus Abscheu und Ekel vor meinem eigenen Antlitze.

Die schreckliche Nacht in der Bergschlucht, die faulen erstickenden Dünste, der wüthende Angriff der Moskitos, deren Stiche mit dem daraus folgenden Fieber und Entzündung uns so entstellt hatten, dies alles kehrte in unser Gedächtniß zurück. Aber die Frauen, der Kampf mit den Ungeheuern, Thiere, Indianer oder was es sonst waren, blieb immer noch zu errathen. Es war kein Traum: mein Rücken und meine Schultern schmerzten mich stets von den Wunden, die von den Krallen jener Unthiere mir gerissen worden, und ich fühlte nur, daß meine Glieder mit feuchtem Verbande umwickelt waren. Ich nahm all' mein Spanisch zusammen, um dem Indianer eine Erklärung

darüber abzufragen, als ich plötzlich große Bewegung in dem Lager bemerkte, indem man sich um einige Personen drängte, die aus dem Farrenkrautgebüsche traten, worunter ich unsere Arrieros und Diener erkannte. Die Neuangekommenen umgaben etwas, das sie auf dem Boden nachschleppten; mehrere Frauen, die meisten junge, anmuthige Wesen, die schlanke Gestalt in die flatternden, malerischen Schleier (reboxos) und Decken (frazadas) gehüllt, führten den Zug an, häufig zurückschauend mit einem Ausdrucke von Abscheu und Siegesfreude, alle mit Rosenkränzen, deren Kügelchen rasch durch ihre Finger rollten, während sie das Kreuz küßten, oder an die Brust drückten. (Un zambo muerto! Un zambo muerto!) „Ein todter Zambo!" riefen sie bei'm Näherkommen.

„Han matado un Zambo!" Sie haben einen Zambo getödtet, wiederholte mein Wärter in freudigem Tone.

Nun kamen sie uns ganz nahe; die Frauen traten zurück, jauchzend und hüpfend und sich bekreuzend unter dem beständigen Rufe: „Ein Zambo! Ein todter Zambo!" Wir sahen nun in Mitte der Gruppe, die sich öffnete, todt auf der Erde ausgestreckt, einen unserer furchtbaren Gegner der verflossenen Nacht. „Guter Gott! was ist das?" rief Rowley mit mir in einem Athem. „Ein Teufel!"

Perdonem vos Sennores. — Un Zambo mono, — muy terribles los Zambos. Schreckliche Affen diese Zambos.

„Affen?" rief ich aus.

„Affen?" wiederholte der arme Rowley, indem er sich mit Hülfe seiner Hände aufrichtete. „Affen! Meerkatzen! — Bei Jupiter! Wir haben mit Affen gekämpft, und sie haben uns also zugerichtet."

Das Lächerliche der Geschichte überwältigte seinen Aerger und die Schmerzen seiner Wunden und Stiche; er sank zurück auf das Lager von Bananenblättern und Linnentüchern, und lachte so sehr, als es sein geschwollenes Gesicht und die Wurstlippen ihm erlaubten.

Ich hatte große Mühe, mich zu überzeugen, daß der Körper vor mir nie von einer menschlichen Seele belebt gewesen

war. Es war demüthigend, die Verwandtschaft dieses Affen mit unserem eigenen Geschlechte zu betrachten. Den Schweif abgerechnet, hätte man ihn gar wohl für einen unserer in Pelz gehüllten Prairiejäger nehmen können. Er glich ganz einem großen, wohlgewachsenen Menschen, und selbst der Ausdruck des Gesichtes hatte mehr von böser menschlicher Leidenschaft, als von thierischem Instincte an sich. Füße und Hüften waren wie bei einem muskulösen Manne, die Beine gebogen und fleischlos, wie man es manchmal bei Negern sieht, die Sehnen am Arme traten hervor wie Peitschenstränge, die Nägel waren so lang wie Tigerskrallen. Kein Wunder, daß wir im Kampfe gegen diese Bestien unterliegen mußten. Kein Mensch konnte ihn bestehen. Die Arme dieses Einen glichen Seilbündeln, lauter Muskeln und Sehnen, und die Hände waren so fest in einander geschlossen, daß die vereinten Kräfte von acht oder zehn Mexikanern und Indianern nicht hinreichten, sie zu trennen.

Was noch dunkel geblieben in unseren nächtlichen Abenteuern, klärte sich jetzt bald auf. Unser Führer in seiner Unwissenheit oder Unachtsamkeit gab zu, daß wir unser Nachtlager ganz nahe bei einem der verpesteten Pfühle bereiteten, die berüchtigt sind in der ganzen Provinz. Bald, nachdem wir eingeschlafen waren, kam ein Zug mexikanischer Reisender und ließ sich in unserer Nachbarschaft nieder, aber auf einer Anhöhe, wo sie den mephitischen Dünsten und auch den Moskitos, welche Rowley und mich so sehr gequält hatten, ausweichen konnten. In der Nacht wurden zwei Frauen, welche sich etwas von dem Lager entfernten, durch die Zambos oder menschenähnlichen Affen, welche in Südamerika bisweilen häufig sind, angefallen; sich vergebens nach ihren Freunden umsehend, flohen sie, ohne zu wissen, wohin, und zwar glücklicherweise in der Richtung unseres Bivouacs. Ihr Wehgeschrei, unser Rufen, das Gebell und höllische Gelächter der Zambos rief die Mexikaner zu unserem Beistande herbei. Die Affen wagten keinen zweiten Angriff; mehrere wurden verwundet, aber nur der eine war auf der Wahlstatt geblieben.

Die Mexikaner, unter welche wir geriethen, waren Zapo-

teken, die Cochenille sammelten, und ein äußerst gutmüthiges Völkchen. Was sie auch für uns thaten, so schien es ihnen doch nicht zu genügen, vorzüglich den Frauen, und unter diesen wieder den beiden, die wir aus der Gewalt der Affen befreit hatten. Diese hatten aber auch Ursache dazu, und wir konnten uns ihr Schicksal nicht schrecklich genug denken, wenn sie uns nicht begegnet wären, und die Mexikaner dadurch Zeit gewonnen hätten, uns zu Hülfe zu kommen.

Sie erwiesen uns jegliche Aufmerksamkeit; wir wurden mit Palmenblättern gefächelt, erfrischt mit kühlem Getränke, unsere Wunden sorgfältig verbunden, die von den Moskitostichen entzündeten Glieder und Gesichter mit Balsam und Pflanzensäften bestrichen; kurz, es gab keine sorgfältigeren, zarteren Wärterinnen. Bald fühlten wir uns besser und konnten uns aufrichten und umherschauen; doch vermieden wir sorgfältig, uns gegenseitig anzublicken, und konnten den schrecklichen Eindruck nicht verwinden, den unser geschwollenes, blutiges, ekeliges Aussehen auf uns machte. Von der Anhöhe übersahen wir vollkommen den Moorgrund, wo unser Unglück sich zugetragen. Da lag er dampfend wie ein großer Kessel; endlose Nebel stiegen daraus auf. Zur Linken sah man Klippen und Felswände aus bodenloser Tiefe aufragen und gleichsam schwimmend über dem Nebelmeere. Geier und Aasvögel umkreis'ten mit heiserem Geschreie den tiefen Pfuhl, oder ließen sich auf die Gipfel schlanker Palmen nieder, welche ungeheueren Sonnenschirmen oder dem Dache chinesischer Sommerhäuschen glichen. Aus dem Sumpfe selbst tönte das Schnarren, Quicken und Plätschern der Alligatoren, Ochsenfrösche und unzähliger unsauberen Thiere, welche er beherbergte.

Die Luft war ungewöhnlich schwül und drückend, von Zeit zu Zeit hörte man fernen Donner. Wir hörten die Berathungen der Mexikaner über die weitere Fortsetzung der Reise, der unser leidender Zustand am meisten entgegen war. Wie wir aus ihren Reden entnehmen konnten, so ließen sie uns nur ungerne in dieser gefährlichen Gegend zurück, im hülflosen Zustande und mit unzuverlässigen, unsicheren Führern und Dienern. Doch

schienen dringende Gründe zur Weiterreise vorhanden zu sein; alsbald kamen die ältesten Mexikaner, welche die Karawanen anzuführen schienen, auf uns zu, fragten nach unserem Befinden und ob wir uns auf den Weg zu machen vermöchten, indem sie beifügten, daß viele Anzeichen in der Luft und auf der Erde einen nahen Sturm befürchten ließen, und die nächste Behausung oder Zufluchtsstätte viele Meilen entlegen sei. Wir fühlten uns wohl schwach und hungrig, und indem wir den Mexikanern ankündigten, daß wir in einer halben Stunde aufbrechen wollten, verlangten wir von unseren Dienern etwas zu essen. Aber unsere neuen Freunde kamen uns zuvor und brachten ein großes Stück von einem gerösteten Iguan herbei mit Bananen, und Becher aus Cocosschalen mit Kaffee, was uns beiden sehr wohl schmeckte. Während dem waren unsere Führer und die Zapoteken geschäftig, unsere Thiere zu packen und zum Aufbruche zu rüsten.

Wir hatten kaum unsere Mahlzeit begonnen, als wir einen Mann den Hügel herabeilen sahen mit einem Zweige in jeder Hand. Alsbald nach seinem Erscheinen ließen die Mexikaner alles liegen und versammelten sich um ihn.

„**Siete horas!**“ rief der Mann. „Sieben Stunden und nicht mehr!“

„Nicht mehr als sieben Stunden!“ wiederholten die Zapoteken in wildem Schreck und Aufruhr. **La Santissima nos guarde!** Es dauert länger als zehn, um das Dorf zu erreichen.

„Was soll das alles bedeuten?“ fragte ich Rowley.

„Ich weiß nicht — wohl eines ihrer indianischen Gaunerstücke, wie ich vermuthe!“ — „**Que es esto?** (Was gibt's?)“ fragte ich nachlässig; „was ist die Sache!“ — „Was es gibt?“ wiederholte ein alter Zapoteke mit langen, lockigen, grauen Haaren unter seinem Sombrero und einem welken, aber feingeschnittenen Gesichte. „In sieben Stunden Wolkenbruch und Sturm!“

„Laßt uns eilen um der heiligen Jungfrau willen!“ riefen ein Duzend Mexikaner, indem sie uns zwei grüne Zweige vor die Augen hielten:

„Was sollen diese Zweige?"

„Sie sind von dem Sturmbaume, dem Propheten des Unwetters," war die Antwort.

Und Zapoteken und Weiber, Führer und Diener liefen in äußerster Furcht und Verwirrung umher mit dem Geschreie: „Vamos, paso redoblado! Brechen wir auf mit verdoppeltem Schritte, oder es ist Alles verloren." und sattelnd und packend kletterten sie auf ihre Maulthiere. Bevor Rowley und ich recht wußten, woran wir waren, zogen sie uns fort von unserem Iguan und Kaffee, und drängten und schoben uns auf die Sättel. Solch ein Durcheinander von Verwirrung und verzweifelter Hast hatte ich nie gesehen. Die Lagerstätte wimmelte von Männern und Frauen, Pferden und Maulthieren, von Getöse, Schreien und Zanken, Wiehern und Stoßen; aber in all' der Wirre ging nur wenig Zeit verloren, und in weniger als drei Minuten nach dem ersten Zeichen des Aufbruches stürzten wir fort über Stock und Stein, in einem langen, wilden, unregelmäßigen Zuge.

Die Eile und Aufregung unseres Rittes schien unsere Schmerzen zu betäuben oder sie uns vergessen machen, und schon dachten wir kaum mehr weder an das Fieber, noch an die Moskitostiche und Bisse. Es war ein Ritt um Leben und Tod, und unsere Pferde hielten aus, als ob sie geahnt hätten, wie Vieles von ihrer Schnelligkeit abhänge.

In der Verwirrung und dem Schrecken hatten wir Pferde bestiegen statt unsere Maulthiere, und prächtige Thiere waren es. Ich zweifle, ob unsere Virginier sie müde reiten könnten, und das will viel sagen. Es war weder Anstrengung noch etwas Gewaltsames in ihren Bewegungen; sie schienen nur spielend die vielfachen Hindernisse unseres Pfades zu überwinden. Ueber Berg und Thal, Sümpfe und Hohlweg, stets derselbe sichere Schritt, wie Katzen über die rauhen Stellen kletternd, gleich Schlangen an den steilen Felsen hinangleitend, und mit wundersamer Kraft ausgreifend, wenn der Boden günstig war, und dies alles mit so leichter Bewegung, daß wir sie kaum fühlten. Wir wären bequem wie in Armstühlen in

den weiten spanischen Sätteln gesessen, hätten nicht so viele Hindernisse uns in dem Wege gelegen, der mit umgestürzten Bäumen und herabgefallenen Felsstücken besäet war. Wir mußten stets anhalten und den Kopf beugen unter den Schlingpflanzen, die unseren Pfad überhingen, oft mit Dornen vermengt von der Länge eines Armes. Letztere stacken an den Bäumen wie eben so viele braune Bajonnette, und ein Mensch, der dagegen gerannt wäre, hätte sich sicherlich daran wie am Stahle gespießt. Dennoch rückten wir vor auf Indianerweise, den beiden Führern folgend, die den Zug eröffneten, unseren Weg durch's Dickicht bahnend, wo eine wilde Katze nur mühsam durchgekrochen wäre, durch Mangrovebäume, Mimosen, hohe Farrenkräuter und Cactus, mit ihren dornigen Blättern wohl zwanzig Fuß hoch, in vielfachen Wendungen uns drehend. Nur manchmal gestattete die günstigere Beschaffenheit des Bodens eine Ansicht der ganzen Marschkolonne. Ihr malerischer Anblick überraschte uns: die Führer an der Spitze als Pioniere, vorsichtig und ängstlich nach allen Seiten spähend wie Soldaten, welche einen Hinterhalt befürchten; die anmuthigen Gestalten der Frauen, sich über die Mähne ihrer Pferde beugend und neigend und oftmals Reste ihrer Mantillen und Schleier an den Zweigen und Dornen des Labyrinths, das wir zu durchdringen strebten, zurücklassend. Aber es war keine Zeit zu malerischer Betrachtung, und wir wurden stets angetrieben durch das Angstgeschrei der Mexikaner. „Vamos! por dios vamos!“ riefen sie, wenn das geringste Zeichen von Erschlaffung sichtbar wurde, und bei diesen Worten stoben unsere Pferde, gleich als hätten sie ihren Sinn verstanden, mit neuer Kraft und Schnelligkeit davon.

So ging es fort über Berg und Ebene, durch Thal und Sumpf. Dies Thal von Oaxaca wird mit eben so viel Recht ein Thal genannt, als unsere Alleghannies eine Hügelreihe; in den Vereinigten Staaten nennen wir sie einen Gebirgszug. So steigen hier Hügel auf, wohl 2000 Fuß über dem Thalboden und 4 = bis 5000 Fuß über dem Meere; doch diese verschwinden und werden zur Ebene, wenn man sie mit den riesigen

Bergen vergleicht, die das Thal von allen Seiten einrahmen. Und welch' einen glänzenden Rahmen bilden sie, diese colossalen Gebirge in ihrer reichen Verschiedenheit an Gestalt und Färbung! Hier glänzen sie wie geschmolzenes Gold, dort wie dunkle Bronze; tiefer unten sind sie mit den mannigfaltigsten Abschattungen von Grün bedeckt, mit Scharlach und Purpur, und Violet und Hellgelb, und Himmelblau und blendendem Weiß, von den Tausenden von Paulinien und Winden und anderen blühenden Gewächsen, aus denen die mächtige Palme aufsteigt, wohl 100 Fuß hoch und den grünen Kopfschmuck schüttelnd wie eines Sultans Haupt über dem üppigen Wuchse der dichten Blüthen- und Pflanzenwelt. Dann die Mahagonibäume, die Chicozapotes und in den Erdrissen den candelabergleichen Cactus, und höher oben die immer grüne knotige Eiche. Ein steter Wechsel von Pflanzen, Bäumen und Luft.

Wir waren seit fünf Stunden im Sattel und hatten schon dreimal die Zone gewechselt, bald von der kalten in die gemäßigte, und dann wieder in die ganz heiße „tierra muy caliente." In der letzteren befanden wir uns in der angegebenen Zeit triefend von Schweiß, glühend und schmorend in der Hitze. Wir waren umgeben von einer neuen Welt von Pflanzen und Thieren. Der Storax und die Mangroven und Farrenkräuter waren hier so hoch wie Waldbäume, während diese die Höhe von Kirchthürmen erreichten.

Im Dickicht rings umher waren zahllose schwarze Tiger; wir sahen diese feigen, schleichenden Thiere duzendweise, Iguanas von 3' Länge, Eichhörnchen noch einmal so groß als sonst, und Panther, wilde Schweine, Schakals, Affen und Meerkatzen jeder Art und Gestalt, die uns drohten und angrinzten von jedem Baumaste herunter. Aber was ist dort rechts, das so weiß vom dunkelblauen Himmel und den bronzefarbigen Felsen absticht? Eine Stadt — Quidricovi wird sie genannt.

Wir waren nun wohl an 16 Meilen weit geritten und dachten, wir wären den Aguas oder der Fluth ausgewichen deren Erwartung unsere Zapoteken so sehr erschreckt hatte. Row-

ley, der schnaubend und murrend fortritt, dachte, es wäre wohl gleichgültig, wenn unsere Thiere einige Minuten Athem schöpften. Das Klettern und das beständige Wechseln des Schrittes, welches die Beschaffenheit unseres Weges oder vielmehr Fußsteiges nothwendig machte, war sicher äußerst ermüdend für Menschen und Thiere. Von Gespräch konnte nicht die Rede sein. Wir hatten genug zu thun, daß wir den Hals nicht brachen oder die Zähne ausschlugen, während wir uns durchwanden zwischen Hohlwegen, durch Sümpfe und Gestrüppe, über Felsen und Baumstrunken, durch Mimosen und Gebüsch verstrickt und verkettet durch Dornen und Schlingpflanzen, was auf einem Gemälde sehr schön gewesen wäre, aber in der Wirklichkeit verdammt unpoetisch aussah.

„**Vamos, por la santissima madre, vamos!**" ertönte wieder, und das Geschrei wurde von den Mexikanern wiederholt in grellem, schrillem Tone, der unsere Ohren seltsam zerriß und die Pferde erschreckte und antrieb. Hurrah! Weiter ging es durch Dornen und Gebüsch, die uns zerkratzten und zerrissen und unsere Kleider zerfetzten. Wenn es lange so fortgeht, sind wir unbekleidet; es ist ein wahres Wettrennen. Voran die beiden Führer, sich bückend, winkend, niederbeugend, bald auf die eine, bald auf die andere Seite, gleich einem Paar Mandarinen oder indischer Götzen, hinter ihnen ein Zapoteke in seiner malerischen Kapuze, dann die Frauen, dann mehrere Zapoteken. Da wird nicht an Rang und Höflichkeitsbezeugungen gedacht, und Rowley und ich, die unter den Letzten gewesen, führten nun den Nachtrab an.

„**Vamos, por la santissima! Las aguas, las aguas,**" riefen zugleich zwanzig Stimmen. „Verdammte Narren, könnt Ihr nicht schweigen mit Euerem ewigen **Vamos**? Es können unmöglich weiter als zwei Meilen sein bis zur nächsten Niederlassung oder dem Dorfe, von welchem Ihr gesprochen, und der Anschein ist jetzt nicht so drohend. Es ist wohl schwül, aber nur durch die Dünste des verfluchten Sumpfes, dem wir gerade nahe sind, und wir können das Quicken der Alligatoren und Ochsenfrösche hören. Dort sind sie, die lieblichen Thiere; ein

paar gucken nach uns und strecken ihre zierlichen Köpfe und zarten Schnauzen aus dem Schlamme und Kothe. Die Nachbarschaft ist nicht die beste, aber zum Glücke der Fußsteig fest und sicher, sorgfältig angelegt, augenscheinlich von indianischen Werkleuten; nur Indianer können arbeiten und leben und reisen in solch pestilenzialischem Qualme. Gott sei Dank! wir haben's endlich hinter uns. Wieder auf festem Waldgrunde, mitten in der herrlichen Einförmigkeit ewiger Palmen und Mahagonibäume. Aber schaut her!

Eine neue und prächtige Landschaft öffnete sich plötzlich unseren Blicken und schien gleichsam in dem durchsichtigen Luftkreise zu schweben. Auf allen Seiten Berge, diese links in tiefem Schatten, jene rechts gleich riesenhaften Lichtgestalten in einer Schönheit und Pracht, die übernatürlich erschien, und jeder Baum, jeder Zweig in seiner eigenen, frischen, herrlichen Färbung.

Vor uns lag das Thal in seiner südlichen Ueppigkeit und Schönheit, ein Blumen- und Blüthenbeet bis zum höchsten Gipfel der Palmenbäume, von denen einige bis zur Höhe von 150 bis 180′ aufgeschossen waren. Tausende, Millionen von Convolveln, Paulinien, Bignonien, Dendrobien kletterten von den Farrenkräutern zu den Baumstämmen, von den Stämmen zu den Zweigen und höchsten Wipfeln empor und fielen dann anmuthig nieder, Mangrovebäume und Granitblöcke umwindend und umschlingend. Es war uns wie ein Zauberspiel, als wir aus dem Dunkel des Waldes plötzlich in die strahlende Beleuchtung und glühende Färbung des herrlichen Thales vor uns blickten.

„**Misericordia, misericordia! Audi nos peccadores! Misericordia! Las aguas!**“ riefen und flehten allzumal die Mexikaner in den verschiedensten Lauten von Entsetzen und Verzweiflung. Wir blickten umher. Was konnt es sein? — Wir sahen — Nichts. Nichts, als zwischen den beiden Bergen, welche gleich mächtigen Vorgebirgen das Thal umfassen, eine aufsteigende Wolke. „Was gibt's? Was bedroht uns?“ Ein Duzend Stimmen antwortete uns. —

„**Por la Santa Virgen!** Fort, fort! Es ist keine Zeit zum Reden! Wir haben noch zwei Stunden zurückzulegen, und in Einer kommt die Fluth!"

Und wieder begannen sie ihren heulenden, kreischenden Chor von: **Misericordia! Audi nos peccadores!**" und: „**Santissima Virgen!**" und „**Todos Santos y angeles!**"

„Sind die Bursche toll?" polterte Rowley; „und wenn die Wasser kommen, so werden sie uns nicht verschlingen. Ein wenig mehr oder minder in die Traufe zu kommen, ist nicht der Rede werth. Seid Ihr denn von Zucker oder Salz? Ich wurde manchmal in den Vereinigten Staaten eingeweicht ohne großen Schaden. Und unsere Platzregen sind auch kein Kinderspiel!"

Indem wir um uns her blickten, fiel uns unwillkürlich die schnelle Veränderung des Himmels auf. Sein dunkles, goldenes Blau war verschwunden und durch ein trübes, glimmendes Grau ersetzt. Selbst die Beschaffenheit der Luft war anders geworden; sie war weder warm noch kalt, aber ihre Leichtigkeit und Weichheit war nicht mehr zu fühlen, sie drückte und lastete schwer auf uns. Alsbald sahen wir die dunkle Wolke stufenweise aufsteigen hinter den Hügeln und dann umherwogen, bis sie über dem Thale hing wie ein ungeheuerer Nachtvogel, dessen Flügelspitzen auf den Bergen zu beiden Seiten ruhten. Zu unserer Rechten sahen wir ganz nahe die Mauern und Dächer von Quidricovi.

„Warum gehen wir nicht in die Stadt," rief ich den Führern zu, „wir können nicht mehr ferne sein?"

„Mehr als fünf Stunden," antworteten die Männer mit Kopfschütteln und ängstlich nach der Wolke blickend, die stets dunkler und drohender sich dehnte und anschwoll. Sie glich einem furchtbaren Ungethüm oder einem fabelhaften Kraken, der mit seinen Krallen sich fortschob und weithin seinen grauenhaften Schatten warf über Hügel und Thal, Wald und Klüfte, und sie in Nebel und Finsterniß hüllte. Rechts und hinter uns waren die Berge noch roth und golden, von der Sonne beschienen, aber links und vor uns war Alles schwarz und dunkel.

Mit Einem Blicke sahen wir die tiefste Finsterniß und den sonnenhellsten Tag, die sich begegneten, aber nicht vermengten. Es war ein fremdartiger, unheilvoller Anblick!

Unheilvoll genug; die Thierwelt schien ihn zu fürchten, wie wir selbst. Die plaudernden Papageien, die hüpfenden, geschwätzigen, plaudernden Affen, alle Vögel und Thiere, kreischend und schreiend, flatternd und springend, als suchten sie Schutz vor naher Gefahr. Selbst unsere Pferde begannen zu zittern und zu keuchen, wollten nicht weiter, stutzten und schnaubten, die ganze Thierwelt gerieth in Bewegung, wie ergriffen von überwältigendem Schreck. Der Wald wimmelte von lebendigen Geschöpfen. Woher kommen sie alle? Auf allen Seiten hört man das Heulen und Schnauben der wilden Thiere, das furchtsame Rufen und Zirpen der Vögel. Geier und Falken, die wenige Minuten zuvor noch hoch in den Lüften kreisten, flatterten nun schreiend in den Aesten der Mahagonibäume; jedes lebende Geschöpf läuft, rennt und flieht — Affen und Tiger, Vögel und Gewürme.

Vamos, por la Santissima! Fort, oder wir sind Alle verloren.

Und wir reiten, wir stürzen fort — weder Felsmassen noch Baumstämme, noch Dornen und Gestrüppe halten unseren wilden Lauf zurück. So geht es fort in Sätzen, bald kletternd, bald stürzend, in verzweifeltem Ritte, einer Gefahr entfliehend, deren Natur uns nicht ganz klar ist, die wir uns aber groß und ungeheuer denken. Es ist ein furchtbarer, schreckenbringender Feind, die dunkle Wolke, die immer näher kommt und stets größer und schwärzer anschwillt; rückwärts blickend, trifft uns noch der letzte Strahl der blutrothen Sonne, welche im nächsten Momente unter dem Saume der mächtigen Wolke verschwindet. Stets eilen wir vorwärts. Rudel von Tigern und Affen, klein und groß, Eichhörnchen und Schakals nahen sich, um Schutz suchend, und da sie keinen finden, rennen sie heulend in den Wald zurück. Nicht ein Lüftchen weht, aber die ganze Natur, Pflanzen und Bäume, Menschen und Thiere scheinen vor Furcht zu zittern und zu beben. Unsere Pferde

schwitzen und ächzen, wie sie fortsprengen mit weit geöffneten Nasenlöchern und schimmernden Augen, an allen Gliedern zitternd und halb todt vor Angst; ihre Sprünge und Sätze gleichen mehr denen des gejagten Tigers, als denen des Pferdes.

Die Gebete und Ausrufungen der Mexikaner dauern ohne Unterlaß fort, bald lispelnd, bald ächzend und seufzend in jeder Tonweise; die erdfahle Farbe höchsten Entsetzens war auf jeglichem Gesichte. Einige Augenblicke herrschte eine Todesstille, eine unnatürliche Ruhe rings um uns her: es war, als hielten alle Elemente ihren Athem an sich, um ihre Kräfte zu einem gewaltigen Ausbruche zu sammeln. Dann hörte man einen dumpfen, wehklagenden Ton, der aus den Eingeweiden der Erde zu dringen schien. Die Warnung war bedeutsam.

„Halt! halt!" riefen wir den Führern zu; „halt! laßt uns Schutz suchen gegen den Sturm!"

„Fort! fort! Um des Himmels willen! oder wir sind verloren!" war die Antwort.

Dank dem Himmel! der Pfad wird breiter — wir kommen an einen Abhang — sie führen uns aus dem Walde heraus. Wäre der Sturm gekommen, während wir unter den Bäumen hingezogen, die fallenden Aeste hätten uns zerschmettert. Wir sind nahe an einer Thalschlucht.

„Schnell! schnell!" riefen die Mexikaner. „**Madre de Dios! Dios! Dios!**"

Und wohl mochten sie zu Gott rufen in jenem Augenblicke des Schreckens. Die Riesenwolke öffnete ihren Rachen und warf Feuerzungen aus, — gespensterhafte weiße Flammen, die seltsam und schauerlich gegen den dichten dunklen Hintergrund abstachen. Ihnen folgte ein Donnerschlag, vor dem die Erde erbebte, dann eine Pause, wo man nichts hörte, als das Schnauben unserer Pferde, welche sich durch den Hohlweg drängten und die steile Seite eines Hügels erklommen. Die Wolke öffnete sich wieder, und zum zweiten Male wurde rings Alles beleuchtet. Dann abermals ein Donnerschlag, und, gleich als hätten sich die Thüren seines Kerkers plötzlich geöffnet, rauschte der Sturm heran in seiner Macht und Wuth, und zer-

brach und zertrümmerte, und wehte hinweg, was ihm entgegenstand. Die Bäume des Waldes bebten und wankten für einen Augenblick, als wollten sie seiner Wuth widerstehen, aber umsonst; bald lagen viele tausend Morgen des kräftigsten Waldes mit einem furchtbaren Krachen wie das Dröhnen der Kanonen darnieder, die Aeste zerschmettert, die Wurzeln ausgerissen; es war nicht länger ein Wald, sondern ein Chaos, ein Ocean von Zweigen und Baumstrünken, welche umhergeworfen wurden wie Meereswellen, oder in die Lüfte gestreut wie Strohhalme; die Luft verfinstert mit Staub, Blättern und Zweigen.

„Gott sei uns gnädig! Rowley! Wo seid Ihr?“ Keine Antwort. „Was war aus ihnen Allen geworden?“

Ein zweiter Windstoß, noch wüthender, als der erste. Können Berge ihm widerstehen? Stürzen sie nicht ein? Bei dem Allmächtigen, es geschieht! Die Erde bebt, unser Hügel wankt und weicht, die Luft wird dick und erstickend — voll Staub, Salpeter und Schwefel. Wir schwanken gleichsam. Alles ist finster wie die Nacht. Wir sehen nichts und hören nur das Heulen des Sturmwindes und den Donner und das Krachen der stürzenden Bäume und zersplitterten Aeste.

Plötzlich läßt der Sturm nach und Alles wird still; aber so rasch, daß der Wechsel schrecklich und unnatürlich ist. Kein Laut ist zu hören, als das Aechzen und Dröhnen der Bäume, mit denen der Grund bedeckt ist. Es ist ein plötzliches Innehalten in der Schlacht, wenn der Kanonendonner und das Gewehrfeuer aufhört und nur das Wehklagen der Verwundeten, die Seufzer und das Röcheln der Sterbenden noch vernommen wird.

Man hört den Widerhall einer Pistole, dann noch eine, eine dritte — Hundert — Tausende! Es ist die Fluth, las aguas; die Schüsse sind Regentropfen; aber welche Tropfen! jeder von der Größe eines Hühnereies. Sie treffen uns mit der Gewalt von Hagelstücken — betäubend und blendend. Bald unterscheidet man keine Tropfen mehr; die Schleußen des Himmels sind geöffnet; es ist weder Regen noch Fluth, aber ein See, Wasserfälle, Niagaras.

Das Hügelchen, auf dem ich stehe, wird vom Wasser unterwaschen, gibt nach und weicht unter mir; in zehn Secunden bin ich im Hohlwege, der in ein Strombett verwandelt ist; mein Pferd ist fort, ich weiß nicht, wohin. Der einzige, den ich erblicke, ist Rowley, gleich mir ohne Pferd und gegen den Strom ringend, der uns bis an die Brust reicht und gewaltige Aeste und ganze Bäume fortschwemmt, welche uns jeden Augenblick umstürzen oder gegen die Felsen schleudern können. Wir weichen diesen Gefahren aus, Gott weiß, wie, und strengen uns heftig an, dem Strome zu widerstehen und den Rand des Hohlweges zu erreichen; doch, sollt' es uns auch gelingen, so ist er so steil, daß wir ihn ohne Hülfe nicht zu erklimmen vermögen. Und woher soll uns Beistand kommen? Von den Mexikanern sehen und hören wir nichts; sie sind wohl alle ertrunken oder zerschmettert. Sie waren höher oben am Hügel, als wir, und sind deßhalb wohl mit größerer Gewalt niedergeschwemmt und vom Strome fortgerissen worden.

Wir dürfen kein besseres Schicksal erwarten. Ermüdet von unserem Ritte, geschwächt durch das Fieber und die Leiden der verflossenen Nacht, waren wir in einem Zustande, der uns den längeren Kampf gegen die wüthenden Elemente unmöglich machte. Für einen Schritt, den wir gewonnen, verlieren wir zwei. Das Wasser steigt, schon reicht es uns bis unter die Arme. Es ist vergebens, länger zu widerstehen. Unser Schicksal ist beschlossen.

„Rowley, alles ist vorüber — laß uns sterben wie Männer. Gott sei unseren Seelen gnädig!"

Rowley war wenig Schritte höher oben. Er antwortete nicht, aber blickte mich an mit einem ruhigen, kalten, trüben Lächeln; dann ließ er ab von seinen Anstrengungen, dem Strome zu widerstreben und den Abhang zu erreichen, kreuzte die Arme über die Brust und blickte rings umher, als wollte er der Welt ein letztes Lebewohl sagen. Die Fluth riß ihn bald zu mir herunter, als rasch ein wildes Hurrah aus seinen Lippen drang und er auf's Neue gegen das Wasser ankämpfte und mit aller

Gewalt in dem unebenen, schlüpfrigen Strombette festen Fuß zu fassen strebte.

„Tenga! Tenga!“ riefen viele Stimmen, die von Geistern aus der Luft zu kommen schienen, und im selben Augenblicke pfiff etwas um meine Ohren und versetzte mir einen tüchtigen Streich in's Gesicht. Mit dem Naturtriebe eines Ertrinkenden griff ich nach dem zugeworfenen Lasso; Rowley war mir ganz nahe und ergriff ihn auch. Er wurde stark angezogen und mit seiner Hülfe erreichten wir festen Grund und fingen an, den Rand der Schlucht zu erklimmen, der aus abschüssigen glatten Felsen bestand, wo der Fuß nur geringe Stütze finden konnte. Gott gebe, daß der Lasso fest sei, er muß eine schwere Last tragen; Rowley wiegt fast zwei Centner und auch ich bin keine Feder. An einigen Stellen unseres gefahrvollen Aufsteigens sind die Felsen so senkrecht und glatt wie eine Mauer, so daß wir mit unserem ganzen Gewichte uns an den Lasso hängen mußten, der sich immer mehr dehnte und krachte und dünner wurde. Nur ein paar Streifen einer gedrehten Kuhhaut sind zwischen uns und dem schrecklichen Tode an den scharfen Felsen und in den schäumenden Wässern in der Tiefe. Aber der Lasso hält aus, und bald ist die größte Gefahr vorüber: wir fassen festen Fuß auf einer Felsspitze oder Baumwurzel; noch einen Zug über die rauhen Granitplatten, dann noch einen, ein Sprung, ein letzter heftiger Ruck und — Viva! wir werden unter den Armen gefaßt, emporgezogen, aufgerichtet und sinken dann erschöpft zur Erde nieder, umgeben von den Zapoteken, Maulthieren, Arrieros, Führern und Frauen, die vor dem Sturme geschützt sind in einer Art von Höhle.

Von da sahen sie nieder in die Schlucht, wo sie Rowley und mich entdeckten, wie wir um unser Leben mit dem Strome rangen, und so vermochten sie, indem sie mehrere Lassos zusammenknüpften, uns zu Hülfe zu kommen und uns zu retten. Ob diese Hülfe früh genug gekommen, war noch die Frage. Das Leben schien aus unseren Leibern entflohen zu sein, nach allemdem was wir ausgestanden hatten; wir vermochten nicht, einen Finger zu bewegen, und lagen hülf- und regungslos, mit einem glimmernden,

undeutlichen Sehvermögen, das nicht bis zum Bewußtsein dessen, was um uns vorging, reichte. Ermüdung, Fieber, das Eintauchen in kaltes Wasser in der äußersten Erhitzung, die Leiden aller Art, die wir im Laufe der letzten zwanzig Stunden erduldeten, hatten uns gänzlich erschöpft und darnieder geworfen. Das Unwetter dauerte nicht mehr lange fort, es zog weiter und ließ eine breite Spur der Verheerung nach sich. Die Mexikaner machten sich wieder auf den Weg, mit Ausnahme von vier oder fünfen, die bei uns blieben mit unseren Führern und Dienern. Das Dorf, nach dem wir wanderten, war nur eine Stunde entfernt, aber wir waren nicht im Stande, diese kurze Strecke zurückzulegen. Die gutherzigen Zapoteken gaben uns stärkende Mittel, zogen uns die triefenden, zerrissenen Kleider aus und hüllten uns in Decken. Wir fielen in tiefen Schlaf, der den ganzen Abend und einen großen Theil der Nacht andauerte und so sehr erfrischte, daß wir eine Stunde vor der Morgendämmerung aufbrechen konnten, zwar nur langsam und unter großen Schmerzen unserer zerschlagenen, wunden Glieder bei jedem Stoße oder harter Bewegung unserer Maulthiere, auf denen wir mehr hingen, als saßen.

Unser Pfad führte über Höhen und Tiefen, stets steigend und fallend. Wir kamen bald über die Strecke empor, die von dem Sturme des vergangenen Tages verwüstet worden war, und nach einem Ritte von ungefähr einer Stunde hielten wir auf dem Rücken einer steilen Bergwand, an deren Fuße nach der Versicherung unserer Führer das Land der Verheißung, die lang ersehnten Hütten lagen.

Während die Maulthiertreiber nach dem Riemwerke ihrer Thiere sahen und das Gepäcke vor dem Abwärtssteigen in's Gleichgewicht hingen, saßen Rowley und ich in weite mexikanische Mantelkapuzen gehüllt, auf unseren Maulthieren und blickten nach dem Morgensterne, wie er langsam niedersank und immer bläßer und bleicher wurde. Plötzlich erhellte sich der östliche Himmel und ein glänzender Strahl erschien im Westen; ein Lichtpunkt, nicht größer als ein Stern, und doch keiner, er hatte einen rosigen Schein. Dann zeigte sich ein ähnlicher Licht-

fleck, nahe dem ersten, der bald zu einer feurigen Zunge ward, die gleichsam die silbernen Gipfel der schweigen Berge bedeckte. Und wie wir hinblickten, waren fünf, zehn, zwanzig Hügelspitzen so mit derselben Rosengluth übergossen, dann wurden sie zu feurigen Bannern, die am Himmel hinflatterten, während Goldstreifen und Lichtfunken sie umsäumten, wie Meteore von einem Berggipfel zum anderen fliegend und sie alle wie Leuchtthürme entzündend. Kaum fünf Minuten waren vergangen, seit die entfernten Berge sich uns wie hohe, gespenstige Gestalten gezeigt hatten, deren silbetweiße Gewänder mit Sternen besäet schienen; nun glich die ganze Gebirgskette glühenden Vulcanen, die aus der Finsterniß emporragten, die ihre Seiten und Grundfesten noch bedeckten, als sichtbare, wundervolle Zeugen der Allmacht dessen, der da sprach! „Es werde Licht! und es ward Licht!“

In der Höhe war überall heller Tag, flammender Sonnenschein. Hie und da brachen Lichtströme aus den Klüften und Schluchten der Berge, und dann gab es einen wundersamen Conflict. Die Schatten der Finsterniß schienen zu leben und sich zu bewegen und mit den hellen Strahlen zu ringen, die in ihre Massen fielen und sie von den waldigen Höhen vertrieben, sie zerreißend und zerstreuend wie Spinngewebe, so daß stufenweise zuerst das tiefe Indigoblau der Tamarinden und Chicozapotes erschien, dann das glänzende Grün des Zuckerrohres, noch tiefer das Dunkelgrün des Nopals, endlich das Weiß und Grün, Gold und Hellgelb der Orangen- und Citronenhaine, und am tiefsten die stattliche Fächerpalme, Datteln und Bananen; alles glänzend von Millionen Thautropfen, die darüber hingen wie ein Schleier mit Diamanten und Rubinen besäet. Und noch immer war im nächsten Thale tiefe Finsterniß.

Wir saßen still und regungslos, das Zauberbild anstaunend.

Nun stieg die Sonne höher und eine Fluth von Licht erhellte das ganze Thal, welches einige hundert Fuß tiefer unter uns lag, — ein wahrer Garten, so wie eine nordische Einbil-

dungskraft sich ihn nicht auszumalen vermag, ein Garten von Zuckerrohr, Baumwollensträuchern, Vogelbäumen, vermischt mit Granaten, Erdbeerbäumen und Lauben von Orangen, Feigen und Limonen, Riesen in ihrer Art, zu einer weit größeren Höhe aufsteigend, als die Eiche der Vereinigten Staaten; jeder Baum ein ganzes Gewächshaus, eine Blumenpyramide, mit Blüthen bedeckt bis zum äußersten Zweige. Alles war Licht, Frische und Schönheit; jeglicher Gegenstand schien zu hüpfen und zu tanzen in dem vergoldeten Luftkreise. Es war ein irdisches Paradies, neu aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, und beim ersten Anblicke vermochten wir keine menschliche Spur zu entdecken. Doch bald sahen wir das Dorf zu unseren Füßen, die kleinen Steinhäuser mit Blumen überwachsen und unter den Bäumen versteckt, so daß kaum ein Fußbreit Dach oder Mauerwerk zu unterscheiden war. Selbst die Kirche lag in einem Kranze von Pomeranzenbäumen versteckt, und Lianen und sternblumige Winden kletterten und flatterten um das schlanke Kreuz auf ihrem viereckigen weißen Thurme.

Als wir so hinblickten, erschien das erste Lebenszeichen im Dorfe. Eine blaue Rauchwolke kräuselte sich, gerade aufsteigend über einem Kamine, und die Morgenglocke rief zur Andacht. Unsere Mexikaner fielen auf die Kniee nieder, bekreuzten sich und wiederholten ihre Ave Maria's. Wir nahmen unsere Hüte ab und lispelten Dankgebete zu Gott, welcher uns beigestanden in der Stunde der Gefahr, und sich uns offenbarte in seinen Werken. Die Mexikaner erhoben sich.

„Vamos! Sennores!“ sagte einer von ihnen und legte die Hand an den Zaum meines Maulthieres. „Zum Dorfe, zum Frühstücke!“

Wir ritten langsam in's Thal hinunter. (Blackwoods Magazine).

Eine abenteuerliche Nacht in Mexiko.

Ein junger, französischer Bildhauer, Namens Cayol, der, um seine Kunst auszuüben und etwas Geld zu verdienen nach Mexiko gegangen war, zog mit fünf oder sechs anderen Reisenden von dem alten Tenochtitlan nach Vera-Cruz, indeß wie es scheint nicht auf dem gewohnten Wege über Puebla; denn obwohl auch dieser letztere unsicher genug ist, so deutet doch die Vorsicht, daß sie möglichst sich in die Tracht gemeiner, armer Spanier kleideten, darauf hin, daß sie durch ganz verrufene Gegenden zogen. Mehrere Nächte hatten sie schon, eingehüllt in Büffelhäute, unter Bäumen oder am Ufer von Flüssen zugebracht, und sehnten sich lebhaft nach einer Posada, wäre sie auch noch so schlecht; auf einmal erblickten sie in der Ferne ein ziemlich großes, aber höchst einfaches Gebäude und steuerten alsbald darauf los. In dem Hause schien ein ganzer Nomadenstamm zu wohnen und der durch einander von Hausthieren jeder Art, Büffeln, Schweinen, Ziegen, Geflügel, zwischen denen da und dort sich Gruppen von Männern, Weibern und Kindern zeigten, bot den allerseltsamsten Anblick dar. Die Reisenden, von Mattigkeit überwältigt, hatten nichts Eiligeres zu thun, als sich alsbald auszustrecken zum Schlafen, der eine auf eine Bank, der andere auf den Boden. Cayol selbst hatte den seltsamen Einfall, sich auf einen massiven, hölzernen Tisch zu legen, der in einer Ecke dieses wunderlichen amerikanischen Caravanserai's stand.

Dies sollte dem unglücklichen Künstler schlecht gerathen, denn kaum befand er sich in der köstlichen, horizontalen Lage und hatte noch nicht die Augen geschlossen, um sich in süßen Schlummer und die noch süßeren Träume vom Vaterland zu wiegen, als wilder, rauher Schrei aus der Tiefe der Hütte ihn veranlaßte, den Kopf nach jener Richtung zu drehen. Er sah

eine die entfleischten Arme gegen ihn ausstreckende Gespenstergestalt sich nähern, die man für halb entseelt hätte halten können, wenn nicht Zorn und Fanatismus den Augen einen unheimlichen Schimmer verliehen hätte. Es war der Patriarch des Stammes, über hundert Jahre alt, hatte aber nichts von der Majestät, womit Cooper den alten Häuptling der Schildkrötenstämme in seinem „letzten Mohikaner" bekleidet. Er war rein abscheulich und der gesammte Troß drängte sich, als er die Verwünschungen vernahm, welche der Alte mit seiner hohlen, aber von der Wuth belebten Stimme ausstieß, um den Künstler, der nicht errathen konnte, was die Ursache des Tumults und der schrecklichen gegen ihn ausgestoßenen Drohungen war. Er sollte es bald erfahren. Die Indianer waren, allem Anscheine nach, noch Sonnenanbeter und der Tisch, auf den er sich absichtslos gelegt hatte, stellte zugleich den Altar und den Tempel vor und es handelte sich darum, ihn für die unwillkührlich begangene Profanation zu strafen.

Einige Minuten lang beklagten sie das Unheil und drückten ihren Abscheu vor dem Verbrechen aus, daß man den Altar des welterleuchtenden Gottes zum Feldbett genommen, warfen sich dann auf den jungen Künstler, schlangen ihm einen Strick um den Hals und schleppten ihn hinaus, um ihn an einen Baum zu hängen. Vergeblich baten seine Reisegefährten, vergeblich drohten sie mit der Rache Frankreichs, die Barbaren, wollten nichts hören und banden ihr Opfer an einen Baum. Hier begann nun eine Scene, so burlesk und abscheulich, als man sich etwas denken kann. Von der Wuth über die Entweihung ihres Gottes gingen die Mexikaner zur rasendsten Freude über, sich rächen zu können. Die tollsten und unzüchtigsten Tänze wurden um das Opfer her ausgeführt, welches selbst in seiner gefährlichen Lage nicht umhin konnte, die unerhörten Attituden, in denen sich seine Henker in ihrer blutdürstigen Freude gefielen, aufmerksam zu betrachten. Es waren Rundtänze, die nicht mit den Füßen, sondern mit dem H . . . . . . ausgeführt wurden, — Männer, um deren Knie und Brust Samenkapseln getrockneter Früchte wie angeklebt hingen und ei-

nen Lärm machten, wie spanische Castagnetten, — Frauen, die Kinder auf die Schultern gebunden, welche unter den gewaltsamsten Verdrehungen und den heftigsten Bewegungen ihre hängenden Brüste mit den Händen umherwarfen. Ein Greis, der Musiker der Bande, hielt einen getrockneten Kürbis, über den eine starke Darmsaite gespannt war, in der Hand und kratzte mit einem Bogen scharfe Töne aus diesem Instrumente hervor, welches das ganze Orchester dieses wahnsinnigen Balles ausmachte, gegen dessen Unzüchtigkeit Cancan und Cachucha ein feierlicher Menuet sind. Das waren die taumelerregenden Bilder, welche vor den Augen des armen Künstlers herumgaukelten, den nur ein Wunder retten zu können schien.

Dieß Wunder trat ein: ein Bewohner der Stadt Mexiko welcher es nicht mit ansehen konnte, den armen Bildhauer unter den Händen dieser Ungeheuer sterben zu sehen, sprach so energisch zu ihnen und malte die Strafe, welche die Thäter eines so schändlichen Mordes erwarte, mit so grellen Farben, daß sie ihm endlich, wenn auch widerstrebend, das Leben schenkten, aber ungestraft sollte er nicht entkommen und sie ertheilten ihm eine furchtbare Bastonnade auf die Fußsohlen, eine Strafmethode, welche also nicht blos im Orient zu Hause ist. Seine Reisegefährten banden ihn nun trotz der Fieberhitze, welche ihn quälte, auf ein Maulthier und verbanden ihm die Füße mit dem Fell eines frischgeschlachteten Hammels. Es fiel ihm nicht ein, als er zu Vera-Cruz angelangt war, bei seinem Consul zu reclamiren und bald nach seiner Herstellung folgte er wieder seiner Reiselust, um abermals die unermeßlichen Länder des amerikanischen Continents zu durchwandern*) (Sèmaphore).

*) Auch andere Reisende erzählen, daß einzelne Indianerstämme ihrem alten Götzendienst noch nicht ganz entsagt haben; die Ceremonien werden aber natürlich ganz im Geheimen vollzogen. Zwischen Yucatan und Guatimala soll sogar noch eine ganze Indianerstadt bestehen, welche ihre alten Sitten und Gebräuche unverändert beibehalten hat. Jene Gegend ist indeß noch zu wenig untersucht, als daß sich darüber etwas Bestimmtes mittheilen ließe.

Ein Verhör und eine Hinrichtung.

Die Stadt Cosala, tief im Inneren der Republik Mexiko, zeichnet sich durch den Reichthum ihrer Gold- und Silberminen aus, aber nicht minder auch durch die Rohheit und Sittenlosigkeit ihrer Bewohner, welche, fast beständig in den Eingeweiden der Erde vergraben, ihren Auszug aus den Minen durch unglaubliche Orgien und Ausschweifungen bezeichnen. Auch finden sie in diesen Minen eine Zuflucht vor dem strafenden Arme der Gerechtigkeit, und daher sind Diebstahl und Meuchelmord unter ihnen etwas Alltägliches. Folgendes ist vielleicht das einzige Beispiel von Festigkeit, welches die Justiz von Cosala seit dem Unabhängigkeitskampfe gegeben hat; denn zur Zeit der spanischen Herrschaft waren die Gesetze so streng und wurden so energisch gehandhabt, daß dergleichen Verbrechen nur äußerst selten vorkamen.

„Ein Jahr vor meiner Ankunft in Cosala," erzählt ein französischer Reisender, „im Jahre 1838, war ein junger Mann, Namens Don Antonio B., der einer der reichsten und angesehensten Familien der Stadt angehörte, von den Genossen seiner Ausschweifungen unter schrecklichen Umständen erdrosselt worden. Die Mörder, fünf an der Zahl, ergriffen gleich nach der That die Flucht, wurden aber von ihren Verfolgern ereilt, und vier von ihnen unterlagen denselben. Hiernach hätte man die blutige Geschichte ganz vergessen, wenn nicht der Fünfte, dem die Flucht gelungen war, durch seine Thaten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte, indem er als Straßenräuber die Umgegend Cosala's und der Minen mit eben so viel Verwegenheit, als Glück brandschatzte. Indeß hatte dieses Glück bald ein Ende; denn als ich in Cosala ankam, war dieser Bandit, Namens Joachim Pachero, vor einigen Tagen verhaftet worden. Ueberall

sprach man nur von diesem Ereignisse, und das Gefängniß auf dem Marktplatze war von einer neugierigen Menge umringt. Jeder wollte den berüchtigten Pacheco sehen, und Jeder sah seinen Wunsch erfüllt, da das Gefängniß zu ebener Erde liegend und nur mit einem Gitter versehen, seine Bewohner allen Blicken preis gab. Pacheco zeigte eine sehr gelassene Miene, rauchte mit vieler Würde eine kleine Cigarre und schien die Neugier, deren Gegenstand er war, nicht zu beachten. Am anderen Tage sollte sein Prozeß verhandelt werden; ich nahm mir vor, demselben beizuwohnen.

Ein Juez de letras bildete das ganze Personal der Cosalanischen Justiz. Nie sah man ein weniger ehrfurchtgebietendes Tribunal. Das Ameublement des Gerichtszimmers bestand aus einer Hängematte, die an zwei Balken der Decke hing, zwei Sesseln von Bambusrohr, einem Tische von rohem Acazouholze, der vor der Hängematte auf einem steinigen, unebenen Boden stand, und einer Binsenmatte, die auf dem Boden vor dem Eingange lag. In der Hängematte befand sich, halb liegend, den Arm auf den Ellenbogen und die Hand auf den Kopf gestützt, ein kleiner, runzeliger Greis, dessen zerlumpte Kleider keinen offiziellen Charakter verriethen. Auf dem Tische stand ein Becken mit glühenden Kohlen zur Benutzung für die Raucher; daneben sah man ein Packet Cigarren und ein staubiges Schreibzeug; Papier war nicht vorhanden. Der Angeklagte schaukelte sich ganz bequem in einem von den Sesseln.

„Nun, mein Sohn,“ fing der Juez, zu Pacheco gewendet, an, „wir sollen Dich also richten?“ „Mit Euerer Erlaubniß, Sennor,“ sagte Joachim, indem er, ohne dem Richter zu antworten, von seinem Sessel aufstand, auf den Tisch zuging, auf welchem das Kohlenbecken stand, und eine Cigarre, die er in den Fingern hielt, daran anzündete.

„Genire Dich nicht, mein Sohn ...... Rauchen ist eine von den großen Beschäftigungen des Lebens, ich weiß es; leider aber ist der Tabak, seitdem die Regierung die Regie verpachtet hat, ganz abscheulich geworden.“ — „Aber es gibt noch brave Burschen,“ antwortete Joachim, welche es mit den

Zollwächtern aufzunehmen verstehen, und wenn Ew. Gnaden sich davon überzeugen will, so braucht sie nur dieses Päckchen Cigarren anzunehmen." — „Sehr gerne," sagte der Richter, sich des Packets bemächtigend und eine Cigarre daraus hervorziehend, die er sogleich anzündete. — „Caramba!" begann er wieder, nachdem er mit Wohlgefallen einige Züge eingeschlürft hatte, „Du hast Recht, es ist köstlich; nur die Straßenräuber rauchen treffliche Cigarren. Mein lieber Sohn," fügte er in liebreichen, wohlwollendem Tone hinzu, „ich erwarte von Deiner Freundschaft, daß Du für mich mit dem vortrefflichen Contrebandier, der Dir diese Cigarren geliefert hat, sprechen lassen wirst. Es wird dies für den Burschen ein gutes Geschäft abgeben; denn ausser dem Gewinne, den er dabei macht, wird vielleicht einst mein Schutz nicht ohne Nutzen für ihn sein. Aber wir wollen unser Verhör fortsetzen. Warum also hast Du diesen armen Don Antonio V. getödtet?"

„Ich habe mir nie Rechenschaft von dieser That gegeben," antwortete der Mörder mit Kaltblütigkeit. „Ich muß gewiß an diesem Tage sehr gereizte Nerven gehabt haben." — „Dies ist eine Entschuldigung, ich gebe es zu; aber sie ist nur untergeordnet, und ich kann sie nicht anerkennen. Apropos! wie theuer verkauft Dein Freund, der Contrebandier, eine rueda Cigarren?" — „Für zwölf Realen, und jede rueda besteht aus 32 Packeten?" — „Wofür die Regierung uns zwei Piaster oder 16 Realen zahlen läßt!" rief der Juez mit Unwillen; „das ist ein Diebstahl, ein offenbarer, schimpflicher Diebstahl! Aber, sprechen wir nicht von den Regierungen; eine stiehlt immer mehr als die andere." — „Das gebe ich gerne zu," sagte Joachim; „nur werden sie nicht erschossen, wie andere Diebe." — „Apropos! Du erinnerst mich daran, mein Sohn; das Verhör ist beendigt, und ich habe mein Urtheil zu sprechen. Caramba!" fuhr der Richter fort, „ich habe vergessen, mir gestempeltes Papier zu verschaffen; was thun?" Dann, wie von einer plötzlichen Idee inspirirt, wandte er sich an die beiden Dragoner, die den Gefangenen escortirten: „Meine Kinder," sagte er zu ihnen, „aus Mangel an Papier, mein Urtheil

niederzuschreiben, nehme ich Euch zu Zeugen, daß ich den Joachim Pacheco, den Mörder von Don Antonio B., dazu verurtheilte, binnen achtundvierzig Stunden an der Stelle, wo er sein Verbrechen begangen hat, erschossen zu werden. Führt ihn in's Gefängniß zurück."

In dem Augenblicke, als der Verurtheilte über die Schwelle gehen wollte, faßte ihn der Juez noch einmal am Arme: „Mein armer Joachim," sagte er zu ihm, „ich hoffe, daß Du mir wegen der kleinen Förmlichkeit, die ich gegen Dich zu erfüllen genöthigt gewesen, keinen Groll nachtragen wirst, und daß dies Dich nicht hindern wird, mich, wie Du es mir versprochen, Deinem Freunde, dem Contrebandier, zu empfehlen, der so guten Tabak verkauft."

Die achtundvierzig Stunden waren verflossen, und Pacheco wurde aus dem Gefängnisse abgeholt, um zum Tode geführt zu werden. Da erst erinnerte sich der Platzkommandant, daß er den Tag vorher die ganze Garnison von Cosala, d. h. sechs Dragoner, zur Escortirung eines Geldtransportes verwendet habe, und daß für den Augenblick er und sein Degen die einzigen Repräsentanten der Militärgewalt seien. Da nun Pacheco erschossen werden sollte, so befand man sich in großer Verlegenheit, bis die Behörden beschlossen, daß sofort drei Mann gemiethet werden sollten, um die abwesenden Dragoner zu ersetzen. Dieser Entschluß war leichter zu fassen als auszuführen; denn man brauchte mehr als zwei Stunden, um Leute zu finden, die nicht allein den guten Willen, sondern auch eigene Karabiner hatten, da alle diejenigen, die vom Schicksale begünstigt genug waren, um Feuergewehre zu besitzen, mit denselben auf der Landstraße ihr Wesen trieben. Endlich kehrte der Alkade, der mit diesem Geschäfte beauftragt war, von drei improvisirten Henkern begleitet zurück. Aber nur zwei von ihnen hatten die Bedingungen des Handels angenommen; der Dritte, ein großer kupfriger Indianer, war noch nicht zufrieden. „Obgleich vier Realen": sagte er, „für den Tod eines Menschen sehr wenig sind, so würde ich mich doch bei jedem Anderen in diesen Preis fügen; aber Joachim Pacheco ist mein Freund, mein intimster

Freund .... ihn kann ich nicht unter sechs Realen erschießen. Das ist mein letzter Preis."

Da die für die Hinrichtung angesetzte Stunde schon vorüber war, so gebot der Alkade, ohne sich durch diesen Zwischenfall aufhalten zu lassen, daß der Zug aufbreche. Die Menge setzte sich in Bewegung, und bald darauf erschien der Verurtheilte selbst, begleitet von einem Mönche, der ihm in seinen letzten Augenblicken Trost zusprechen sollte.

„Mein Sohn," sagte der Mönch zu Pacheco, indem er ihm ein silbernes Kruzifix vorhielt, „Du bist ein glücklicher Sterblicher, denn nach der Absolution, die ich Dir geben werde, bist Du sicher, mit unserem göttlichen Erlöser noch heute Abend in Gesellschaft zu speisen." — „Ich danke, Padre," antwortete sanft der arme Pacheco, der ziemlich resignirt schien, „ich danke für Euere guten Worte; aber ich bin kein Egoist, und da Ihr das Glück, das mich erwartet, so gut zu schätzen wisset, so nehmet meinen Platz ein; macht aber keine Umstände, denn ich biete ihn Euch von ganzem Herzen an." — „Das geht nicht," antwortete der Mönch, dem dieser Vorschlag nicht sehr zu gefallen schien, „Du hast Deinen Nächsten getödtet, und Du mußt sterben; so will es das Recht." — „Das ist sehr einfältig," rief Pacheco. — „Das ist gerecht," sagte der Mönch. — „Einfältig, ich wiederhole es." — „Es gibt ein gutes Beispiel," rief der Mönch, „Ein Beispiel der höchsten Ungerechtigkeit gibt es," schrie Pacheco; „ich will es Euch beweisen. Wenn Jemand ein Pferd stiehlt, so kann man ihn einen Dieb nennen. Nun kommt ein Anderer und stiehlt ihm wieder dasselbe Pferd; wie wird man diesen zweiten Dieb nennen?" — „Nun, wie Du selbst es eben gesagt," antwortete der Mönch, „auch Dieb." — „Sehr gut, Padre, wir sind schon eins; gehen wir weiter. Wie nennt man einen Menschen, der seines Gleichen tödtet?" — „Einen Mörder!" — „Immer besser. Und die, welche diesen Menschen wieder tödten, was sind die?" Hier besann sich der Padre einen Augenblick, ehe er antwortete, dann rief er: „Ich bin ein Narr, daß ich mit Dir streite. Du bist gerecht verurtheilt, das genügt; Du bist ein Ignorant, und ich habe vier Bände von den Wer-

ken des heiligen Augustin bei mir, der gewiß mit mir einer Ansicht über die Todesstrafe ist." — „Das thut nichts," murmelte der Verurtheilte, wenig befriedigt; „Sanct Augustin selbst würde seine Zeit verlieren, wenn er mich von der Gerechtigkeit meines Todes überzeugen wollte." Bei diesen unehrerbietigen Worten schwang der Mönch das schwere Kruzifix, das er trug, und ließ es auf die Schultern Pacheco's fallen, der ein schmerzliches Geheul ausstieß. „Der Heiland verzeiht und schlägt nicht," sagte er mit dumpfer Stimme. — „Gut; aber auf jeden Fall wirst Du meine Absolution nicht erhalten," antwortete der Mönch. Diese wenigen Worte machten einen tiefen Eindruck auf den Verurtheilten; aus einem Spötter und Widerspenstigen wurde er demüthig und unterwürfig; „Ich bitte Euch um Verzeihung, Padre, für alle diese Thorheiten .... ich erkenne, daß ich Unrecht gehabt; aber versprecht mir auch, daß Ihr mir die Absolution geben werdet." — „Gewiß, mein Sohn," antwortete der Mönch, sich freuend, daß er Herr des Schlachtfeldes blieb, „ich verspreche es Dir. Uebrigens glaube nicht, daß Dein Widerspruch mich reizt, ich liebe es vielmehr, mit meines Gleichen zu streiten, damit ich sie belehren kann." Der arme Pacheco schüttelte seine vom Kruzifixe ganz zerquetschte Schulter und ging schweigend weiter.

Nach einer Viertelstunde erreichte der Zug den für die Hinrichtung bestimmten Ort. Es war am Rande eines breiten Baches, am Fuße eines gewaltigen Baumes, wo der unglückliche Don Antonio erschlagen worden war. Hier erhob sich jetzt mit dem Fuße in der Erde ein hölzernes Kreuz, das ungefähr vier Fuß hoch und am dritten Theile seiner Höhe mit einer Art Bänkchen versehen war. Dieses Kreuz, das gewöhnlich mit einer Kette an der Mauer des Gefängnisses befestiget und als Schreckbild den Augen der Menge ausgestellt war, hatte schon zu mehr als einer Hinrichtung gedient, wie seine von Kugeln durchlöcherten Enden bezeugten. Man ließ Pacheco auf die verhängnißvolle Bank niedersetzen und band ihm den Körper an den Pfahl; die Arme befestigte man ebenfalls an die beiden Aeste des Kreuzes. Nachdem er so die Stellung

eines Gekreuzigten eingenommen, begann Pacheco mit fester Stimme seine letzten Gebete.

Es ist in Mexiko Sitte, daß, wenn der Verurtheilte bis zur Mitte des Credo gekommen ist, der Priester ihm mit lauter Stimme die Absolution gibt, während der mit der Execution beauftragte Offizier durch das Schwenken seines Degens oder eines Tuches Feuer kommandirt; dieses Mal konnte der Delinquent nicht blos sein Credo enden, sondern er rezitirte auch ein Sündenbekenntniß, ohne vom Tode unterbrochen zu werden. Der Grund dieser Verzögerung lag darin, daß der Indianer mit dem Alkaden noch immer nicht über den Preis seiner Dienstleistung hatte einig werden können. „Ich wiederhole es Euch," rief er fast mit Unwillen, „daß ich einen Freund für weniger als sechs Realen nicht erschießen werde." Dieser Streit hätte noch lange fortgedauert, wenn nicht der Juez ihm auf folgende Art ein Ende gemacht hätte. „Laufe Jemand schnell," sagte er, „in meine Wohnung und bringe sogleich den Karabiner und die Patrontasche Pachecos, die als Beweißstücke zu Häupten meines Bettes hängen; dieser Karabiner ist eine treffliche Waffe die ich für dreißig Piaster nicht weggeben würde; nur wird man nach beendigter Execution die Güte haben, mir denselben wieder zu geben." Ein Mann zu Pferde ritt sogleich mit verhängtem Zügel davon und kam mit dem Karabiner zurück. „Jetzt," fuhr der Juez fort, indem er das Gewehr selbst lud, „ wer ist der Bursche, der sich vier Realen verdienen will?" Mehrere Lepreros (so heißt die niedrigste Klasse des Volkes) traten aus der Menge hervor. Der Juez wählte den unter ihnen aus, den er für den entschlossensten hielt, einen alten Dieb seiner Bekanntschaft, und übergab ihm den Karabiner und die vier Realen. „Nun, José, sagte der Alkade triumphirend zu dem Indianer, der seinen Preis zurückgewiesen, „Du siehst, daß man Dich entbehren kann." — „Ihr werdet auch danach bedient werden, antwortete José, „wie der Lohn, so die Arbeit."

Die drei Lepreros hatten sich nun vier Schritte von Pacheco aufgestellt und ihre Gewehre gegen ihn gerichtet. Der

Offizier schwang seinen Degen, aber nur Ein Schuß ging ab. Pacheco stieß einen furchtbaren Schrei aus, den ihm aber nur die Furcht entriß; denn die Kugel hatte ihm nur eine von den Sandalen, die ihm an den Füßen hingen, fortgerissen, und sich dann im Bache verloren. Diese Kugel war von dem abgeschossen worden, der die Stelle des Indianers einnahm; die anderen beiden Leprerос hatten ihre guten Gründe, um nicht zu handeln: der eine hatte im letzten Momente an seinem Gewehre noch etwas bemerkt, was in Ordnung zu bringen war, und der andere hatte hinter sich seinen Namen aussprechen hören und als höflicher Leprero sich umgewendet, um dem Rufenden zu antworten. Beim zweiten Kommando ließ sich wieder nur Ein Schuß hören, diesmal hatte der Schießende, und zwar wiederum derselbe, der zuvor seine Kunst bewiesen, seine Genossen vom Schießen zurückgehalten, um auf Pacheco zuzustürzen und das Resultat seiner Geschicklichkeit zu untersuchen, worauf er der Menge mit Triumph ein Stück Holz zeigte, welches die Kugel von der Spitze des Kreuzes, sechs Zoll über dem Kopfe des Delinquenten, weggerissen. „Der Schuß war ganz in der gehörigen Richtung," sagte er mit vollkommener Selbstzufriedenheit, indem er seinen Platz wieder einnahm. „Nun, Herr Alkade," sagte jetzt der Indianer, „was denkt Ihr von den Leuten, die für einen Spottpreis schießen? Ihr hättet besser gethan, mir sechs Realen zu geben. Aber ich trage Niemandem etwas nach; gebt mir noch jetzt dieselbe Summe, und ich will diese Arbeit in einem Augenblicke beendigen." — „José," antwortete der Alkade mit Würde, „wisse, daß die Behörde sich niemals schwach zeigen darf; man wird, wenn es nöthig ist, mehr Zeit brauchen, um Joachim Pacheco zu erschießen; aber ich werde Deinen Vorschlag nicht annehmen.

Wir übergehen die schreckliche Scene, die dieser Antwort folgte. Mehr als eine halbe Stunde lang feuerten die drei Lepreros auf den unglücklichen Pacheco, ohne ihn tödtlich treffen zu können. Der Leprero, den der Juez ausgewählt, weil er ihn als einen Dieb und Mörder kannte, täuschte seine Erwartung vollständig und berührte Pacheco nicht einmal. Der Beamte

hatte nicht bedacht, daß dieser Dieb nur die Säbelklinge zu führen verstand. Endlich sah sich der bedauernswerthe Joachim genöthigt, sich selbst in seine Hinrichtung zu mischen, um seinen Leiden ein Ende zu machen. — „Bist Du da, José?“ rief er mit herzzerreißender Stimme. — „Hier bin ich,“ antwortete José, indem er einige Schritte vortrat. — „Wohlan, tödte mich, amigo!“ — „Sehr gerne, mein lieber Pacheco, aber ich will dafür sechs Realen, welche der Alkade mir nicht geben will.“ — „Ist's weiter nichts? dann sei ausser Sorgen. Jage mir nur eine Kugel durch den Kopf, und dann nimm in meiner Tasche alles Geld, das Du darin finden wirst.“ — „Sind sechs Realen darin?“ — „Es ist ein Piaster darin . . . . aber eile Dich . . . . . ., denn ich leide alle Qualen der Hölle.“ — „Armer Freund!“ sagte José, indem er sein Gewehr lud und auf Pacheco zielte, „armer Freund, der einen Piaster hat und sich eine halbe Stunde lang martern läßt, ohne ein Wort zu sprechen!“ Noch redete er, als sein Schuß schon abging. Die Kugel traf zwischen den beiden Augen und spaltete den Schädel. Ohne Zeitverlust stürzte sich José auf den Leichnam seines Freundes und durchwühlte gierig die Taschen desselben. — „Zwei Realen . . . . . ., einige Cigarren und ein altes Kartenspiel!“ rief er mit Verzweiflung, indem er diese Gegenstände der Menge zeigte. „Joachim, Joachim! diesen schlechten Spaß hätte ich von Dir nicht erwartet! Die Erinnerung an Deinen Tod wird ewig mein Gewissen beschweren.“ (M. f. d. L. d. A.)

Eine Büffeljagd in den Prairien von Mexico.

Die grünen Hügel der Savanna bedeckten sich mit langen Büffelreihen. Es wäre für die beiden Jäger mehr als verwegen gewesen, diese dichtgeschlossenen Heerden geradezu anzugreifen. Um einen oder zwei Büffel ohne allzu große Gefahr zu tödten, gibt es nur Ein Mittel, indem man sie von der übrigen Heerde trennt, wobei dann Geschicklichkeit und Behendigkeit des Jägers

das Uebrige thun müssen. Gegen die Erwartung meiner beiden Gefährten zogen die Cibolos brüllend vorüber, in gleicher Linie mit dem Flusse und keiner wagte sich nach unserer Seite. Der erste Europäer, der einen Büffel sah, mußte nach meiner Meinung sehr darüber erschrocken sein. Der Büffel ist größer als ein gewöhnlicher Stier; eine dichte Mähne, schwarz oder rostfarb, bedeckt seinen Hals, seine Schultern, die Brust und fällt bis auf die Füße nieder. Der Hintertheil des Thieres, von dem Höcker an, ist mit borstigen steifen Haaren besetzt und wird beständig von dem mächtigen Schweife der dem eines Löwen gleicht, gepeitscht. Sein schwerer Tritt erschüttert den Boden, sein Gebrüll durchschneidet die Luft; seine Augen, die nur stumpfe Wildheit ausdrücken und die schwarzen spitzen Hörner auf seiner breiten Stirne, geben ihm ein schreckliches Ansehn.

Indem wir nicht ohne Verdruß die riesigen Heerden vorüberziehen sahen, prüfte einer der Jäger mit einem Kennerblick mein Pferd, das er in der Finsterniß der Nacht noch nicht bemerkt hatte.

Caramba! sagte er, diese breite Brust, die feinen Beine, die offenen Nüstern, die langen Seiten, künden einen ungewöhnlichen Renner an.

Mein Pferd, erwiederte ich mit einiger Eitelkeit, wetteifert mit einem Hirsch an Gewandtheit und einem Maulthier an Ausdauer.

Und einem Büffel an Schnelligkeit, unterbrach mich der Jäger. Nun um zur Sache zu kommen, Herr Franzose, so könntet Ihr mir einen großen Dienst erweisen!

Redet!

Ihr seht doch da unten die Heerde Cibolos, welche uns auszuweichen scheinen. Da Euer Pferd ein so guter Renner ist, so galoppirt herzhaft bis zu diesen furchtsamen Thieren und schießt Euer Gewehr darauf ab, wenn es möglich ist; Ihr werdet mindestens einen treffen; die ganze Heerde wird Euch verfolgen, aber Ihr werdet ihnen leicht entkommen; nur die Raschesten und deshalb auch die Stärksten werden Euch folgen, indem sie sich von der Schaar trennen und diese nehmen wir auf uns.

Redet Ihr im Ernste? fragte ich. Der Jäger sah mich erstaunt an. Und wenn mein Pferd stürzt?

Es wird nicht stürzen.

Aber es könnte dennoch geschehen?

Dann blieb' Euch freilich wenig Hoffnung ihnen zu entkommen. Indeß hat man es schon erlebt; aber im Falle, daß Ihr so glorreich umkommen solltet, versprech' ich Euch, zu Eurer Ehre ein schreckliches Blutbad unter den Cibolos anzurichten.

Hört, sagte ich dann zu dem Jäger, es gibt tausend Gefälligkeiten, die ich Euch lieber erweisen wollte, als diese da; ich war schon sehr gegen meinen Willen vor einigen Tagen auf der Tigerjagd und in voriger Nacht auf Bären aus, und sehne mich blutwenig darnach jetzt meinerseits von den Büffeln gejagt zu werden. Ich habe nachgedacht und will lieber Euch mein Pferd leihen.

Ich wagte es nicht, Euch um diese Gunst zu bitten und, fügte naiv der Jäger hinzu, glaubte Euch Vergnügen zu machen, indem ich Euch diese Zerstreuung anbot.

Ich dankte ihm für seine gute Absicht, und sehr erfreut mich aus der Schlinge zu ziehen, legte ich seufzend die Leine meines Pferdes in seine Hand. Der Jäger begann damit es abzusatteln, legte die Decke, die ihm als Mantel diente, vierfach zusammen und befestigte sie mit der langen Schärpe Faja von chinesischem Krepp, die er um den Leib geschlungen trug. Dann entledigte er sich sogar seiner Calzoneros, seiner Halbstiefeln aus Dammhirschleder und seiner Jacke.

Da das Spiel, welches ich beginnen werde, gefährlich genug ist, sagte er, so kann ich mir selber und dem Pferde nicht genug Freiheit der Bewegung geben und Ihr werdet sehen, welchen Vortheil man aus einem gehörig zugerichteten Thiere ziehen kann.

So ausgerüstet, nachdem er eine kurze scharfe und spitze Lanze an den Sattel gehängt, schwang sich der Jäger auf das Pferd, versicherte sich daß die Faja im Nothfalle ihm als Bügel dienen, und das Gewicht seines ganzen Körpers tragen konnte,

indem dadurch den Seiten des Thieres alle ihre Ausdehnung gestattet wurde. Mit einer Behendigkeit, die mindestens jener der alten Numidier zu vergleichen, hielt er sein Pferd an, sprengte vor, rollte in seiner Linken den Cabresto, der zugleich als Lazo und Halfter dient, flog wie ein Pfeil davon und kehrte mit derselben Schnelligkeit zu mir zurück.

Ihr wißt gar nicht, was ein solches Pferd werth ist! sagte er und es thut mir fast Leid, Euch die Gelegenheit zu entziehen, einsehen zu lernen, welchen Schatz Ihr in ihm besitzt.

Ich gestehe, daß unter der Leitung des wilden Führers mein Pferd mir nicht mehr dasselbe zu sein schien, dennoch empfahl ich dem Jäger dringend, es nicht allzusehr den Hörnern der Büffel auszusetzen.

Wir laufen eine und dieselbe Gefahr, versetzte der Jäger lachend; dann gab er uns seine Verhaltungsbefehle. Wir sollten uns platt auf die Erde niederlegen, mit dem Gewehr in der Hand, und von der Böschung des Flusses zwischen dem hohen Grase die Bewegungen der Thiere beobachten, die er nach uns hintreiben würde.

Uebrigens fuhr er fort, habt Ihr Zeit, Herr Franzose, bevor Ihr Euch in den Hinterhalt legt, ein Rennen anzusehen, wie Ihr wohl selten Gelegenheit haben werdet Eines zu schauen. Ich will Euch zeigen, was man von einem guten Pferde zu erwarten hat, das von einem guten Jäger geritten wird. Fast augenblicklich jagte er fort in der Richtung der Ciboloheerde, deren fernes Gebrüll uns der Wind zuführte. Ich blieb am Flußufer stehen, um nichts von dem anziehenden Schauspiel zu verlieren, das mir verheißen war. Der Jäger machte einen großen Umweg, indem er ganz leicht über die dortigen Nopals und die Unebenheiten wegsetzte, womit die Ebene besäet war; das Pferd schien mehr zu fliegen als zu rennen und wieherte freudig; dann verschwand der Jäger hinter einem Hügel. Indeß hatte der Gefährte des kühnen Jägers eine Weidenruthe in den Boden gesteckt, an welcher ein rothgewürfeltes Tuch befestigt war. Ich fragte ihn, ob es ein Wahrzeichen für seinen Cameraden sei.

Nein, sagte der Jäger; die Büffel sind wie die Stiere und können die rothe Farbe nicht leiden. Wenn Joaquin einen oder zwei aufjagt, so wird sie das Tuch hier unfehlbar anziehen und wir können sie alsdann tödten; nur müßt Ihr nach dem Kopfe zielen, wenn sie sich auf uns stürzen.

Ist es denn unumgänglich nöthig, fragte ich den Jäger, sie gerade hieher zu locken?

Es ist mein Handwerk, versetzte er, vergessend, daß ich kein Jäger von Profession war. Er endete kaum seine Rede, als wir eine Art von Aufruhr und Bewegung in der Büffelheerde bemerkten, welche den untern Abhang des Hügels bedeckte, hinter welchen Joaquin verschwunden war. Der verwegene Jäger hatte die jenseitige Höhe erstiegen und oben angelangt, stieß er zweimal einen gellenden Schrei aus, welchem anhaltendes Gebrüll antwortete, stürzte sich den Abhang herab, wie ein Felsblock, der niederrollt und verschwand mitten in dem dichten Walde von Hörnern und schwarzen Mähnen. Die Heerde gerieth in Bewegung nach unserem Signale hin und stob dann in zahlreichen Gruppen nach allen Seiten auseinander. Ich sah Joaquin von neuem in dem freien Raume den er sich eröffnete, wohlbehalten galoppiren. Zwei Büffel von ungeheurer Größe schienen die Anführer einer dieser Abtheilungen zu sein, die sich von der Hauptheerde abgelöst hatten und gegen diese beiden Unthiere schien der Jäger seinen Angriff zu richten. Auf einem Flügel des Heerhaufens sich umherschwenkend ging und kam er mit einer Behendigkeit und Kühnheit, die ans Wunderbare gränzte ohne daß jedoch die beiden Anführer von ihrer Schaar wichen. Endlich entstand eine fast unmerkliche Lücke zwischen der kleinen Heerde und ihren Führern. Schnell wie der Blitz stürzte sich der Jäger hinein; aber er hatte vielleicht zu sehr auf die Behendigkeit seines Pferdes vertraut, oder war es eine List seiner wilden Gegner, ich sah mit unaussprechlicher Angst die lebendigen Wogen, die einen Augenblick zertheilt waren, sich zusammenthun und den unglücklichen Jäger wie in einem Schlund begraben, dessen gähnender Rachen sich hinter ihm wieder zuschloß. Ich vergaß das Pferd,

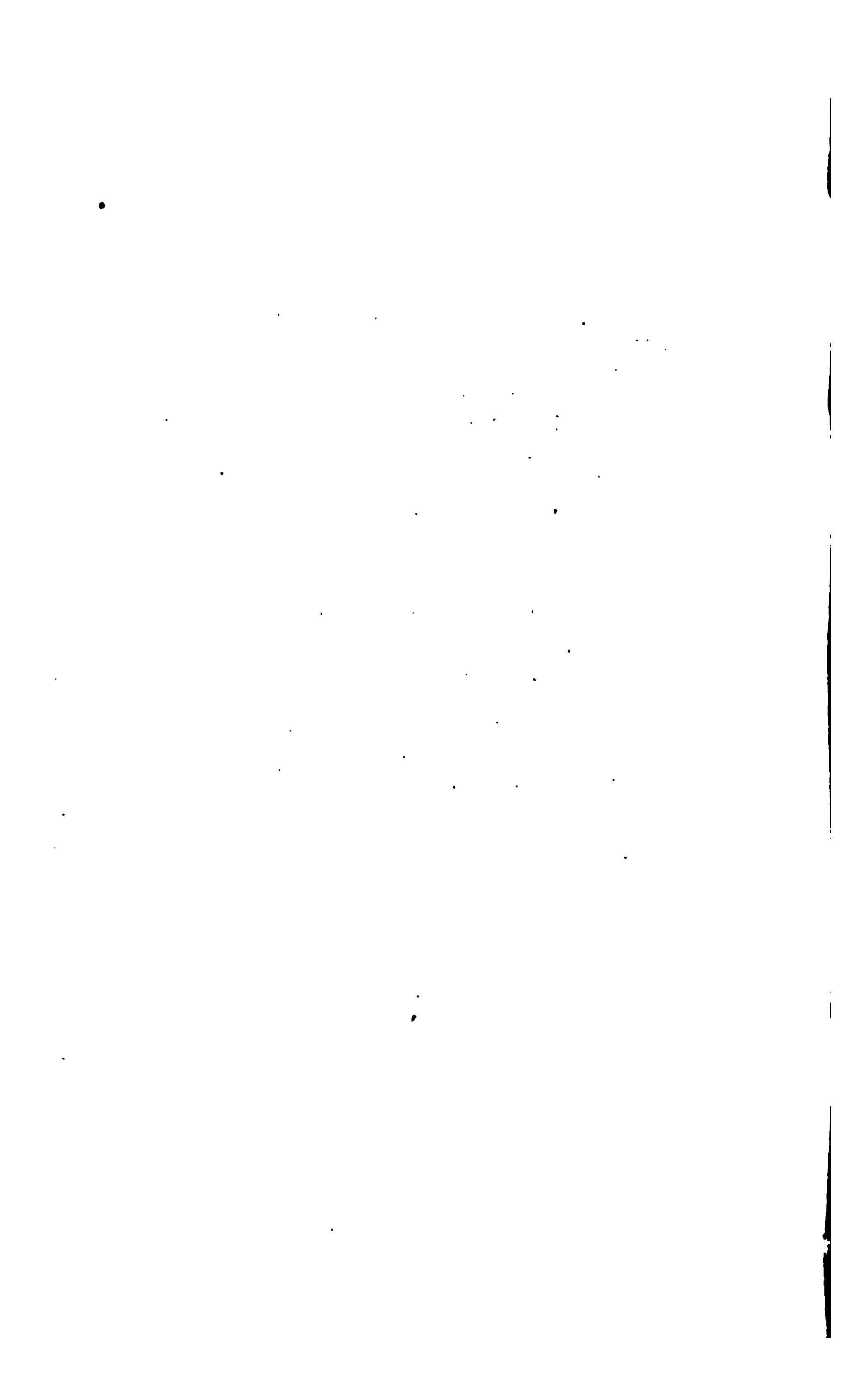
um nur an den Mann zu denken, und wechselte einen Blick voll Angst mit dem Gefährten des armen Joaquin. Die braunen Wangen des Jägers waren mit Todesblässe überzogen: das Gewehr in der Hand, wollte er seinem Cameraden zu Hülfe eilen, als er ein Freudengeschrei ausstieß und stehen blieb. Zwischen die Hörner der beiden Büffel gepreßt, die sich endlich von der Abtheilung getrennt hatten, die sie anführten, stand Joaquin aufrecht auf seinem Pferde, das durch die dichte Wollendecke, welche darauf befestigt war, gegen die Hörnerstöße geschützt wurde. Während so die Gruppe sich uns nahte, zog der Jäger seine Stoßwaffe, setzte einen Fuß auf den wolligen Rücken des Büffels, bohrte die mörderische Spitze in das Halsgelenk, und in dem Augenblick als das Thier eine letzte Anstrengung machte nicht ungeahndet zu sterben, ließ er sich rasch zur Erde gleiten. Es war Zeit, denn im selben Augenblicke wurde mein armes Pferd von dem Büffel niedergeworfen. Dadurch wurde es gerettet und entging so seinen beiden Drängern, es erhob sich sogleich und floh, beständig von den beiden Cibolos verfolgt. Joaquin lief daneben her, indem er die Leine festhielt, nahte sich und schwang sich mit einem Siegeshurrah auf seinen Rücken.

Jetzt ist es an uns, sagte der Jäger neben mir, indem er beim Anblick der beiden Büffel seinen Posten wieder einnahm, welche, den Reiter und das Pferd verfolgend mit ungleichen Schritten auf uns zurannten, während die Heerde ihrer beiden Führer beraubt, nach den Hügeln floh. Wir warfen uns platt an den abschüssigen Flußrand nieder und erwarteten die beiden Cibolos, welche einen Augenblick anhielten und vor Wuth brüllend ihre Hörner in die Erde stießen. Der Jäger schwenkte nun lebhaft das rothe Tuch an seiner Weidengerte. Beim Anblick der verhaßten Farbe stürzten die beiden Thiere mit wilder Lust auf uns zu. Joaquin hielt sich zur Seite, seine Rolle war zu Ende. Man kann sich nur schwer von dem schrecklichen Anblick des wüthenden und verwundeten Büffels einen Begriff machen. Bei jeder seiner Bewegungen strömte sein Blut nach rechts und links, röthete seine schwarze wogende Mähne; blutiger Schaum drang

aus seinen Nüstern, deren furchtbares Schnauben uns immer näher kam. Der andere Büffel überholte ihn, mit seinem stumpfen Auge das Tuch anstierend, das der Wind vom Flusse her allein bewegte, denn der Jäger hatte gleich mir die Büchse in der Hand. Eine Minute weiter und wir mußten uns gegen die beiden wüthenden Thiere vertheidigen. Glücklicherweise stürzte der verwundete Büffel einige Secunden später schwer zu Boden und verschied. Feuer! rief der Jäger. Von drei Kugeln in den Kopf getroffen, hielt der andere Büffel an, fiel und erreichte den Boden fast an dem Rande der Böschung, die uns schützte. Joaquin kam in kurzem Trabe zurück, frisch und lächelnd wie der Reiter, der in der Reitbahn alle Eigenschaften seines Pferdes bewundern läßt. Er untersuchte den zuletzt gefallenen Cibolo.

So wahr Gott lebt! sagte er, Eure zwei Kugeln haben in den Kopf getroffen und das ist für einen Anfänger gut genug. Was mich betrifft, so will ich künftighin nur zu Pferde auf den Büffel jagen.

Aber nicht auf dem Meinigen hoffe ich, eilte ich hinzuzusetzen, denn es ist ein Wunder, daß das arme Thier den Hörnern der Cibolos entronnen ist. (Ausland.)



Zur Geschichte der Republik Mexiko von der Gründung des Freistaates bis zur Eroberung der mexikanischen Hauptstadt durch die Vereinigten Staaten.

I.

Mexiko und die Vereinigten Staaten*).

Keines der alten Vice-Königreiche des spanischen Amerika's hat die traurigen Folgen der neuen politischen Aera, die sich anmassender Weise mit dem falschen Titel des Zeitalters der „Unabhängigkeit" brüstet, tiefer empfunden als Mexiko. Denn auf den Wohlstand und die Ruhe, in der sich Neu-Spanien befand, sind fortwährende Bewegungen, allgemeines Elend und die deutlichsten Symptome einer allmäligen Auflösung gefolgt. Seit 1824 wurden die Unglücksfälle, die der Kampf gegen den Mutterstaat bewirkt, noch durch das vielfache Mißgeschick des unter den Insurgenten selbst entbrannten Krieges vergrößert; und als nun gar, gleichsam um dem glücklichen Gedeihen Mexiko's den letzten Stoß zu versetzen, die Bundesversammlung von 1827 die Austreibung aller europäischen Spanier beschloß, so verschwanden mit ihnen zugleich die Kapitalien der Industrie und, mit dem dadurch bewirkten Versiegen der Handelsquellen, das Glück des Landes. Durch das vatermörderische Gesetz verjagt, flüchteten die bedeutendsten Kaufleute in die Fremde und ließen sich daselbst nieder. Wohlhabende Eigenthümer, hochgestellte Beamte, Glieder des Klerus, sämmtlich im Besitze großer

*) Dieser Aufsatz, welcher der Revue Nouvelle entnommen ist, rührt von Hrn. Düflos de Mofras her, der vor einigen Jahren die Republick Mexiko aus Auftrag der französischen Regierung bereist hat. Die Uebersetzung ist von dem „Magaz. f. d. L. d. Ausl. bearbeitet.

Reichthümer, schafften dieselben nach England, Frankreich, Spanien und den Vereinigten Staaten. Der so fruchtbare Boden Mexiko's, seine unterirdischen Schätze, seine bewundernswürdige geographische Lage, seine Häfen auf beiden Seiten des Oceans wurden nun gewissermassen unfruchtbare Vortheile, und der verarmenden Nation blieb als Entschädigung für ihr Unglück und ihre Fehler nichts als ein tönendes, aber leeres Wort, ein Schattenbild von Freiheit.

Die spanische Herrschaft im Gegentheile hatte das Land in einen blühenden Zustand versetzt, denn sie hatte sich alle Hülfsmittel zu verschaffen gewußt, deren Besitz die Größe und das Ansehen der Völker bedingen; eine beträchtliche Seemacht, eine wohldisciplinirte Armee, zahlreiche feste Plätze, eine nach den Gesetzen der Billigkeit geordnete und wachsame Verwaltung, heilsame Munizipalgesetze, eine in finanzieller Rücksicht äußerst glänzende Stellung: das waren die Elemente ihrer Macht und ihrer Thätigkeit.

Gleich anfangs hatten Fernand Cortez und Karl V. (als König von Spanien: Karl I.) treffliche Bestimmungen über die Colonisation erlassen. Philipp II., dessen politischer Blick eben so scharf wie umfangreich war, legte den Grund zur Gesetzgebung für die Indianer. Fortgeführt und vervollkommnet von Philipp V., entwickelte sich dieses Werk unter der ruhmvollen Regierung Karl's III. bis zu einer hohen Stufe. Da verkündigten die gegen die Souverainität Englands sich auflehnenden Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit; ein Ereigniß, welches den Grafen von Aranda, den weisen Minister Karl's III., mit Recht in große Besorgniß versetzte, da er einsah, daß die spanischen Colonieen, ein solches Beispiel vor Augen, sich ebenfalls eines Tages von dem Mutterstaate trennen würden. Auf die Möglichkeit hin seinem Monarchen zu mißfallen, stand er nicht an, ihn auf diese Gefahr aufmerksam zu machen, und Karl III., geleitet durch die verständige Einsicht seines Ministers und unterstützt durch seine lichtvollen Vorschläge, faßte den Plan, die amerikanischen Vice-Königreiche in König-

reiche zu verwandeln und auf die Throne derselben spanische Infanten zu setzen, für sich selbst jedoch den Titel eines Kaisers von Indien vorzubehalten. Während er so die Könige aus seiner Familie in das Verhältniß von Vasallen setzte, sollte Spanien selbst doch stets über die Interessen der Colonie wachsam sein, und machte er Madrid zu dem großen Mittelpunkte der gesammten Organisation aller spanischen Reiche. Dieser Plan trug den Keim von ungeheueren Folgen in sich, da er die spanische Herrschaft über die amerikanischen Colonieen für immer unerschütterlich machen konnte; aber er ward aufgegeben. Die Zeit und die Umstände gebrachen Karl III., um ihn auszuführen.

Nichts desto weniger verfolgte die Politik dieses Fürsten mit ernster Beharrlichkeit den einmal für zweckmäßig erkannten Weg, um eine engere Verbindung des spanischen Amerika's mit dem Mutterstaate herbeizuführen. Aus diesem Grunde errichtete er eine ausschließlich aus jungen und den höchsten Familien angehörenden Amerikanern bestehende Leibwache, und erreichte damit einen doppelten Zweck. Denn abgesehen von der ihm hierdurch gewährten Garantie für den Fall einer mexikanischen Revolution, brachte diese Einrichtung auch den wichtigen Vortheil mit sich, daß auf solche Weise die Elite der spanisch-amerikanischen Jugend unvermerkt an die europäischen Sitten gewöhnt und so die beiden Völker selbst mehr als je in Uebereinstimmung gebracht wurden. Leider erbten die Nachfolger Karl's III. mit seiner Macht nicht zugleich auch seine Geschicklichkeit, und diese Leibwache hörte unter Ferdinand VII. auf, zu existiren.

Das durch die französische Revolution auf der Halbinsel angefachte Feuer, die schwache und nachlässige Verwaltung derselben unter der Regierung Karl's IV., und vor allen Dingen die von Seiten Englands und der Vereinigten Staaten in Amerika angesponnenen Intriguen führten einen Bruch zwischen Neu-Spanien und dem Mutterstaate herbei. Ein erster Schrei nach Unabhängigkeit wurde schon 1810 gehört, doch noch mit Leichtigkeit unterdrückt. Indessen gewann die Bewegung im Jahre 1814 schon einen bestimmteren Charakter und hatte 1820 eine wahrhaft furchtbare Gestalt erlangt. Spanische Generale,

wie Xaver Mina, Echevarri, Arana und Rogreta, ließen die königlichen Fahnen im Stiche, und brachten den Insurgenten in ihrer militärischen Bildung und in der jenen noch mangelnden Disziplin eine große Stütze. Uebrigens trug hier Ferdinand VII. nur die Folgen seiner eigenen Schuld, da er bei seiner Rückkehr nach Spanien sich in die Arme der absolutistischen Partei geworfen, die Liberalen proscribirt und die ihm ergebenen Generale abgesetzt hatte. So hatte er gerade diejenigen Männer von sich gestoßen, durch deren Hülfe ihm die Krone erhalten worden war.

Die sich während dieser Verfolgungen in Amerika befindenden spanischen Offiziere erhoben sich gegen ein System, das die ruhmvollsten Thaten des Landes nach dem Gesetze eines despotischen Ostracismus beurtheilte und verdammte. Dieses Gefühl trieb sie in die Reihen der Insurgenten, und entschuldigt es nicht ihren Verrath, so vermindert es wenigstens dessen Abscheulichkeit. Vergebens kämpften die dem Mutterstaate treu gebliebenen Generale: Don José de la Cruz, Calleja, Novella, Venegas und Truxillo, für die Sache des alten Vaterlandes. Der Erfolg war für die revolutionäre Partei günstig, und im Anfange des Jahres 1822 fand eine bestimmte Trennung Statt. Das war ein Tag der ausgelassensten Fröhlichkeit, welchem Jahre des Unglückes wie zur Sühnung gefolgt sind.

Zu ihrer Rechtfertigung muß jede neue Gestaltung der Dinge zu dem Mittel der Verleumdung des unterliegenden Gegners greifen. So wurde denn auch hier eine bestimmte Anklage gegen Spanien erhoben. Man warf ihm unter anderen Punkten auch die Absicht vor, die amerikanischen Spanier zurückgesetzt zu haben, um auf ihre Kosten die europäischen Spanier zu begünstigen. Aber dies Factum ist durchaus unrichtig. Selbst den Mangel an Gerechtigkeit angenommen, legte schon das eigene Interesse der Regierung zu Madrid die Pflicht auf, jede einseitige Bevorzugung zu vermeiden, um eine schnellere Annäherung und Vermischung zwischen den beiden Völkern herbeizuführen. Diese Wahrheit wurde in Madrid wohl erkannt und praktisch beachtet. Der Beweis dafür liegt darin, daß noch

heutigen Tages in der spanischen Verwaltung geborene Amerikaner hohe Stellungen einnehmen, durch die sie unmittelbar thätig in die Geschäfte eingreifen können. Die vorgeblichen Grausamkeiten gegen die Indianer sind nicht weniger erlogen. Denn wenn wir einige Gewaltthaten aus den früheren Zeiten der Eroberung Mexiko's ausnehmen, die wohl nicht vermieden werden konnten, so hat es sich die spanische Herrschaft sehr angelegen sein lassen, die Wohlthaten des Katholicismus und des Unterrichtes unter den unterworfenen Völkerschaften zu verbreiten, so wie ihre äußere Sicherheit zu befestigen. Von diesem Grundsatze ausgehend, gründete sie in den vorzüglichsten Städten Mexiko's königliche Schulen für edle Indianer (real colegio de indios nobles), wo die Söhne der angesehensten Kazikenfamilien auf königliche Kosten erzogen wurden. Wenn heute der Reisende auf irgend einem Punkte die Küste von Neu-Spanien betritt, so trifft er noch indianische Dörfer von freundlichem, lachenden Anblicke, unter der väterlichen Fürsorge ihrer Seelsorger zufrieden und glücklich. Einige Schritte davon stößt er auf Dörfer von weißen Creolen, deren verfallener, elender Zustand einen traurigen Gegensatz zu jenen bildet. Denn durch den Verlust des zweckmäßigen Zügels weiser Gesetze sind hier die Sitten zu einer großen Tiefe herabgesunken; das Elend in Verbindung mit einem falschen Patriotismus erzeugt und nährt alle Laster. — Nein, Spanien hat sich keineswegs grausam gegen seine Colonieen bewiesen; es war tolerant und überlegt in seiner Behandlung derselben. Und während die angelsächsische Race die unglücklichen Eingeborenen von Pennsylvanien, Neu-England und Karolina, des Mississippi bis nach Patagonien hin ausrottete, vertauschten die spanischen Missionäre das Schwert des Eroberers mit dem Stabe des Apostels und unterwarfen die Indianer ihrem neuen Vaterlande durch das Ansehen der Intelligenz, der Religion und der Gerechtigkeit.

Man hat übrigens in Europa keine Ahnung von dem Glanze, den die spanisch-amerikanischen Städte, trotz der Verwüstungen des Krieges und der durch die Unregelmäßigkeit und den steten Wechsel in der politischen Verfassung bewirkten Er-

mattung der Nation, bewahrt haben. Sie besitzen sogar noch ein gewisses Ansehen von Ordnung in der lokalen Verwaltung, was sich leicht erklärt, wenn man sich erinnert, daß in Spanien, wie in seinen Colonieen die centrale Gewalt nur eine beschränkte Ausdehnung in den Provinzen hat, da letztere ihre Einkünfte selber verwalten, und da ihre Interessen durch bewunderswürdige Munizipalgesetze beschützt werden. Besonders aber kann man die Spuren und die Beweise für den ehemaligen Glanz Spaniens in seinen amerikanischen Colonieen finden. Aber wenn man die letzten immer mehr verschwindenden Anzeichen dieser herrlichen Blüthe betrachtet, erkennt man zugleich, daß diese unter dem Gewichte ihrer eigenen Größe erliegende Nation das Bedürfniß zu haben scheint, den Ueberfluß ihrer Stärke und Lebenskraft abzugeben und sich nach Aussen hin auszudehnen.

Dies war in wenigen Worten der Zustand von Neu-Spanien unter der Herrschaft des Mutterstaates. Betrachten wir nunmehr, was Mexiko unter der Macht der „Unabhängigkeit" geworden ist.

Wir knüpfen an die gegebenen vorläufigen Bemerkungen an, indem wir zunächst eine gedrängte Uebersicht der Ereignisse in Mexiko seit seiner Unabhängigkeits-Erklärung folgen lassen:

Sobald Iturbide an der Spitze der Insurgenten-Armee in Mexiko eingezogen war, begann die constituirende Versammlung ihre Sitzungen und verkündigte diesen General im Mai 1822 als Kaiser. Aber die Eifersucht seiner Waffengefährten wendete alle Mittel an, um ihm die Popularität zu rauben; und 1822 wird er nach einer Herrschaft von wenigen Monaten entthront, aus dem Lande gejagt und für vogelfrei erklärt. Die höchste vollziehende Gewalt, in den Händen der Generale Bravo, Michelena und Victoria, bleibt so lange an der Spitze der Regierung, bis der Letzte von ihnen zum Präsidenten erwählt. Inzwischen verläßt Iturbide, dem die Hoffnung auf Wiedererlangung seiner verlorenen Macht in die Verbannung gefolgt war, Europa und landet im Juli 1824 bei Tampico, ohne Furcht sich der Loyalität des Gouverneurs dieser Stadt, des

Generals Lagarza, anvertrauend. Dieser empfängt ihn mit großer Liebenswürdigkeit, überhäuft ihn mit Zuvorkommenheiten, zieht ihn an seine Tafel und schickt ihm eine Stunde nachher einen Priester, um die letzte Beichte abzulegen. Der unglückliche Iturbide wird noch denselben Tag erschossen und fällt so als Opfer seiner Leichtgläubigkeit und der ehrlosesten Hinterlist.

Was den General Victoria betrifft, so erhält er sich in seiner Präsidentur und beendigt sie 1828. Pedraza, gleichfalls erwählt, ersetzt ihn; aber umringt von tausend kleinen Intriguen seiner eifrigen Nebenbuhler, sieht er sich bald von seiner Höhe herabgeworfen und gezwungen, um sein Leben zu retten, Mexiko in der Kutte eines Mönches zu verlassen. Guerrero folgt ihm, aber da er durch die föderalistische Partei zum Präsidenten erhoben ist, so wird er im Jahre 1829 durch den Vicepräsidenten, Bustamente, den Urheber der sogenannten Revolution von Jalapa, gestürzt und flieht, Iturbide's gedenkend, da er auch für vogelfrei erklärt wird, in der größten Eile nach den südlichen Provinzen, gewinnt die Küste und schifft sich auf einem sardinischen Schiffe unter dem Befehle des genuesischen Capitains Picaluga ein. Doch auch Guerrero sollte in die Hände eines Verräthers fallen. Picaluga hatte durch Versicherungen seiner Ergebenheit sich in sein Vertrauen einzuschleichen gewußt und zauderte nun keinen Augenblick, ihn der Obrigkeit von Acapulco zu überliefern, auf deren Befehl Guerrero sogleich erschossen wird. Für diesen schändlichen Verrath erhielt Picaluga 50,000 Piaster; zugleich aber erklärte ihn die Bürgerschaft von Genua in einer hochherzigen Regung von Unwillen und Entrüstung für infam.

Während dieser blutigen Schauspiele und ephemeren Herrschaften litt das Land unbeschreiblich: die Gesetze wurden mißachtet, die Sitten kamen in Verfall, der Handel gerieth in's Stocken. Nur mit ihrer eigenen Erhaltung beschäftigt, bemächtigten sich die verschiedenen Bewerber um die Herrschaft nach einander des höchsten Ansehens, ohne die Zeit oder den Willen zu haben, das Geringste für die Ordnung des Staates selber zu thun.

Bustamente erhielt sich indeß in der Präsidentur bis zum Jahre 1833. Da ergreift Santana, einer der kühnsten unter den handelnden Personen des Revolutions=Drama's und überdies sich in seiner Popularität stark fühlend, gegen ihn die Waffen, schlägt ihn, bewirkt seine Verbannung und setzt an seine Stelle wieder Pedraza ein. Bald jedoch müde, nur den Interessen Anderer zu dienen, faßt Santana den Plan, für sich selbst zu arbeiten, und zwar auf die wirksamste Weise. Im Jahre 1834 stürzte er die Föderation, bemächtigt sich der Präsidentur und bewahrt sie bis 1836. Die in dem Laufe dieses Jahres zwischen Mexiko und Texas begonnenen Feindseligkeiten bestimmen ihn, die vollziehende Gewalt an den General Barragan, als Vicepräsidenten, abzugeben; er selbst übernimmt den Oberbefehl über die Armee und fällt während des Krieges in die Hände der Texaner, die ihm jedoch auf sein Versprechen, ihre Unabhängigkeit von Mexiko anerkennen zu lassen, die Freiheit zurückgeben.

Unterdessen ist Bustamente aus seiner Verbannung zurückgekehrt und wird von seiner Partei von Neuem zum Präsidenten erhoben.

Santana zieht sich, wohl erkennend, daß er jetzt den Kürzern ziehen würde, kluger Weise zurück und beobachtet von seinen Landgütern bei Vera=Cruz, wie von einem Schlupfwinkel aus, die Ereignisse, um sie, so bald es möglich ist, zu benutzen. Gleich nach seiner Entfernung treten andere ehrgeizige Bestrebungen an's Licht. Der General Urrea erklärt sich im Jahre 1841 gegen Bustamente, nimmt ihn in seinem eigenen Palaste gefangen und setzt Gomez Farias an seinen Platz. Aber der entthronte Präsident entgeht den Händen der Insurgenten durch die Flucht und versammelt einige ihm noch treu gebliebene Truppen um sich. Der Kampf bricht los, und während zweier Wochen ertönt ein mehr geräuschvolles, als mörderisches Feuer, das kaum weitere Folgen hat, als die Zerstörung mehrerer Häuser und eines Pavillons des Palastes. Doch Farias muß sich zurückziehen, und Bustamente, zum dritten Male mit der Präsidentur bekleidet, dekretirt ein völliges Ver-

gessen der Vergangenheit, entkräftet alle während seiner Gefangenschaft erlassenen Gesetze, weil, wie er sich ausdrückt, die Republik sich damals in einem „acephalen" (hauptlosen) Zustande befand, ein Wort, welches, im Vorbeigehen gesagt, von Niemanden verstanden wurde.

Ein Jahr war nach diesen Begebenheiten verflossen, als plötzlich am 8. August 1841 der General Paredes, Gouverneur von Neu-Galizien, zweitausend Menschen zusammenrafft, mit denen er auf die Stadt Mexiko losgeht. Hier findet sich zugleich Santana, auf vorher geschehene Verabredung, ein. Nach 35 Tagen gegenseitigen Scharmützelns wird Letzterer durch die Armee zum Präsidenten ausgerufen und hält seinen feierlichen Einzug in Mexiko, während Bustamente sich nach Vera-Cruz begibt und von da nach Europa übersetzt, die Frucht seiner großartigen Sparsamkeit und das Andenken an seine gestürzte Größe mit sich führend.

Während dreier Jahre bestimmte Santana willkürlich über die Mittel und die inneren Verhältnisse von Mexiko. Er wurde wieder zum Präsidenten, und zwar auf fünf Jahre gewählt, und Einige wollen sogar behaupten, daß er dieselben ehrgeizigen Pläne gehabt habe, die den Tod des Iturbide herbeigeführt hatten. Aber Santana war zu gewandt und verschlagen, durchschaute auch die ganze Lage der Dinge zu deutlich, als daß er durch die Reize eines leeren Titels hätte in die Falle gelockt werden können. Noch dazu war dieser Titel der Art, daß er ihn mit Gefahren umringt hätte, ohne seine Autorität zu vergrößern. Wenn er gleichwohl Verehrer der Macht war, so entsprang seine Verehrung weniger aus der Sucht, zu glänzen, als aus dem Streben nach den wirklichen Vortheilen, welche sie darbietet. Soldat durch die Bestimmung des Zufalls und seines inneren Berufes, hatte er nach einander den verschiedenartigsten Interessen gedient, je nachdem sie mit dem seinigen übereinstimmten. Anfangs Subalternoffizier in dem spanischen Heere, trat er 1820 auf die Seite der Insurgenten, weil er sie für stärker hielt. Im Besitze eines unternehmenden Geistes, einiger militärischen Talente, einer ausserordentlichen Geschmei-

digkeit und vorzüglich einer Tollkühnheit ohne gleichen, die er zur Zeit der unglücklichen Unternehmung des Generals Baradas anzuwenden Gelegenheit hatte, zog er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und flößte Vertrauen ein. In seinen Adern mischte sich spanisches mit indischem Blute, weshalb er die Energie des einen mit der Verstellungskunst des anderen verband. Sein schwarzes Auge ist voller Verschmitztheit und Feuer, sein Körper ist wie von Eisen, denn er besitzt bei fünfzig Jahren die volle Kraft des Jünglingsalters. Grausam zuweilen bis zur Wildheit, ließ er im Jahre 1835, der gesetzlichen Uebereinkunft zum Hohne, die sich ergebenden Insurgenten-Abtheilungen ohne Weiteres erschießen. Er liebte die Popularität bis zur Eifersucht und wich vor keinem Mittel zurück, wenn er sie dadurch vergrößern zu können glaubte. Oft sah man ihn bei den Hahnenkämpfen sich unter die Menge mischen und einen Piaster für den einen der Kämpfer wetten, wie der Letzte der Lepreros. Gleichwohl würde man Unrecht haben, zu glauben, daß seine Diktatur hätte von Dauer sein können. Die Ursachen des Mißvergnügens lagen in vielen Herzen wie Keime rings um ihn her verstreut und entwickelten sich allmälig. Die verschiedenen Häupter, durch deren Hülfe er Bustamente gestürzt hatte, wurden bald seine Feinde und Nebenbuhler.

Der durch seinen vielseitig gebildeten Verstand, so wie durch seinen Muth furchtbarste seiner Gegner war der General Paredes. Er hatte damals das erste Zeichen zur Revolution gegeben, fiel jedoch in Ungnade und sah sich nach einer kleinen Stadt im Inneren des Landes verwiesen. Im Süden, gegen Acapulco hin, gelang es dem Generale Bravo, sich in eine gewisse Unabhängigkeit zu versetzen, und der General Urrea, mit unumschränkter Gewalt über die reichen Provinzen Jalisco, Sinaloa und Sonora gebietend, hatte jetzt weniger als je Lust, von der Verwirklichung einer Auflösung des Central-Gouvernements abzustehen, sondern bemühte sich, jene Provinzen unter dem Titel des „westlichen Staates" für unabhängig und frei zu erklären. Selbst Bustamente hatte seinerseits noch nicht alle Hoffnung auf Wiedererlangung der Macht aufgegeben; vielmehr

schmeichelte er sich, daß der Wunsch der Nation ihn von Italien, wohin er sich geflüchtet hatte, zurückrufen werde, und die Generale Valencia, Gomez Farias, Tornel und Pedraza nährten gleichfalls im Geheimen die Hoffnung auf eine künftige Präsidentur. Uebrigens hatte Santana selbst keineswegs ein blindes Vertrauen zu der Aufrechthaltung seiner Macht; er ließ sich nicht in eine trügerische Sicherheit einwiegen, sondern beschäftigte sich unablässig mit der Vergrößerung seines schon so beträchtlichen Vermögens. Das von Oben her gegebene Beispiel fand zahlreiche Nachahmer bei den niederen Beamten, und bald sah man die größte Unordnung und Verwirrung in die mexikanische Verwaltung einbrechen. Die gewaltsamen Anfälle und Mordthaten nahmen in erschreckendem Verhältnisse zu. In allen Provinzen, auf allen öffentlichen Straßen wurden die größten Schandthaten verübt, und keine Woche verging, ohne daß die Posten von Mexiko und Puebla sogar in den Vorstädten jener Städte selbst angehalten und beraubt wurden. Man wird sich vielleicht noch erinnern, daß der Oberst Yannez, dessen Bande im Jahre 1835 den schweizerischen Consul zu Mexiko, Mairet, tödtete und beraubte, der Freund und Adjutant des Generals Santana war, welcher Letztere damals noch die Präsidentur bekleidete.

Die Beschaffenheit der Bestandtheile, aus denen die Armee zusammengesetzt war, erklärt diese unbegreiflichen Thatsachen hinlänglich. Einen Theil derselben bilden Bauern und Indianer, die man ihren Dörfern mit Gewalt entreißt, einen anderen in den Gefängnissen und auf den Galeerenbänken zusammengeraffte Verbrecher. Wir sind selbst Zeuge gewesen, wie ein mexikanischer Oberst zu Guadalajara die 800 im dortigen Staatsgefängnisse eingeschlossenen Verbrecher rottenweise sich in Reihe und Glied stellen ließ, um unter ihnen die schönsten und stärksten auszuwählen. Nachdem dies geschehen, unterrichtete er sich von der Dauer ihrer Strafzeit und versprach darauf jedem derselben die völlige Freiheit, wenn er sich entschließen wolle, die Hälfte der Zeit in einem Regimente als Soldat zu dienen, welche er noch im Gefängnisse oder auf den Galeeren hätte zubringen

müssen. Was war von solchen Soldaten zu erwarten? In Europa gewährt die Uniform dem, der sie trägt, eine ehrenvolle Auszeichnung, und man sucht hier die Armee zu reinigen, indem man die liederlichen und verbrecherischen Subjekte derselben nach den Strafanstalten schickt. In Mexiko ist der Unterschied zwischen einem Soldaten und einem Galeerensträflinge so zu sagen gleich Null, da die Lücken der Regimenter durch Banditen ausgefüllt werden. Daß in einer Armee, wo keine Disziplin herrscht und kein Ansehen geachtet wird, die Desertion eine ganz gewöhnliche Sache ist, ist leicht begreiflich; in der That ereignet es sich sehr häufig, daß ganze Haufen von Bauern entfliehen, um nach ihren Höfen und Feldern zurückzukehren, während die Verbrecher ihre Banden aufsuchen oder in den Vorstädten sich versteckt halten.

Die Offiziere gehörten unter der königlichen Herrschaft den höchsten Familien an; jetzt werden sie aus der Hefe des niedrigsten Pöbels genommen. Doch zählen die mexikanischen Truppen vier oder fünf junge, in Europa gebildete Offiziere und einige spanische Generale mit militärischen Kenntnissen versehen; aber die Ersten sind fortwährend ein Gegenstand der Eifersucht ihrer Kameraden, und die Anderen müssen wenigstens von nicht sehr erhabenem Charakter sein, da sie ihr Vaterland verrathen und die Waffen gegen dasselbe ergriffen haben. Trotz der Bemühungen des neuen Präsidenten behufs der Vergrößerung der militärischen Hülfsmittel Mexiko's, ist es ihm bis jetzt doch nur gelungen, eine Armee von 25,000 Mann herzustellen, von der die Hälfte passend gekleidet und equipirt ist. Diese Truppen sind folgendermassen vertheilt: zu Guadalajara 2000 Mann; im Norden gegen Texas 3000; im Süden 600; im Cantonnement von Jalapa, ehemals zum Schutze gegen Yucatan bestimmt, 2000; in der Festung Perote 200; zu Vera-Cruz und San Juan d' Ulloa 1000; der Rest ist in den Provinzen zerstreut *).

*) Diese Verhältnisse haben sich seitdem durch den Krieg mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika natürlicherweise ganz anders gestaltet.

Die Infanterie-Regimenter bestehen gemeiniglich aus zwei Bataillons und werden von einem Obersten befehligt. Jedes Bataillon, an dessen Spitze ein Oberstlieutenant steht, beläuft sich höchstens auf 300 Mann, sehr viele zählen aber noch unter 150. Die Compagnieen von 25 — 30 Mann haben als Chef einen Oberstlieutenant oder Bataillons-Chef, dem noch 1 Capitain, 2 Lieutenants und 2 Unteroffiziere zur Seite stehen, so daß auf 4 Soldaten immer ein Offizier kommt. Die nämlichen Mißverhältnisse und die nämliche Unordnung herrschen in der Cavallerie, da es gar nicht selten ist, daß Schwadronen von 50 Pferden 6 oder 7 Offiziere haben. Was die Artillerie betrifft, so hat sie Mühe, 30 Stück von demselben Kaliber und vollständiger Bespannung aufzustellen; besondere Batterieen zur Belagerung oder zum Transporte über Gebirge oder zum Schutze der Küsten, Material für die Arbeiter, Artillerietrain und dergleichen sind völlig unbekannte Dinge. Fast die Gesammtmasse des Pulvers wird sogar aus den Vereinigten Staaten oder England eingeführt. Das Ingenieur-Corps, mit der Artillerie, besonders was das Material betrifft, auf ziemlich gleicher Stufe, besteht aus einem zu Matamoros in Garnison liegenden Bataillon von 200 Mann und einer Compagnie, welche die unter dem Namen „Citadelle von Mexiko" bekannte Kaserne inne hat. Endlich ist noch eine Art von Landwehr zu erwähnen, die jedoch so schlecht organisirt und unterhalten ist, daß die Bauern nur mit dem größten Widerstreben in ihre Reihen treten. Wollte man die Größe der mexikanischen Truppen nur nach der Zahl und Zusammenstellung des Generalstabes beurtheilen, so würde dieselbe die Masse sämmtlicher europäischer Armeen zusammengenommen überwiegen; denn Mexiko zählt 24,000 Offiziere auf 25,000 Soldaten *).

Wenn es übrigens weder den Einen noch den Anderen an Muth mangelt, so ist ihre persönliche Tapferkeit doch nicht durch

*) Was die Ersteren betrifft, so sind wahrscheinlich die auf Halbsold gesetzten und zur Disposition gestellten Offiziere mit eingerechnet.

jenen warmen Patriotismus unterstützt, welcher allein die Leiden, Entbehrungen und Mißgeschicke ertragen und die größten Schwierigkeiten überwinden lehrt. Als eine gegenseitige Mißstimmung zwischen Mexiko und England ausgebrochen war, begab sich der General Santana nach Jalapa, um die Truppen in Augenschein zu nehmen; aber die Soldaten, den wahren Zweck ihrer Vereinigung nicht kennend, fingen bei dem Anblicke des Generals, plötzlich einstimmig zu protestiren an: „Sie würden nicht nach Yucatan marschiren"; so sehr waren sie durch die dort herrschende Sterblichkeit und die Niederlagen ihrer Vorgänger in Furcht gesetzt. Santana antwortete ihnen mit bewunderniswürdiger Kaltblütigkeit: „daß er nach Jalapa gekommen sei, um sie zur Vertheidigung des vaterländischen Bodens gegen einen englischer Seits beabsichtigten Einfall anzufeuern." Diese Worte wurden durch eine später erlassene Proclamation bestätigt, und Lord Aberdeen empfing diesen neuen Beweis republikanischer Großsprecherei mit einem liebenswürdigen Lächeln.

Die Seemacht Mexiko's besteht aus zwei neuen Dampfbooten und einem alten, das ausser Stande ist, die See zu halten, ferner einer Goelette von 150 Tonnen mit einer Bewaffnung von 4 Stücken. Diese befinden sich alle zu Vera-Cruz. Auf dem stillen Ocean kreuzen noch drei Goeletten-Briggs mit vier kleinen Karronaden versehen zur Bewachung der Küste. Die kommandirenden Offiziere sind sämmtlich Mexikaner, die Matrosen gehören aber den verschiedensten Ländern an. Hiervon sind jedoch die zwei Dampfschiffe ausgenommen, deren Bemannung und Befehlshaber Engländer waren. Die Offiziere gehörten sogar der königlichen Marine an, verließen aber den Dienst noch vor Ablauf eines Jahres.

Der General Santana hatte die Zügel der Regierung drei Jahre lang in Händen gehabt, als er sich plötzlich gerade durch denjenigen seiner Nebenbuhler angegriffen sah, welcher zu seiner Erhebung am meisten mitgewirkt hatte. Der General Paredes erklärte sich im November 1844 zu Guadalajara gegen ihn, marschirte gegen die Hauptstadt und stürzte Santana, den der

höchste Gerichtshof, da er gerade versammelt war, in die Festung Perote einschließen und einer Untersuchung unterwerfen ließ. Eben so groß wie während seiner Triumphe der Stolz Santa-na's gewesen war, war jetzt auch seine Muthlosigkeit. Mit der äußersten Selbsterniedrigung beugte er sich vor seinen Mitbürgern, wie er es schon einmal im Jahre 1836 nach seiner ihm durch die Texaner beigebrachten Niederlage von San Jacinto gethan hatte, und bat nur flehentlich um sein Leben. Er wurde in die Verbannung geschickt. Sein Nachfolger in der Präsidentur, der General Herrera, wurde nicht auf direktem Wege durch den Wunsch des Volkes gewählt, sondern gelangte zur Macht durch einen Artikel der Constitution, kraft dessen im Falle des Todes oder Abganges des Präsidenten der Republick der Präsident des Staatsrathes zu seinem interimistischen Nachfolger bestimmt ist. Herrera, schon von vorgerücktem Alter und ohne Anhänger, sah sein Ansehen schnell abnehmen, und Paredes zögerte nun nicht länger, durch seinen Sturz den glühendsten Wunsch seines ehrgeizigen Gemüthes zu verwirklichen. Und so geschah es denn, daß er sich im Dezember des Jahres 1845 zu San Luis de Potosi öffentlich erklärte, darauf in Mexiko an der Spitze eines Heeres von 7000 Mann einrückte und sich am zweiten Januar 1846 nach Absetzung Herrera's zum provisorischen Präsidenten ernannte. Paredes ist nicht mehr jung, aber er hat eine bedeutende Körper- und Geisteskraft sich zu erhalten gewußt, trotzdem daß er einige Gewohnheiten hat, die der spanischen Mäßigkeit nicht eigen zu sein pflegen. Mag es Schein oder Wahrheit sein, er zeigt eine besondere Neigung für Frankreich und eine unbegränzte Begeisterung für Napoleon. *)

*) Santana ist bekanntlich im Jahre 1846 aus der Verbannung zurückgekehrt. Es gelang ihm bald den General Paredes zu stürzen und sich wieder an die Spitze der Staatsgeschäfte zu stellen. Paredes mußte ins Ausland wandern, kehrte aber schon nach wenigen Monaten nach Mexiko zurück, wo es ihm gelang ein Corps von einigen tausend Mann zusammen zu bringen, mit dem er wahrscheinlich nach Umständen gegen die Nord-Amerikaner oder gegen Santana agiren wird.

Der Sturz Santana's hat zu der Entdeckung eines der großartigsten Projekte Veranlassung gegeben, das die Politik des englischen Kabinets entworfen hat. Aus der Korrespondenz des Expräsidenten mit dem englischen Gesandten in Mexiko geht nämlich klar hervor, daß der Erstere gegen die Summe von 25,000,000 Piaster, von der er ein tüchtiges Stück für sich bei Seite legen wollte, im Begriffe war, die herrliche Provinz Kalifornien, deren Besitz von England und den Vereinigten Staaten so hoch angeschlagen wird, daß letztere für die Abtretung des Hafens von San Francisco allein 5 Millionen Dollars geboten haben, an Großbritannien, und zwar in der bestimmtesten Weise, zu überlassen.

Als Paredes an die Spitze der Regierung trat, befand sich das Land bereits in der kläglichsten Lage. Ueberall Unordnung, Mangel an Mitteln und Spuren der nahen Auflösung. Die von den Spaniern errichteten schönen Festungswerke fielen überall in Trümmer, die nördlichen Gränzen entbehrten jedes Schutzes und die daran stoßenden Provinzen wurden durch wilde Indianer-Horden verwüstet, die sich selbst bis auf 30 Stunden der Hauptstadt näherten. Unter der Regierung des Mutterstaates wurden die Einfälle der Indianer durch eine weise Verbindung der Missionen und Präsidios beschränkt; durch sie wurden die Wilden zum Katholicismus bekehrt und unter ihnen das Licht der Civilisation verbreitet. Die Kriegsgränze umfaßte mehr als 200 (französische) Meilen, indem sie vom Hafen San Francisco und von Monte-Rey in Oberkalifornien aus ihren Anfang nahm und sich in südlicher Richtung bis nach San Diego erstreckte. Von hier lief sie in zwei Aeste aus, um die beiden Küsten von Niederkalifornien zu umschließen; darauf zog sie sich nach Ueberspringung des Rio-Colorado am Ufer des Rio-Gila hin, stieg über die Sierra-Madre, und, nachdem sie noch einen Bogen zum Schutze von Neu-Mexiko und Texas beschrieben, endete sie an der äußersten Spitze von Florida, auf welche Weise Amerika in seiner ganzen Breite durchschnitten und die Küsten des atlantischen Oceans mit denen der Südsee in Verbindung gesetzt wurden. Innerhalb des von dieser Linie um-

gränzten Bezirkes riefen die Gouverneurs und die unermüdlichen Missionäre indianische Colonisten, gründeten Pueblos, aus Spaniern und bekannten Indianern gebildete Dörfer, lehrten sie den Ackerbau, die Ausbeutung der unterirdischen Schätze und Handwerke. Die einzelnen Dorfschaften standen unter dem Schutze der Präsidialgesellschaften und waren unter sich zu einem vollständigen Colonisations- und Vertheidigungssysteme verbunden.

Was ist (so fährt Herr Duflos de Mofras in seinen Betrachtungen über diesen Gegenstand fort) heutzutage von dieser so kräftigen und festbegründeten Organisation geblieben? Nichts als Ruinen einerseits und eine zügellose Anarchie andrerseits. Vom finanziellen Gesichtspunkte aus betrachtet, ist die Lage Mexiko's in gleicher Weise beklagenswerth. Die Ausbeutung der Bergwerke, diese Hauptquelle seines alten Wohlstandes, hat seit der Zurückziehung der spanischen Kapitale in einer ungeheueren Progression abgenommen. Der Preis des Quecksilbers von Almaden, ein unentbehrliches Mittel für das Zutagefördern der Metalle, ist so hoch gestiegen, daß die Arbeit an vielen Orten ganz hat eingestellt werden müssen und nunmehr über 3000 metallhaltige Gruben völlig verlassen sind. Unter der spanischen Oberhoheit galt der Centner Quecksilber im ganzen Umkreise von Neu-Spanien nur 45 Piaster; heute, unter dem Monopole des Hauses Rothschild, muß man ihn mit 120 Dollars in den Häfen und im Inneren sogar zuweilen mit 200 Dollars bezahlen *).

Die Gläubiger der mexikanischen Regierung nähren die

---

*) Ein Dollar, eine vorzugsweise in den Vereinigten Staaten gangbare Münze, gilt um ein Unbedeutendes mehr als der spanische Piaster. Jener ist gleich 5 Fr. 57 Cent., oder nach unserem Gelde 1 Thlr. 10 Sgr. 5 Pf.; dieser 5 Fr. 41 Cent., oder 1 Thlr. 10 Sgr. 8½ Pf. Hieraus ergibt sich, daß der Centner Quecksilber früher 60 Thl. 18 Sgr., jetzt aber 161 Thlr. 20 Sgr., resp. 266 Thlr. 7 Sgr. kostet. Ueber den Werth der Geldmünzen in Mexiko und über Maß und Gewicht vergleiche man die am Schlusse dieses Werkes mitgetheilte Tabelle.

trügerische Hoffnung einer baldigen Befriedigung ihrer Forderungen. Diese ist unter den gegenwärtigen Umständen unmöglich geworden. Die innere Staatsschuld allein beläuft sich auf 14 Millionen Piaster, die an England erhebt sich bis zu der ungeheueren Höhe von 10 Millionen Pfund Sterling (67 Millionen Thaler). Was die Forderungen der Vereinigten Staaten betrifft, so sind dieselben im Jahre 1843 auf 2,100,000 Piaster, in drei Raten zahlbar, festgesetzt worden. Mexiko hat die ersten beiden Raten, gerne oder ungerne, bereits gezahlt, denn die drohende Stellung des Kabinets von Washington zwang es dazu. Aber es hat seiner Verpflichtung nur durch eine neue Anleihe und nicht ohne Verletzung der Interessen der übrigen Mächte nachkommen können. Die Staats-Einkünfte belaufen sich nicht auf 15 Millionen Piaster, die Ausgaben aber übersteigen 18 Millionen, und es ist hierbei bemerkenswerth, daß auf die Armee allein 13 Millionen davon verwendet werden.

Welch' ein Unterschied waltet zwischen dieser völligen Zerrüttung der finanziellen Lage Mexiko's und der Ordnung derselben unter dem königlichen Scepter ob! Die Einkünfte betrugen damals mehr als 20 Millionen Piaster, 4 Millionen wurden als Subsidien (el situado) jährlich nach der Havanna und den Philippinen geschickt, und Spanien erhielt einen baaren Ueberschuß von 30 Millionen Franken. Dies spricht hinlänglich für oder gegen die beiden politischen Systeme, nach denen dieses schöne Land verwaltet worden ist. Die Zahlen haben hier eine Beredtsamkeit, die mit keinen Worten erreicht werden könnte.

Nachdem wir nunmehr gezeigt, was Neu-Spanien durch die Umwälzung, vermittelst deren es sich vom Mutterstaate unabhängig gemacht hat, verloren, wollen wir noch einen Blick auf das politische Verhältniß Mexiko's in Rücksicht auf die Vereinigten Staaten, Großbritannien und Frankreich werfen.

Die Vereinigten Staaten waren kaum gegründet, als ihre Eroberungslust und ihre ehrgeizigen Absichten sich in wiederhol-

ten Einfällen bald kleinerer, bald größerer Trupps von Eingebornen in das spanische Gebiet kund gaben. Der Hauptmann Aaron Burr, Jefferson's Nachfolger in der Vicepräsidentur der Vereinigten Staaten, ging im Jahre 1805 so weit, seinen Plan, Neu-Spanien zu überfallen und aufzuwiegeln, öffentlich bekannt zu machen. Auf den energischen Einspruch des Vicekönigs wurde er zwar festgenommen und zur Untersuchung gezogen, aber bald darauf freigesprochen. Dieser schauspielartigen Genugthuung folgte eine kurze Eintracht. Im Jahre 1812 schlug das Kabinet von Washington dem Vicekönige Don Francisco de Venegas vor, die amerikanischen Gränzen bei der Mündung des Rio Bravo del Norte zu fixiren, sie bis auf den 31. Grad N. Br. zurückzuschieben und schließlich eine gerade Linie bis zum stillen Ocean zu ziehen; in Folge dessen die Vereinigten Staaten Herren der Provinzen Texas, Neu-Santander, Neu-Biscaya, Neu-Mexiko, Sonora und Ober-Kalifornien geworden wären. Das spanische Kabinet wies solche Anmuthungen mit Unwillen zurück, und es begannen von nun an, zwar vereinzelte, aber sich fortwährend erneuernde Feindseligkeiten. Offiziell gemißbilligt, im Geheimen aber ermuthigt und begünstigt, bemächtigten sich amerikanische Abenteurer der Städte Bahia und San Antonio de Bejar, und den Neckereien derselben wurde erst ein Ende gemacht, als ein blutiger Sieg des spanischen Generals Elizondo sie theils niedergehauen, theils nach Luisiana zurückgejagt hatte. Darüber kam es nun zum Traktate von Florida, und bis zum Ende der königlichen Herrschaft zu Mexiko ereignete sich nichts Feindseliges zwischen den beiden Mächten. Indessen gelang es den Bürgern der Vereinigten Staaten, von Iturbide und seinen Nachfolgern zu wiederholten Malen Land abgetreten zu erhalten. Ja, sie hatten so wenig ihre Eroberungspläne aufgegeben, daß sie im Jahre 1836 das Banner der Union auf mehreren Punkten Mexiko's aufzupflanzen versuchten, und daß im Jahre 1842, mitten im tiefsten Frieden und ohne vorausgeschickte Kriegserklärung, der Commodore der Union und Befehlshaber der Südsee-Station sich des Hafens Monte-Rey, der Hauptstadt von Neu-Kalifornien, bemächtigte. Die mexikanische

und Niemand kann vorhersehen, wo dieses Streben seine Gränze finden und welches das Ziel des Ehrgeizes der angelsächsischen Völkerschaften sein wird. In der That würde sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten, deren Seelenzahl schon jetzt 18 Millionen beträgt, nach einer solchen Einverleibung auf nahe an 25 Millionen erheben. Welch' ein furchtbarer Nachbar für das heruntergekommene Mexiko, welch' ein mächtiger Bundesgenosse für die befreundeten Nationen Europa's, welch' ein schrecklicher Gegner für die erste Seemacht müssen die Vereinigten Staaten sein, wenn sie die Häfen des atlantischen Oceans und des Meerbusens von Mexiko inne haben, die Südsee durch das Gebiet des Oregon, Kalifornien und seinen bewunderungswürdigen Hafen San Francisco beherrschen, die Westküsten, die fruchtbarsten Gegenden Neu-Spaniens, Guatimala's, Central-Amerika's und Neu-Granada's in ihrer Gewalt und die Sandwichsinseln, gleichsam wie ein Ruhepunkt zwischen Amerika und China gesetzt, in Aussicht haben! Wenden wir den Blick nach Europa, so würde die Union auf der Seite des atlantischen Oceans über die Landstrasse von Kanada bis zum karaibischen Meere gebieten, die Inselgruppen der Bermuden, Bahama und der Antillen bedrohen und vielleicht, durch die fortschreitende Auflösung der spanischen Republiken unterstützt, den schönen Traum ihrer Präsidenten verwirklichen, wonach ihre Gränzen bis zum Isthmus von Panama sich ausdehnen.

Ohne Zweifel würde sich eine so bedeutende Erweiterung nicht bewerkstelligen lassen, ohne das Mißbehagen mehrerer Mächte zu erregen und ohne das gute Einverständniß einiger politischen Verhältnisse zu stören. Frankreich allein dürfte sie wohl, wenn nicht mit Gleichgültigkeit, doch wenigstens ohne Unruhe mit ansehen; dasselbe dürfte aber keineswegs mit einer anderen großen Nation der Fall sein. Indeß würde sich nach unserer Ueberzeugung die größte Gefahr dieser Vergrößerung am ersten im Herzen der Union selber fühlbar machen, und die Ablösung der südlichen Bundesstaaten von den nördlichen würde vielleicht die nächste Folge einer zu großen Entwickelung nach Süden zu sein.

Keine andere Macht hat wohl die Möglichkeit und die Gefahr dieser wahrscheinlichen Vergrösserung der Vereinigten Staaten richtiger begriffen, als England; weshalb es sich denn auch, obwohl vergeblich, bemüht hat, die französische Regierung vor den Folgen derselben in Furcht zu setzen und sie zu überzeugen, daß es eben so für das monarchische Frankreich, wie für die übrigen europäischen Königreiche von der größten Wichtigkeit sei, die zu große Ausbreitung des demokratischen Elementes zu verhindern, weil dieses, früher oder später, durch eine Reaction der neuen Welt auf die alte, die Existenz aller Throne in Frage stellen könnte. Wer merkt übrigens nicht, daß Großbritannien sich hier eines bloßen Schreckbildes bedient, um Frankreich an seine Interessen zu knüpfen, und wer weiß heutzutage nicht, daß sein wahrer Zweck darauf hinausläuft in Amerika die Entwickelung des Ackerbaues und des Gewerbfleisses zu schwächen, um seine eigene Macht in Indien zu vergrößern.

Indessen würde es für Mexiko mehrere Mittel geben, der traurigen Zukunft, der es entgegengeht, auszuweichen. Das erste würde vor allen die Abtragung seiner Schulden sein, durch die es in der strengsten Abhängigkeit von den fremden Nationen, insbesondere von England, gehalten wird; das zweite würde in der regelmäßigen Besoldung seiner Beamten bestehen, wodurch die vielfachen Veruntreuungen vermieden würden; endlich müßte es eine hinreichende Truppenzahl unterhalten, um die Einfälle der Indianer abzuwehren, seine Nordgränzen zu beschützen, und seinen Nachbarstaaten Achtung einzuflößen. Aber zur Erreichung dieser Resultate würde es sich nicht allein darum handeln, in seiner Verwaltung ein verständiges System der Sparsamkeit und Ordnung einzuführen und aufrecht zu erhalten, sondern es müßte auch die Ergiebigkeit der edeln Metallbergwerke in sehr bedeutendem Verhältnisse erhöht werden, was nicht anders durch die mexikanische Regierung erreicht werden kann, als durch die Erlangung des Eigenthumsrechtes und durch die allgemeine Anwendung des von dem gelehrten Becquerel erfundenen Verfahrens, nach welchem der Gebrauch eines so kostbaren Metalls, wie das Quecksilber ist, ganz überflüssig ge-

macht wird. In allen Fällen würden aber diese Verbesserungen unausführbar oder doch unnütz sein, wenn die Regierungsform dieselbe verbliebe. Nicht erst seit Kurzem hat man die Einführung einer europäischen Monarchie als das einzige Mittel bezeichnet, um die inneren Zerwürfnisse zu tilgen und die Parteien aufzulösen *). Zavala, Minister des mexikanischen Kabinets zu Paris, hatte im Jahre 1834 über diesen Gegenstand einige vorläufige Unterhandlungen eingeleitet. Zu Ende des Jahres 1840 wagte Gutierrez Estrada, einer der ehrenhaftesten und aufgeklärtesten Mexikaner, dem Gerede und vielleicht dem Dolche einiger Fanatiker zum Trotze, zu Mexiko selbst ein Buch drucken zu lassen, worin er den Vorschlag einer Wiederherstellung des Thrones mit der Berufung eines fremden Prinzen verband. Die republikanische Partei ist übrigens ohne wirkliche Kraft, da sie in zwei Fractionen getheilt ist: die Centralisten oder schottischen Freimaurer, und die Föderalisten oder Freimaurer nach York'schem Ritus. Die Logen der Letzteren verdanken ihre Entstehung dem amerikanischen Agenten Poinsett, der, treu den Instructionen seines Kabinets, die föderalistischen Ideen in Mexiko zu Ansehen und Gunst brachte, wohl wissend, daß durch die Theilung des Landes in kleine, freie Staaten die Union weniger Mühe haben würde, die längst gewünschte Zerstückelung desselben herbeizuführen. Die Ereignisse haben seine Ahnungen bestätigt und seine Berechnungen gerechtfertigt.

Es gibt in Mexiko wenig ehrenwerthe Leute, die nicht zu der sogenannten klerikо-spanischen Partei gehören. Die nämlichen Männer, aus deren Munde man öffentlich feurige Lobreden auf den Republikanismus hört, bekennen im Vertrauen ihre Vorliebe für die Königsherrschaft. Diese merkwürdige Rückkehr der amerikanischen Republiken zu monarchischen Ideen ist

*) Man darf hier nicht vergessen, daß der Verfasser des obigen Aufsatzes ein Franzose ist und den Interessen der französischen Dynastie, welche früher einmal den Plan hegte einen französischen Prinzen auf den mexikanischen Thron zu bringen, das Wort redet.

der beste Beweis, daß die republikanischen Tendenzen nach Eroberung einer scheinbaren Unabhängigkeit sich erschöpft haben und nun, da sie an die Stelle des von ihnen zerstörten Gebäudes nichts anderes zu setzen wissen, selber in Verlegenheit sind, was sie mit dieser so theuer erkauften Freiheit beginnen sollen. Ohne von den Vereinigten Staaten zu sprechen, wo die Tendenzen der loyalistischen Partei wohlbekannt sind, hat man nicht seit 1828 den Befreier Bolivar mit einem unserer Agenten eine Unterhandlung anknüpfen sehen über die Krönung eines französischen Prinzen zum Könige von Columbien! Zu Montevideo sind dieselben Wünsche laut geworden; seit zehn Jahren theilt sie auch Mexiko, und kaum vor einigen Monaten ist eine ähnliche Bitte von Seiten der Republick Neu-Granada ausgesprochen worden. Auch der General Paredes hatte früher nach Erlangung der Macht die Klugheit gehabt, sich auf die monarchische und religiöse Partei zu stützen, deren Leiter, einer der fähigsten Männer von ganz Mexiko, Alaman, vor der Revolution Abgeordneter zu den spanischen Cortes war und seitdem mehrere Male Minister gewesen ist. Diese Partei vereinigt alle Männer von Gesinnung, und der einzige und allerdings nicht unbedeutende Fehler, den man ihr vorwerfen könnte, wäre der, daß sie sich zu lange von den öffentlichen Geschäften ferne gehalten und dadurch einer Hand voll Abenteurer und Säbelklapperer es möglich gemacht hat, eine ganze Nation fast an den Rand des Abgrundes zu führen. Es versteht sich von selbst, daß, was Mexiko betrifft, das Bekenntniß der katholischen Religion und das Bestehen der Familienverhältnisse mit den vormaligen Beherrschern dieser Gegend die ersten Bedingungen sein müßten, welche man von den zur Wiederherstellung der monarchischen Regierungsform berufenen Fürsten verlangen würde.

Die Infanten von Spanien, die französischen Prinzen und die österreichischen Erzherzöge erfüllen diese Bedingungen; und man kann versichern, daß, von welcher Seite auch der Bewerber um die Herrschaft sich stellen würde, dieser von Seiten

der mexikanischen Bevölkerung mit allgemeiner Beistimmung würde empfangen werden *).

II.

Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko.

Die Ursachen des Krieges, welchen die Vereinigten Staaten gegen Mexiko führen, sind im Allgemeinen bekannt. Wenn wir daher auf die Thatsachen zurückgehen, welche dem Bruche zwischen den beiden Ländern vorausgegangen sind und die Entscheidung durch die Waffen herbeigeführt haben, so geschieht es um darzuthun, daß die wegen der Gränzen von Texas entstandenen Differenzen in keiner Weise die Amerikaner berechtigten, außer dem streitigen Gebiete Mexiko's reichste Provinzen wegzunehmen. Aus dem rechtlichen Gesichtspunkte läßt sich der Angriff, in der Form wenigstens, welche er angenommen, nicht vertheidigen. Von nicht geringerer Wichtigkeit ist es, zu zeigen, wie die europäische Diplomatie in einer Krisis, die so gewaltige Folgen nach sich ziehen kann, bei weitem nicht alle die Thätigkeit entwickelt, noch allen den Scharfblick gezeigt hat, die sich von ihr erwarten ließen. Es sind bekanntlich schon zwanzig Jahre, seit Nordamerika die inneren Gährungen, die Mexiko's heutige Schwäche veranlaßten, schürte und nährte; es genügt, an die erste Unabhängigkeits-Erklärung von Texas zu erinnern, unter deren neunzig Unterzeichnern sich, nach Channing's, eines

*) Dies ist, so weit wir die Verhältnisse kennen, durchaus ungegründet. Die Herrschaft eines europäischen Prinzen in Mexiko würde wahrscheinlich nur von kurzer Dauer sein und bald einen kläglichen Ausgang nehmen. (Anm. d. Herausg.)

nordamerikanischen Publicisten, Zugeständniß, achtundachtzig befanden, die Bürger der Vereinigten Staaten waren. Nicht minder bekannt sind die weiteren Phasen der Geschichte der texanischen Unabhängigkeit; sie bekunden sämmtlich den in Europa herrschenden Mangel an Voraussicht. Europa glaubte durch Anerkennung der neuen Republik den edelmüthigen Aufschwung eines sich zur Freiheit erhebenden Volkes zu begünstigen; es glaubte, im Interesse der schwarzen Raçe zu handeln, da man allgemein überzeugt war, Texas werde den Sklavenhandel abschaffen. In der That aber hatte die englische und französische Diplomatie nur die Vergrößerung Nordamerika's befördert und der Sklaverei einen Staat mehr geöffnet.

Als späterhin der Anschluß von Texas an die Vereinigten Staaten zum casus belli zwischen Mexiko und der Union wurde, suchte man den Konflickt zu verhindern; man unterhandelte, allein schon war der Augenblick, in dem die europäische Diplomatie wirksam einschreiten konnte, vorüber. Auf den Rath dieser Diplomatie geschah es, daß Anson Jones, der Präsident von Texas, um der Differenz einen friedlichen Ausgang zu geben, der mexikanischen Regierung die Präliminarien eines gütlichen Einverständnisses vorlegen ließ, dessen Hauptbedingung für Mexiko die Anerkennung von Texas, für Texas das Versprechen gewesen wäre, sich nie den Vereinigten Staaten anzuschließen. Die mexikanische Regierung erklärte, daß sie die Vorschläge des Präsidenten Anson Jones annehme, zugleich aber, daß sie die ganze Unterhandlung für null und nichtig ansehen werde, im Falle der Volksconvent des neuen Staates in den Anschluß willige. Und dies gerade, trotz aller Gegenanstrengungen des texanischen Präsidenten, geschah. Einstimmig erklärte der Congreß von Texas die Incorporation des Landes in die nordamerikanische Union, und der Volksconvent bestätigte den Beschluß des Congresses. Nordamerika hatte sich so um einen neuen Staat vergrößert, während Mexiko nur protestiren konnte gegen eine vollendete Thatsache.

In demselben Augenblicke, in welchem die Union ihr Ziel erreichte, schien eine wohlthätige Krisis Mexiko einige Ruhe

zu geben. Der General Paredes, ein aufgeklärter Mann, wurde zum Präsidenten ernannt. Er benahm sich als der erklärte Beschützer einer Partei, die nur durch Einführung der Monarchie dem Lande Ruhe und Ordnung zurückgeben zu können glaubte. Allein eben Paredes Intentionen bewirkten, daß die Union, die entschiedene Feindin monarchischer Institutionen, ihre Angriffsentwürfe um so eifriger betrieb. Sie hatte von nun an einen Vorwand für ihre Projekte und konnte ihnen den Anstrich der Uneigennützigkeit geben. Da Mexiko sich darein gefügt hatte, das, was es nicht zu hindern vermochte, zu dulden, so blieb, um die texanische Frage zu Ende zu bringen, nichts weiter übrig, als die neuen Gränzen zwischen beiden Ländern zu bestimmen. Es war bei der Bestimmung dieser Gränzen ein Punkt streitig geblieben. Und diese Differenz benutzte die Union, um den Krieg herbeizuführen. Jener streitige Punkt bestand in der Frage, wem von beiden Staaten das Territorium zwischen dem Rio-Nueces und dem Rio-Bravo del Norte zugehören solle. Die Regierung in Washington zerhieb den Knoten; sie ertheilte einem kleinen, aus 2000 Texikanern und Amerikanern bestehendem Heere Befehl, daß es sich in Bereitschaft halten solle, das streitige Gebiet zu besetzen, sobald der Anschluß von Texas ausgesprochen sein würde. Zu gleicher Zeit stellte sich ein mexikanisches Truppencorps im Staate Tamaulipas, welcher durch die Invasion bedroht wurde, auf. Die Frage, den Händen der Diplomaten entschlüpfend, mußte durch das Schwert entschieden werden.

I.

Im Anfange des Monats März 1846 stand das amerikanische Heer bei dem Corpus Christi, am linken Ufer des Rio de las Nueces und dicht an dem streitigen Gebiete, nur auf den Moment wartend, wo der Anschluß von Texas offiziell bekannt sein würde, um in den Staat Tamaulipas einzufallen. Die Mexikaner lagerten bei Matamoros, einer Stadt, deren geographische Lage den Vereinigten Staaten ihren Besitz besonders wünschenswerth machen mußte. Die amerikanische Occu-

pationsarmee war 2000 Mann Infanterie und ungefähr 400 Cavalleristen und reitende Artilleristen stark, welche letzteren achtzehn sechs= und achtpfündige Geschütze bedienten. Dazu kamen 600 settlers, die 300 Wagen mit sich führten. Alle diese Truppentheile standen unter General Taylor's Befehlen. Angeführt von Bürgern der Union, waren sie nichts, als ein zusammengelaufener Haufen französischer, englischer, deutscher und polnischer Abenteurer, mit denen der amerikanische settler, dieser wahrhafte Bändiger der Natur, mit seinem Beile auf der Schulter und seinem Karabiner in der Faust, einen starken Contrast bildete.

In dem kritischen Augenblicke, in dem die Feindseligkeiten eröffnet werden sollten, bot General Taylor's Lager einen nicht besonders Vertrauen erweckenden Anblick dar. Die unter seinem Befehle vereinigten Abenteurer thaten ihren Dienst mit sichtlichem Widerwillen. Zu den Klagen, welche der Soldat gegen seine Führer zu haben glaubte, gesellten sich bald, veranlaßt durch den jähen Wechsel in der Temperatur, mannigfaltige Krankheiten. Das leinene Zelt gewährte gegen die Ungunst der Jahreszeit nur einen schwachen Schutz. Kaum fand der Soldat in jenen unfruchtbaren Ebenen hinreichendes Holz zur Bereitung seiner Nahrungsmittel vor, noch weniger war es in solcher Menge aufzutreiben, daß er daran seine erstarrten Glieder wärmen konnte. Kaum zwei Drittel der Truppen befanden sich bei ihren Cadres, und selbst die Offiziere hatten von der Strenge des Klima's zu leiden. Allein ein noch furchtbareres Strafgericht hatte das amerikanische Heer heimgesucht; eine schmutzige Horde elender Spekulanten war ihm bis nach Corpus Christi gefolgt und war fortwährend bereit, die Nachzügler der Arrière=Garde oder die Soldaten, welche sich vom Lager verirrten, zu plündern. Eine Anzahl von Branntweinschenken hatte sich von allen Seiten etablirt. Alle Diebe und Mörder, alle Verbannten der Union schienen sich in einem zweiten Lager neben dem ersteren niedergelassen zu haben. Keine Nacht ging vorüber, die nicht durch rohe Orgien, durch blutige Schlägereien, in denen jene Vagabunden ihr Geschick zeigten, mit Dolch und

Pistole umzugehen, gestört worden wäre. Ließ der amerikanische Soldat — was zuweilen geschah — sich in ihre Schlupfwinkel locken, so wurde er durch ein schlaferregendes Getränke erst betäubt, dann ausgeplündert, zuweilen gar ermordet. Alles schien sich gegen das Heer des Generals Taylor verschworen zu haben.

Man war im mexikanischen Lager nicht unbekannt mit diesen Verhältnissen; allein man war nicht besser vorbereitet auf den Kampfanfall des kräftigen Kentuckiers mit seiner doppelläufigen gezogenen Büchse (rifle) und des gigantischen Jägers aus Virginien, der selbst im heißesten Handgemenge den Gegner, welchen er aufs Korn genommen, nicht fehlt; man sah im mexikanischen Lager nur Schwächlinge, wie sie eine Aushebung mit Gewalt hatte zusammenbringen können. Die Anzahl dieser aus Indianern, Weißen und Mestizen bestehenden Soldaten war klein, mager, schlecht bekleidet; dennoch konnten sie ohne Schuhe und Nahrung, ungeheuere Märsche machen, sie schleppten Tage lang, ohne eine Klage hören zu lassen, ihre verstümmelten Glieder weiter fort. Großprahler und Raisonneur, schlägt sich der mexikanische Soldat mit der blanken Waffe unerschrocken, aber er dreht den Kopf weg, wenn er sein Gewehr abdrückt, das er immer bereit ist zu verkaufen. Zwischen den beiderseitigen Reitern findet derselbe Contrast Statt. Man lasse den Ranchero von seinem Pferde absitzen, und statt eines durch den Vortheil den er aus seiner Reiterkunst zu ziehen weiß, furchtbaren Cavalleristen, hat man einen durchaus unbrauchbaren Infanteristen. Steigt dagegen der amerikanische Reiter von dem kolossalen Thiere, das er mit Mühe erklettert hat, herab, so wird er, sobald sein Fuß nur die Erde berührt, ein vortrefflicher Soldat. Was aber beiden Heeren gemeinsam war, das war die unverhältnißmäßig große Anzahl von Offizieren. Es waren auf Seite der Amerikaner eben so viel Majore, als sich im mexikanischen Lager Obersten befanden. Den meisten dieser Offiziere fehlte es jedoch gänzlich an militärischen Kenntnissen, und sie wußten die Angriffs- oder Widerstandsmittel, die sie unter ihren Händen hatten, nur höchst mittelmäßig zu benutzen.

Die letzten Tage des März waren gekommen ohne daß die einander gegenüberstehenden Heere etwas Anderes als gegenseitige Rekognoscirungen unternommen hätten. Von nun an aber schoben die Amerikaner stärkere und zahlreichere Erkundigungstrupps auf das mexikanische Gebiet vor, gingen darauf über den Rio-Bravo del Norte und rückten somit in den Staat Tamaulipas ein. Das amerikanische Heer hatte sich in zwei Corps getheilt, von denen das schwächere, unter Taylor, am 22. März 1846, am Meeresufer unweit des Vorgebirges St. Isabel, eine Stellung einnahm, die es mit einer aus vier Dampf- und sieben anderen Schiffen bestehenden und an der Mündung des Rio-Bravo stationirten Flotte in Verbindung brachte. Wenn der amerikanische General noch in der Täuschung verharrte, daß er die Sympathieen der mexikanischen Bevölkerung — Sympathien, welche die Verschiedenheit der Raçen unmöglich macht — gewinnen könne, so mußte doch nunmehr diese Illusion gänzlich schwinden, denn er sah nur noch rauchende Trümmerhaufen von Häusern und Hütten, welche die Einwohner verlassen hatten, um sein Lager.

Das andere, unter General Worth's Befehl stehende Corps faßte bei Matamoros Posto. Die Invasion war also geschehen, obgleich der General Taylor immer noch von seinen friedlichen Absichten sprach. Nicht anders handelte Worth. Er hatte sich kaum auf mexikanischem Gebiete und fast in den Vorstädten von Matamoros festgesetzt, als er an den in Matamoros kommandirenden mexikanischen General Mejia einen Parlamentair abschickte, der um eine Zusammenkunft Mejia's mit Worth anhielt. Nach einigen Schwierigkeiten schickte der mexikanische General einen seiner Offiziere an Worth ab, allein auch dies führte weniger zu einer Aenderung der Verhältnisse, als dazu, daß man von beiden Seiten wußte, woran man war. Es ergab sich, daß der General Taylor auf Befehl seiner Regierung auf das linke Ufer des Rio-Bravo übergegangen und angewiesen war, seine Stellung zu behaupten, bis die Differenz wegen der Gränze gelöst sei. Dabei versicherte Worth die durchaus friedlichen Absichten der Amerikaner und sprach die Hoffnung aus, daß die

freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Völkern keine Störung erleiden möchten. Dagegen erklärte der mexikanische Unterhändler, daß die Ueberziehung eines großen Theiles des Staates Tamaulipas durch amerikanische Truppen nur als eine Kriegserklärung angesehen werden könne, und daß, so lange die Fahnen der Union auf dem Gebiete der Republik wehten, keine Unterhandlung möglich sei. Vergebens suchte Worth zu beweisen, daß die Bewegungen der amerikanischen Truppen als Feindseligkeiten nicht betrachtet werden dürften; der mexikanische Unterhändler erklärte: daß, wenn das Gebiet der Republick nicht freigegeben werde, man dies für eine Kriegserklärung ansehen und den General Taylor für alle Folgen der Invasion verantwortlich machen müsse. Auf diese Weise endigte die Zusammenkunft.

Sie war indeß für den General Mejia nicht ohne allen Nutzen. Er zog, während die Nordamerikaner den Ausbruch der Feindseligkeiten verzögern zu können hofften, die meisten der Verstärkungen, welche er erwartete, an sich. Das Armeecorps von Tampico, die Division des Generals Pedro Ampudia vereinigten sich mit ihm. In wenigen Tagen konnte das mexikanische Heer dem Feinde vollständig gegenüber stehen.

Zum Generale en chef war Mariano Arista, Santana's alter Waffengefährte, bestimmt, und wenn der Muth allein den Feldherrn macht, so hätte keine bessere Wahl getroffen werden können. Unglücklicher Weise war selbst Arista's Patriotismus nicht über allen Argwohn erhaben. Es ist das traurige Schicksal Mexiko's, daß es alle Keime der Auflösung in sich trägt.

Während Arista's Truppen täglich neue Verstärkungen erhielten, ward das amerikanische Heer durch zahlreiche Desertionen immer schwächer. Die Lage desselben in der Stellung von St. Isabel war noch precairer, als sie es bei Corpus Christi gewesen war. Taylor brauchte die eine Hälfte seiner Kräfte dazu, um der anderen das Ausreißen zu verwehren und um auf die Deserteure zu schießen, die über den Fluß schwammen, um zum Feinde überzugehen. Ein ferneres System der Unthä-

tigkeit war für beide Theile unmöglich geworden, als die letzten Tage des Aprils die Kunde brachten, daß der amerikanische Geschäftsträger in Mexiko seine Pässe begehrt und erhalten habe. So war denn der durch die Bewegungen Worth's und Taylor's thatsächlich ausgebrochene Krieg endlich in offizieller Weise erklärt.

II.

Arista's erste Operationen zeigten ihn als keinen ungeschickten Taktiker. Er ließ den General Torrejon mit 1200 Pferden und 200 Infanteristen über den Rio-Bravo gehen, mit dem Befehle, sich zwischen das amerikanische Hauptquartier und St. Isabel zu werfen. Der Uebergang über den Fluß geschah ohne Widerstand, und einige Tage darauf wurden die Feindseligkeiten durch ein Scharmützel, in welchem der Vortheil auf Seite der Mexikaner blieb, eröffnet. Wichtiger, als dieser Vortheil, war Torrejon's Uebergang über den Rio-Bravo und seine Stellung zwischen dem amerikanischen Lager und St. Isabel. Die Mexikaner hatten durch diese Bewegung die Communicationslinie der Amerikaner mit dem Meere und ihrer Flotte abgeschnitten. Hätten Arista und Torrejon den Feind hierauf gleichzeitig auf beiden Ufern des Rio-Bravo angegriffen, die Amerikaner wären in eine sehr kritische Lage gerathen. Arista konnte also über seinen ferneren Plan schlechterdings in keinem Zweifel sein, und die traurige Lage seines Landes gebot ihm, etwas Entscheidendes zu wagen. Der zerrüttete Zustand der Finanzen hatte den General Paredes zu einem Decrete veranlaßt, kraft dessen alle Besoldungen, Pensionen und Gratificationen um ein Viertheil reduzirt wurden, nur die Offiziere und Soldaten in aktivem Dienste waren von dieser Maßregel ausgenommen. Paredes Decret war von einer gebieterischen Nothwendigkeit diktirt worden; denn die Blokade des Golfes durch die amerikanische Flotte hatte den Staat fast aller seiner Einkünfte beraubt. Zu der Invasion gesellten sich Unfälle im Inneren. Yucatan trennte sich von Mexiko, der General Alvarez erregte im Staate Acapulco einen socialen Krieg, einen Krieg

zwischen den verschiedenen Kasten; er entwaffnete die Häfen und verkaufte das Geschütz derselben an die Amerikaner. Die indianischen bravos (Wilde), ihren Waffenstillstand brechend, drangen in Masse aus ihren Einöden hervor. Der Staat Zacatecas, der Staat Sonora wurden mit Feuer und Schwert heimgesucht. Die Apachen nahmen das Dorf Oputo weg und metzelten daselbst 132 Personen nieder. Von da rückten sie bis an die der Gränze nächste Präside vor und hielten sie fünf Tage eingeschlossen. Dieselben Apachen — man muß dies hinzufügen — die sonst nur Bogen, Pfeile und Keulen gebraucht, waren in blauen Wämmsern mit rothen Aufschlägen uniformirt, trugen eine militärische Kopfbedeckung und zeigten sich zum ersten Male mit Karabinern bewaffnet. Eine solche Thatsache erinnert an jene indianischen Invasionen, von denen die ersten mexikanischen Ansiedler in Texas sich angegriffen sahen; sie beweis't, daß diesmal, wie damals, jene wilden Banden nur die Vorhut der amerikanischen Kolonisten bildeten. Während endlich die indianischen Stämme der westlichen Wüsten die Gränzen des Staates Sonora anfielen, übten die Stämme des Inneren, in seinem Herzen selber, tausend Gräuel aus. Ueberall waren die Wälder mit Flüchtigen gefüllt, die in ihnen Schutz vor den Wilden suchten. Mexiko schien allen Leiden, die ein Land heimsuchen können, preisgegeben zu sein.

Unter solchen Umständen mußte Arista zur Entscheidung eilen; statt dessen blieb er unthätig, um endlich durch ein falsches oder verrätherisches Manöver das durch seine Saumseligkeit herbeigeführte Uebel noch ärger zu machen. Seine Bewegung namentlich nöthigte Torrejon, seine Stellung aufzugeben, und die Amerikaner konnten so ihre Verbindung mit St. Isabel und ihrer Flotte wieder herstellen. Am 7. Mai 1846 standen die beiden Heere in der Ebene von Palo-Alto einander gegenüber. Es kam zur Schlacht und die Mexikaner räumten nach einem verzweifelten Widerstande das Feld! Es wäre, obwohl die Truppen bedeutend gelitten hatten, noch nichts verloren gewesen, hätte sich nicht Entmuthigung in ihren Reihen verbreitet. Die Soldaten beklagten sich laut, man habe sie verrathen und

verkauft, das Mißtrauen gesellte sich zur Muthlosigkeit, und mit der Gewißheit, geschlagen zu werden, fochten sie in dem Treffen des folgenden Tages. Dieses war eigentlich nur ein langer Rückzug; die mexikanische Armee, genöthigt über den Rio-Bravo, den sie passirt hatte, zurückzugehen, warf sich nach Matamoros, und die amerikanischen Fahnen flatterten siegreich am linken Ufer des Flusses.

Bis hierher war wenigstens eine gewisse Folgerichtigkeit in den Bewegungen der Mexikaner wahrzunehmen, was wir von nun an zu berichten haben, ist gar kein ernstlicher Krieg mehr. Am 10. Mai stand in Matamoros noch eine Besatzung von 4000 Mann, die Cavallerie hatte an beiden Treffen keinen Theil genommen und zählte 1000 Pferde; es waren das Elemente, die zu einem erneuten Widerstande benutzt werden konnten. Aber weit entfernt, an dergleichen zu denken, entschied ein im mexikanischen Lager versammelter Kriegsrath, daß Matamoros nicht haltbar und mit dem Feinde über einen Waffenstillstand in Unterhandlung zu treten sey. Taylor wies den Vorschlag zurück. Das hatte man vorausgesehen. Arista hatte sich nur das Ansehen geben wollen, als habe er vor Antritt seines Rückzuges zuvor alles Mögliche versucht. Am 17. Mai mit Einbruch der Nacht begann die retrograde Bewegung; um 9 Uhr ward Matamoros geräumt, und am 18. früh schon zählte das ausgerückte Truppencorps 1000 Köpfe weniger; so sehr nahm die Desertion überhand. Die Strapazen der Soldaten, die bei der Fahne ausharrten, lassen sich nicht beschreiben. Der unglückselige Rückzug artete endlich in eine vollständige Flucht aus. Zwölf Tage nach der Räumung von Matamoros kam das Corps in Linares und Monterey an: es zählte noch 2628 Mann. Es war dies am 29. Mai; am 4. Juni forderte Arista seinen Abschied, zugleich begehrte er, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden.

Die Amerikaner rückten in Matamoros, kurz darauf in Reinosa und Camargo ein; schon waren sie in drei Staaten — in Tamaulipas, Cohahuila und Nuevo-Leon — eingedrungen, schon bezeichneten sie dieselben als Republick des Rio-Grande.

Treu ihrem temporisirenden Systeme suchten die Generale der Union die Bevölkerung der eroberten Landstriche zu täuschen und sich nicht als Eroberer, sondern als Befreier darzustellen. Die Propaganda folgte der Invasion auf dem Fuße, und ein in spanischer sowohl, als englischer Sprache erscheinendes Journal mußte den Beweis führen, daß, von dem Eindringen der Amerikaner in Mexiko an, für die eroberten Länder eine Aera wunderbarer Glückseligkeit unter derselben Regierungsform beginnen werde, welcher die Vereinigten Staaten ihre Macht und Größe verdankten. Inzwischen drangen die wilden Indianerstämme auf's Neue aus ihren Einöden hervor, partielle Invasionen in den Staat Cohahuila sogar und in Chihuahua versuchend. Das Zusammentreffen dieser ihrer Züge mit den Bewegungen des amerikanischen Heeres läßt uns mit Recht daran zweifeln, ob die Retter Mexiko's es wirklich so ehrlich meinen, als sie vorgeben. Auch hatte die amerikanische Propaganda noch keine besonderen Resultate gewonnen, als in Mexiko eine Revolution ausbrach, die der Union, deren Truppen sie die Anarchie zur Bundesgenossin gab, wirksamere Dienste leisten wird.

Paredes monarchische Tendenzen waren allgemein bekannt. Der aufgeklärte Theil der Nation billigte diese Tendenzen, und nur der General Alvarez, unangreifbar in seinen Wüsteneien des Südens, stand als Vorkämpfer der demokratischen Sache da. Gräuelthaten, wie sie selbst in Mexiko unerhört sind, waren im Namen dieser Sache in der Gegend von Acapulco von einigen Horden von Banditen begangen worden, und in den ersten Tagen des Juli erklärte sich im Staate Jalisco, wo es nicht besser herging, als in Acapulco, ein factioser Haufen gegen Paredes. Den Klerus nicht minder, als die Anhänger der Monarchie hassend, bemächtigten sich die Insurgenten gewaltsam der Kirchen und Klöster, in die sie Besatzung legten.

Die Reserve-Armee, die unter Paredes Befehl den Amerikanern entgegengehen sollte, war nicht im Stande, diese schmähliche Unordnungen zu unterdrücken. Auch mußte, wenn die Anarchie im Inneren gebändigt werden sollte, zuvörderst der

äußere Feind zurückgetrieben werden. Paredes verließ also Mexiko mit seiner Division, um sich an die Spitze der in San-Luis, Linares, Saltello und Monterey versammelten Truppen zu stellen. Allein nur seine Gegenwart in Mexiko hatte bisher die demokratische Partei im Zügel gehalten; sie zögerte nicht, seine Abwesenheit zu benutzen. Paredes selbst, verlassen von seinen Soldaten, mußte in's Exil wandern. Am 4. August erklärte sich der Geneal Don Mariano Salas, der Befehlshaber der in Mexiko zurückgebliebenen Truppen, gegen Paredes und forderte in offizieller Weise die Regierung auf: 1) einen neuen Congreß nach dem Wahlreglement von 1824 (der ersten mexikanischen Constitution) wählen und die monarchische Regierungsform als in Mexiko niemals einführbar erklären zu lassen; 2) alle guten Bürger, die Verbannten mit einbegriffen, zur Vertheidigung des Vaterlandes aufzufordern und dem wohlverdienten Generale Santana das Oberkommando über das gegen die amerikanische Invasionsarmee bestimmte Heer zu übertragen. Salas, unzufrieden mit der ausweichenden Antwort, die er erhielt, erklärte nun, daß innerhalb zweier Stunden die Frage gelös't sein müsse; und da in der von ihm festgesetzten Frist keine Antwort erfolgte, wollte er eben zum Angriffe schreiten, als zwei Parlamentairs erschienen, die auf die Ernennung einer Commission zur Verhandlung über die streitigen Punkte antrugen. Die Unterhandlung sollte um 5 Uhr beginnen; nur die Commissäre der Insurgenten stellten sich zur Zeit ein. Als sie eine Stunde gewartet, erhielten sie seitens der Regierung eine neue Mittheilung, der gemäß um 7 Uhr ein Kriegsrath versammelt werden sollte, um Salas wegen seiner Forderungen zu bescheiden. Salas aber verlor die Geduld und umringte den Palast der Regierung, die sich ein neues Versprechen entreißen ließ, nämlich daß ihre Commissäre sich um 9 Uhr in der Plateros-Straße einfinden sollten. Diese, durch den Vicepräsidenten Bravo ernannt, stellten sich diesmal eine Stunde früher ein, und eine lange, bis in den nächsten Morgen hinein dauernde Diskussion erfolgte. Man kam endlich überein, daß die Regierung ihre Functionen niederlegen und Salas bis zur Ankunft

Santana's mit der höchsten Autorität bekleidet werden sollte. Die Revolution war beendigt; Paredes Verwaltung hatte sieben Monate gedauert.

III.

Santana langte am 15. September am Vorabende, der zur Feier der mexikanischen Unabhängigkeit eingesetzten Festlichkeiten, an. Mit vielem Takte hatte er diesen Tag zu seinem Einzuge in die Hauptstadt gewählt; er erinnerte dadurch an die „glorreiche" Revolution und an die Dienste, die er derselben geleistet. Auch wurde nie ein Monarch mit größerem Pompe empfangen, als er, und gleich einem Triumphator sah er sich in einer Stadt, die achtzehn Monate vorher sogar seine Bildsäule verschwinden ließ, aufgenommen. Als er im Empfangssaale des Regierungspalastes angelangt war, erhob sich Solas, der bisher mit der höchsten Autorität bekleidet war, vom Präsidentenstuhle, ging ihm entgegen und bot ihm den Platz, welchen er verlassen, an; allein Santana weigerte sich, ihn einzunehmen; er sagte, daß in keiner Weise dieser Sessel ihm gebühre, und ließ sich auf einen anderen nieder, um so den Unterschied bemerklicher zu machen, der zwischen dem Feldherrn, der zugleich das Haupt der Nation sei, und zwischen dem bloßen Generale der mexikanischen Truppen bestehe. Er antwortete darauf mit jenem Fluß der Rede, welcher ihn charakterisirt, auf die Anreden des Generals Solas und der kirchlichen und richterlichen Körperschaften, begab sich sodann in die Kathedrale, wo neue Ehrenbezeugungen ihn erwarteten, und zog sich darauf in seinen Palast von Tacubaya zurück.

Der Moment der ersten Begeisterung war kaum vorüber, so schien der General der mexikanischen Heere, nur mit seiner Gesundheit und den Entwürfen seines Ehrgeizes beschäftigt, in die vollkommenste Unthätigkeit zu versinken. Es läßt sich jedoch begreifen, daß diese Unthätigkeit nicht von Dauer sein konnte. Die Last der Geschäfte wurde dem Generale Solas zu schwer; zwar hatte die Regierung in Washington nochmals Friedensvorschläge gemacht; allein Mexiko hatte sich geweigert, vor dem —

auf den 6. Dezember 1846 bestimmten — Zusammentritte des Congresses Unterhandlungen anzuknüpfen. Während dieser Zeit hatte die Invasion zwar langsame, dennoch aber furchtbare Fortschritte gemacht. Der General Ampudia, der Arista im Kommando des Heeres an der Gränze ersetzt hatte, schrieb, daß die Amerikaner nachdem sie Camargo mit einer Besatzung versehen, 6000 Mann stark gegen Monterey vorrückten. In Neu-Mexiko waren 2000 Mann eingefallen, und der Gouverneur Armijo hatte sich genöthigt gesehen, nach Paso del Norte zurückzugehen. Der Hafen von San-Blas war blokirt, Kalifornien angegriffen. Ein Decret des Generals Solas rief alle Mexikaner von 16 bis 50 Jahren zu den Waffen und bestimmte das Kontingent der verschiedenen Staaten auf 30,000 Mann. In Mexiko selbst bildete sich aus dem Auswurfe der Bevölkerung eine National-Miliz, ebenfalls kraft eines Decretes, welches auf diese Weise die Hauptstadt einem furchtbareren Feinde, als es der äußere war, preisgab. Es fehlten nur noch die nöthigen Geldmittel, um den Feldzug zu eröffnen. Die patriotischen Anerbietungen, welche die Bürger der verschiedenen Staaten gemacht hatten, waren zu sehr aus bloßer Großthuerei geschehen, als daß sie von besonderer Wirksamkeit gewesen sein sollten. Aller Augen wendeten sich daher nach dem Schlosse von Tacubaya, wo Santana, immer noch krank, anscheinend in Unthätigkeit verharrte, als man erfuhr, daß er auf seine Güter so viel Geld aufgenommen, als nöthig war, um die noch in Mexiko stehende Reserve-Brigade ausrücken zu lassen. Diese Brigade konnte also ihren Marsch antreten. Das Regierungs-Journal, in einer Aufwallung des Enthusiasmus, verglich das edle Benehmen des Gouverneurs mit der Lauheit der anderen reichen Bürger und rieth ihnen, Santana's Beispiel nachzuahmen, wenn sie nicht erleben wollten, daß das souveraine Volk, mit Recht erbittert über solchen Egoismus, sich ihrer Schätze bemächtigte, um sie den das Vaterland vertheidigenden Soldaten zukommen zu lassen. Es war das ein Wink, der sich nicht gut vernachlässigen ließ. Der Klerus willigte ein, auf seine Besitzungen eine Hypothek von zwei Millionen Piastern eintragen zu lassen, die Groß-

händler und reichen Eigenthümer boten ein Darlehn von 500,000 Piastern und machten sich anheischig, in einer Frist von 14 Tagen, dann monatlich, eine gleiche Summe aufzubringen.

Am 28. September endlich rückte Santana, nachdem er eine feierliche Messe in der Kirche der heiligen Jungfrau von Guadeloupe, der besonderen Schutzheiligen Mexiko's, gehört, an der Spitze von zwei Infanterie-Corps und acht Geschützen nach San-Luis Potosi aus, wo er die Maske der Bescheidenheit abwarf, die ihm bisher nöthig geschienen hatte.

IV.

Acht Tage vor Santana's Abmarsch hatte die amerikanische Armee die Zugänge von Monterey, der Hauptstadt des Staates Nuevo-Leon, militärisch besetzt. Die Garnison bestand in dem Augenblicke, in dem die Belagerung begann, aus 4000 Mann, und die Ankunft einer unter dem Generale Ponce de Leon in Gewaltmärschen herbeieilenden Brigade wurde von Stunde zu Stunde erwartet. Die Besatzung war voll Muth und hatte den Bewohnern der Stadt ihre Begeisterung mitgetheilt. Dennoch nahmen die Amerikaner ein Aussenwerk nach dem anderen weg, am 23. September wurde durch eine überlegene Artillerie das Feuer der Citadelle zum Schweigen gebracht, und General Taylor richtete seinen Angriff gegen die Stadt selbst. In diesem entscheidenden Augenblicke sahen die mexikanischen Truppen sich von ihren Führern verlassen. Der General en chef, Ampudia, und der Commandeur der Artillerie, Requena, versteckten sich in den Grabgewölben der Kathedrale, während die Amerikaner in die Stadt eindrangen. Dennoch wurden diese von einem kräftigen Widerstande empfangen; die Strassen, die Terrassen, die Häuser und Klöster mußten einzeln erstürmt werden. Je mehr die Amerikaner in das Innere der Stadt eindrangen, desto mehr häuften sich die Schwierigkeiten, die sie zu besiegen hatten. Ihr Sieg wurde immer ungewisser, als sich ein von Ampudia abgesendeter Parlamentair dem Generale Tay-

lor vorstellte. Ampudia's Vorschläge wurden sofort angenommen, die zwei Monate Waffenstillstand, die er beantragte, zugestanden; die Besatzung durfte mit allen Kriegsehren abziehen. In beiden Ländern täuschte man sich über die Bedeutung dieses Ereignisses. In Mexiko glaubte man der Prahlerei Ampudia's, der den Annalen mexikanischer Waffenthaten nun eine glänzende Seite hinzugefügt haben wollte; in den Vereinigten Staaten wußte man es dem Generale Taylor nur schlechten Dank, daß er eine fast gewisse Niederlage in einen Sieg verwandelt hatte, und befahl ihm, den Waffenstillstand, den er abgeschlossen, zu brechen.

Die Einnahme von Monterey, die ihnen an 2000 Mann gekostet, stellte die Amerikaner keineswegs sicher. Der einsichtigere Theil des Heeres begehrte laut einen Waffenstillstand. Die Freiwilligen aus Texas — ungefähr 1000 Köpfe — hatten ihre Waffen abgeliefert und den Rückweg nach ihrem Lande eingeschlagen, nicht, ohne mancherlei Ausschweifungen zu begehen. Die in den Einöden, welche die Texaner durchzogen, umherschweifende Bevölkerung rächte sich durch zahlreiche, blutige Repressalien, und den Siegern sank der Muth, als sie gewahrten, daß die Sympathieen, auf welche sie gerechnet, so gänzlich mangelten. Die Schlappe, welche am 15. October 1846 eine amerikanische Escadre bei Alvarado, 16 Meilen von Vera-Cruz, erlitt, war nicht geeignet, den Muth der Truppen zu stärken.

Hatte die Einnahme von Monterey den Amerikanern weniger, als sie es erwarteten, genügt, so muß man doch gestehen, daß, seit Eröffnung der Feindseligkeiten, die Fahnen der Union eine ansehnliche Strecke Weges zurückgelegt hatten. Unmittelbar nach der Einnahme Monterey's bemächtigten sie sich Tampico's ohne Widerstand und drangen in Kalifornien ein. Diese beiden Punkte bilden gleichsam die beiden äußersten Gränzen der Invasion, die sich gegenwärtig vom atlantischen bis zum stillen Meere ausdehnt. Auf den zwischenliegenden Punkten, in Saltillo, Chihuahua, Durango hatte das Invasionsheer die unbedingte Oberhand und behandelte die Ueberwunde-

nen mit solcher Rücksichtslosigkeit, daß sie das, was sie wegnahmen, entweder gar nicht oder mit Wechseln, auf Santana bezahlten. Zugleich führten die Amerikaner, welche die Blokade der Küsten zu benützen wußten, durch Tampico, Kalifornien und Neu-Mexiko Waaren in Menge in das eingenommene Gebiet ein. Was schwieriger zu begreifen, ist: daß die Häupter der mexikanischen Nation die Handelsoperationen der Kaufleute der Union begünstigten.

Inzwischen nahte das Ende des Waffenstillstandes. Santana war in San-Luis Potosi angelangt. Nachdem er seinen Truppen beim Schalle der Militärmusik und bei Glockengeläute die Proclamation Taylor's, welcher gemäß dieser am 13. November die Feindseligkeiten wieder aufnehmen zu wollen erklärte, hatte vorlesen lassen, fiel der mexikanische Generalissimus in jene Apathie zurück, die bei ihm so häufig einer fieberischen Thätigkeit folgt. Ohne auf die Beschuldigungen, die ihn einen Verräther nannten, zu achten, theilte er seine Zeit zwischen Festlichkeiten, öffentlichen Vergnügungen und Hahnenkämpfen, die er stets außerordentlich geliebt hat. Diese Zerstreuungen nahmen ihn jedoch nur scheinbar in Anspruch. In Folge einiger Unruhen in Mexiko ließ er durch den Gouverneur von San-Luis-Potosi ein Decret ergehen, das ihn (Santana) zum alleinigen Haupte der Republik mit der Befugniß erklärte, einen interimistischen Präsidenten zu ernennen oder ihn abzusetzen, falls er Santana's Befehlen nicht gehorche. Dieses Decret wurde durch die Staaten Zacatecas, Guanajuato, Yucatan, Mexiko und Puebla angenommen. Es bekleidete Santana mit einer wahrhaften Diktatur. Kaum jedoch hatte er dieses Resultat erlangt, als er abermals in seine Unthätigkeit verfiel. Die Amerikaner benutzten diese ihnen stillschweigend zugestandene Waffenruhe, ersetzten ihre Verluste und befestigten ihre Stellungen. Erst im Februar 1847 entschloß sich der General, das Verlangen des Landes zu beschwichtigen und seine Truppen gegen den Feind zu führen.

V.

Von San=Luis Potosi marschirte Santana auf Saltillo, welches General Taylor mit seinem Armeecorps besetzt hielt. Dieser jedoch erwartete den Feind nicht, sondern ging ihm entgegen und nahm bei Agua=Nueva, einige Meilen von Saltillo, eine Stellung. Allein auch diese Stellung, die, von allen Seiten offen, ihn genöthigt hatte, Santana's Angriff unter ungünstigen Bedingungen auszuhalten, verließ er auf die Nachricht vom Anmarsche der Mexikaner wieder und schlug in der kleinen Ebene von Angostura, bei einer Hacienda, genannt Buena=Vista, sein Lager auf. Santana hatte einen beschwerlichen Marsch durch die Wildniß von Cedral zurücklegen müssen, er mußte schlagen, wenn sich sein so mühsam zusammengebrachtes, mit solchen Kosten equipirtes Heer nicht zerstreuen sollte, übrigens rechnete er auf seine numerische Ueberlegenheit und auf sein Glück.

Taylor hatte zwischen zwei Bergen, welche die Ebene von Augostura beherrschen, Stellung genommen. Ein enges Thal, welches eine Landstraße durchläuft, scheidet beide Höhen. Auf dem rechten Flügel der Amerikaner zog sich eine tiefe Schlucht hin, ihren linken lehnte sie an den Fuß eines Berges. Eine starke Batterie bestrich den Zugang zu der durch die Schlucht laufenden Straße. Endlich war das Terrain vor der Fronte der Amerikaner uneben und von Hohlwegen durchschnitten. Kurz, Taylor's Stellung konnte nicht forçirt werden; sein Corps war ungefähr 7000 Mann stark.

Am 21. Februar Morgens erschien das mexikanische Heer auf den den amerikanischen Lager gegenüber liegenden Höhen. Von Weitem gesehen, boten diese von Hunger und Durst gequälten Truppen noch einen ziemlich glänzenden Anblick dar. Die Mexikaner zögerten nicht, sich vor dem Feinde in einer dichten Masse zu formiren, die leichten Truppen der Amerikaner zogen sich auf ihr Hauptcorps zurück, und die mexikanischen Artilleristen sprengten vor in die Ebene, um für ihre Stücke einen geeigneten Aufstellungsplatz zu suchen. Unglücklicher

cher Weise begünstigte sie das Terrain nicht, und erst am Nachmittage des 21. Februars vermochten sie es, ein Feuer zu eröffnen, welches die Amerikaner zu beantworten verschmähten.

Santana hatte das Vortheilhafte der Position Taylor's erkannt; doch ließ sich der Berg, der seinen linken Flügel deckte, ersteigen, von wo aus dann die feindliche Linie sich mit Erfolg angreifen ließ. Wirklich umgingen 2000 mexikanische Reiter die Höhe und warfen sich Taylor in den Rücken; allein die auf der ziemlich festen, durch das Thal führenden Straße aufgestellte amerikanische Artillerie ging zurück und wies den Angriff ab. Während die mexikanische Cavallerie so heiß empfangen ward, fiel ein Detachement der Amerikaner die Angreifer von hinten an und schnitt ihnen den Rückzug ab. Taylor ließ sie auffordern, sich zu ergeben; allein der Anführer der Mexikaner, der vorgab, nicht zu verstehen, was man von ihm begehre, verlangte von dem amerikanischen Parlamentair den Taylor an ihn abgesendet, er solle sich mit ihm in Santana's Lager begeben. Der amerikanische Offizier willigte ein, ließ sich die Augen verbinden und wurde in Santana's Zelt gebracht. Dieser, umgeben von einem glänzenden Generalstabe, verwies dem mexikanischen Offiziere die unnütze Vorsicht, die er in Hinsicht des Parlamentairs angewendet. Er deutete mit der Hand auf seine Truppen und fragte den Amerikaner: ob ein General an der Spitze solcher Kräfte etwas zu fürchten habe? Der Offizier begnügte sich, eine Verbeugung zu machen und richtete seine Botschaft aus. Santana aber, den Erstaunten spielend, runzelte die Stirne und fragte: ob General Taylor den Verstand verloren habe, daß er nicht allein 2000 Mexikaner auffordere, die Waffen zu strecken, sondern auch einen unnützen Widerstand leisten wolle? Der Amerikaner kehrte unverrichteter Dinge zurück. Während dessen hatten jedoch die 2000 Reiter die Zeit nicht unbenutzt gelassen und sich, begünstigt durch den kurzen Stillstand, nach allen Seiten zerstreut, so daß die Amerikaner den Muth derselben nicht auf die Probe zu stellen brauchten.

Am andern Morgen begehrte ein mexikanischer Parlamentair den amerikanischen General zu sprechen. Man führte ihn

vor einen Mann mit grauem Haare und runzeligem Gesichte, der auf einem Schimmel mehr hing, als saß. Es war Taylor. Aufgefordert, seinen Auftrag auszurichten, antwortete der mexikanische Offizier, dem Generale der Union in Ausdrücken einer studirten Höflichkeit: daß Seine Excellenz der General Santana ihn an den amerikanischen Feldherrn absende, um sich bei diesem zu erkundigen, was er zu thun gedenke? „Ich erwarte," antwortete Taylor, ohne seine Haltung zu ändern, „daß er (Santana) sich ergibt." So waren, was ihre Bravaden anbetrifft, die beiden Generale quitt mit einander, und sie bereiteten sich zu einem neuen Kampfe vor. Dennoch verstrich der 22. unter unbedeutenden Plänkeleien und einer mehr lärmenden, als mörderischen Kanonade.

Am 23. Februar bot die Ebene von Angostura, diese von Schluchten zerrissene Wildniß, einen noch traurigeren Anblick wie gewöhnlich dar. Dichte Wolken zogen sich um die Gipfel der Berge zusammen und entluden sich bald in strömenden Regengüssen. Alsbald verließen die Mexikaner ihre Reihen, um sich auf das sumpfige Wasser, welches sich in den Falten des Terrains sammelte, zu stürzen. Des Feindes vergessend, dachten sie nur daran, ihren brennenden Durst zu löschen. Um 10 Uhr begann der Kampf von Neuem und diesmal mit ausserordentlicher Hartnäckigkeit. Der Regen fiel noch immer in Strömen und machte das ungleiche Terrain für Menschen und Pferde noch gefährlicher. Ein Theil des amerikanischen Heeres, seine Stellung verlassend, rückte den Mexikanern entgegen, deren an sich schlechte Munition durch die Witterung fast unbrauchbar geworden war. Ihrerseits ging die mexikanische Infanterie zum Angriffe mit dem Bajonette vor und warf die Brigade Indiana, die schon während des Marsches gewankt hatte. Auf einem anderen Punkte machte Santana's Cavallerie einen Angriff auf die Riflemen vom Mississippi unter dem den beiden Nationen gewöhnlichen Kriegsgeschrei. Sie wurde mit wilden Hurrah's empfangen, die Riflemen des ersten Gliedes knieten nieder, eine Salve folgte ihren Hurrah's, und eben so viel mexikanische Reiter, als Riflemen sich im Gliede befanden, stürzten zu Boden.

Es kam nun zum Handgemenge, und bald war die Ebene mit Leichen bedeckt.

Taylor leitete von demselben Punkte aus, wo er am verflossenen Tage den mexikanischen Parlamentair empfangen, das Gefecht. Er bemerkte, daß General Woll, den er mit dem Detail der Bewegungen beauftragt, in dem Augenblicke, in dem die mexikanische Cavallerie mit den Riflemen im Kampfe verwickelt war, mit dem Gros der Armee vorging, daß dieses aber zu schwanken und wieder zurückzugehen begann. Eben gab Taylor frischen Truppen den Befehl, dieselben zu unterstützen, als ihm eine Kugel durch den Rock fuhr. Durch ein eigenes Zusammentreffen wurde in demselben Momente Santana das Pferd unter dem Leibe getödtet; doch nahm er eben so wenig, als Taylor, irgend einen Schaden. Die von Taylor abgesandten frischen Truppen warfen die ermatteten, seit vierzig Stunden von Hunger und Durst gequälten Mexikaner, deren Niederlage durch diese Bewegung entschieden war; Santana trat den Rückzug an, eine beträchtliche Anzahl von Todten auf dem Schlachtfelde zurücklassend. Es regnete immer heftiger, es war noch nicht 3 Uhr, und doch schien es, als wolle die Nacht einbrechen. Die Amerikaner verfolgten den Feind nicht.

Für beide Heere war der Tag mörderisch gewesen. Die Amerikaner hatten 2000 Mann, die Mexikaner doppelt so viel eingebüßt. Erwägt man, daß Santana ein Reserve-Corps unter General Vasquez nicht an sich ziehen konnte, daß er den Kampf unter den ungünstigsten Umständen führen mußte, so sieht man ein, daß sich aus dem ungünstigen Erfolge auf die militärische Untüchtigkeit der Mexikaner keineswegs schließen läßt. Beide Heere lagerten in der Nähe des Wahlplatzes. Bei der Zählung der Todten machte man die Bemerkung, daß die Mehrzahl der Mexikaner durch Kugeln, die Mehrzahl der Amerikaner durch Lanzen- und Bajonnettstöße gefallen waren. Uebrigens ereignete sich abermals, was sich nach fast allen bedeutenderen Ereignissen dieses sonderbaren Krieges ereignete: keine Partei wollte geschlagen sein; in Mexiko wurde ein Tedeum ge-

fungen, in New-York das Bulletin des Sieges von Buena-Vista publizirt.

Ein am 25. unter Santana's Zelt gehaltener Kriegsrath entschied, daß die Armee auf Agua-nueva zurückgehen sollte, wo man einiges braniges Wasser zu finden hoffen dürfte. Santana selbst begab sich nach San-Luis Potosi, wo er am 8. März unter Glockengeläute von den Acclamationen einer enthusiastischen Menge empfangen ward. Während er indeß seinen Einzug in San-Luis Potosi hielt, hatte ein neuer Aufstand gegen die demokratische Regierung, die sich in dem Vicepräsidenten Gomez Farias personifizirte, in Mexiko Statt gefunden. Ein Theil der Truppen hatte sich für, der andere gegen ihn erklärt; kein Theil siegte, denn keiner wagte einen ernstlichen Angriff. Neun und zwanzig Tage dauerte dieser Zustand der Unruhe und Unsicherheit, der täglichen Metzeleien. Nur Santana's Anwesenheit vermochte es, die Ordnung wieder herzustellen. Da der Aufstand nur dem Vicepräsidenten Gomez Farias gegolten, so stellte sich mit Santana's Uebernahme der Präsidentschaft die Ruhe allmälig wieder her, doch leider mehr anscheinend, als in der That; denn der Aufstand gegen Farias hatte abermals die Proletarier den bemittelten Klassen gegenüber gestellt, und das Gefallen des mexikanischen Pöbels an Raub und Mord war von Neuem geweckt worden.

VI.

Waren schon die Niederlage von Buena-Vista und das Wiedererwachen des Bürgerkrieges zwei schreckliche Schläge für die Republik, so führte ein neuer Unfall sie noch einen Schritt näher zu ihrem Untergange. Die Stadt Vera-Cruz nebst dem Fort von St. Juan d'Ulloa hatte den Generalen Scott und Worth, die im Anfange des März mit einem Corps von 12,000 Mann auf der Insel Sacrificios gelandet waren, ihre Thore eröffnet. Die Beschießung zu Lande, wie zur See, hatte am 19. März begonnen, am 27. wurden die Grundlagen einer Uebereinkunft unterzeichnet, am 29. ergaben sich die Stadt

wie das Fort, und 4000 Mann, welche die beiden Besatzungen bildeten, streckten in Gegenwart der feindlichen Truppen das Gewehr. Mit einem Jubelgeschreie begrüßte die amerikanische Flotte und Armee die gesternte Flagge, als sie, die mexikanische Trikolore ersetzend, von den eroberten Wällen herabwehte; das Recht des Stärkeren hatte seine Weihe erhalten.

Mit der Einnahme von Vera-Cruz trat der Krieg in eine neue Periode. Zwar konnte schon vorher der Ausgang desselben nicht zweifelhaft sein, indessen genügten die Besetzung der reichsten Provinzen Mexiko's und einige glänzende Siege nicht, die Operationen mußten auf ein bestimmtes Ziel gerichtet, der Kreis, in dem die mexikanische Regierung sich eingeschlossen sah, mußte so viel als möglich verengert werden. Nichts war geschehen, so lange ihr ein Weg, auf dem sie entschlüpfen, ein Platz, in dem sie sich wehren konnte, blieb. Man mußte auf Mexiko losgehen, und den Schrecken des Krieges in die Hauptstadt der Republik tragen, wenn man den Häuptern derselben die Bedingungen entwinden wollte, die den Streit endigen konnten. Während man in den schon eingenommenen Provinzen Taylor's System, nach welchem die militärischen Operationen mit der Colonisation Hand in Hand gingen, weiter verfolgte, mußte in dem zwischen Vera-Cruz und Mexiko liegenden Theile des Landes eine neue Taktik zur Anwendung kommen. Hier durfte man nicht daran denken, Ansiedelungs-Unternehmungen vorzubereiten; es galt, einen kurzen, entscheidenden Feldzug zu machen, um so schnell wie möglich nach Mexiko zu gelangen. Es war der General Scott, der diese Rolle zu übernehmen hatte.

Am 16. April, achtzehn Tage nach der Einnahme von Vera-Cruz brach die amerikanische Armee, die bis dahin hier stehen geblieben war und deren Gesundheitszustand bereits zu leiden begann, gegen Mexiko auf. Von Vera-Cruz aus erhebt sich allmälig das Terrain und eine marschirende Armee trifft auf mehr als ein Defilée, im Stande, sie aufzuhalten. Eines der gefährlichsten, das von Puente-naçional, war, wie die Amerikaner wußten, vom Feinde geräumt worden; die

Mexikaner hatten alle ihre Kräfte auf einem noch gefährlicheren Punkte, am Cerro-grande, (Cerro Gordo, großer Berg) concentrirt, wo sie noch einmal das Glück des Krieges versuchen wollten. Es ist unmöglich, das Defilée von Cerro-grande zu umgehen; die amerikanische Armee, die auf Mexiko anrückte, mußte diese furchtbare Schlucht passiren, und hier beschloß Santana, sie zu erwarten.

Santana hatte von Neuem Mexiko verlassen, wo seine Gegenwart, wie die Kunde der Ereignisse von Vera-Cruz, die Ruhe wieder hergestellt. Er hatte alle Streitkräfte der Republik um sich versammelt und schien entschlossen, zu siegen oder auf den Höhen von Cerro-grande zu sterben. Die Dispositionen, die er traf, die Vertheidigungsfähigkeit dieser neuen Thermopylen noch zu steigern, machen seiner Einsicht Ehre. Der Cerro-grande und die beiden Berge, zwischen denen er sich erhebt, wurden durch Redouten mit Geschütz vertheidigt; auf den Höhen, welche den drei Cerros gegenüber liegen, nahm Santana sein Hauptquartier, das, durch seine Steilheit an sich schon uneinnehmbar, noch durch eine Verpallisadirung von Baumstämmen geschützt ward, so daß hinter dieser Deckung die mexikanische Infanterie ein mörderisches Feuer auf den Angreifenden unterhalten konnte. Endlich war die Straße selbst durch einen breiten, von fünf Geschützen und 2000 Mann vertheidigten Graben durchschnitten: 12,000 Mann in der vortheilhaftesten Stellung erwarteten so eine fast gleiche Anzahl Amerikaner. Zu seinem Unterbefehlshaber hatte Santana eben den Ampudia ernannt, welcher die Capitulation von Monterey unterzeichnet hatte.

Am 17. April Nachmittags erschien die amerikanische Vorhut unter General Twiggs am Eingange des Defilées. Die Arrièrgarde unter General Scott eilte, sich ihr anzuschließen. Eine Rekognoscirung überzeugte die amerikanischen Generale von der Unmöglichkeit, die Cerros zu umgehen, die mexikanischen Stellungen mußten weggenommen werden; allein mit welcher sollte man den Anfang machen? Das Lager links der Straße angreifen, hieße sich einem unvermeidlichen Untergange ausse-

zen; wandte man sich zur Rechten, so gerieth man in das Feuer des Cerro-grande. Der General Scott schlug einen Mittelweg ein, er befahl seinen Truppen, sich links zu halten, das mexikanische Lager nicht anzugreifen und sich dem Feuer des Cerro zu entziehen. Dieses Mannöver wurde jedoch den Mexikanern durch einen Ueberläufer verrathen und daher vereitelt. Der General Scott sah die Nothwendigkeit, einen der Cerros zu besetzen, ein, um die Bewegungen seiner Truppen zu erleichtern, und sendete die Division Twiggs gegen diejenige der mit dem Cerro-grande zusammenhängenden Höhen, die ihm am schwächsten vertheidigt schien. In der That gelang es, die Stellung, trotz des Kreuzfeuers von den beiden benachbarten Höhen, wegzunehmen, und hiermit war die Arbeit des Tages gethan. Beide Heere brachten die Nacht in gleicher Unthätigkeit zu.

Am anderen Tage, den 18ten, erhielt General Twiggs Befehl, die am gestrigen Tage gewonnene Stellung zu verlassen und den Cerro-grande selbst anzugreifen; die Aufgabe, den letzten der drei Cerros zur Rechten der Straße wegzunehmen, fiel dem Generale Worth zu, während General Shields sich des dieselbe durchschneidenden Grabens bemächtigen sollte. Der General Pellow endlich, mit einer Brigade, erhielt den Auftrag, den Feind von den übrigen Höhen, die er besetzt hielt, zu vertreiben. Der Entwurf zur Schlacht umfaßte mithin vier verschiedene gleichzeitig auszuführende Operationen.

Ohne Zweifel war Twiggs Auftrag der schwierigste. Ein kräftiger Widerstand empfing seine Truppen, die mexikanischen Kanoniere ließen sich auf den Stücken, die sie nicht Zeit gehabt hatten, loszubrennen, niedersäbeln. Man schlug sich, wie beim Entern, mit Messern und Degen. Der mexikanische General Valdez und viele der Seinigen fielen; der Rest entwich und zog sich nach der Straße zurück. Die Amerikaner, Meister der feindlichen Batterien, kehrten die Geschütze gegen die Flüchtlinge, und bald waren die Abhänge des Berges mit Todten besäet.

Die anderen drei Operationen gelangen nicht alle eben so,

General Worth zwar bemächtigte sich der Redoute, die auf der dem Cerro-grande benachbarten Höhe lag, ohne Blutvergießen, aber den General Shilds, der die Graben-Batterie nehmen sollte, empfing ein mörderisches Feuer und er fiel an der Spitze seiner Division. Nur die Wegnahme des Cerro-grande bestimmte endlich die Mexikaner, auf diesem Punkte die Waffen niederzulegen. Der Verlust der Amerikaner würde sonst weit beträchtlicher gewesen sein. Dem Generale Pellow endlich mit seiner Brigade erging es noch trauriger, als Shields Truppen. Eine mexikanische Batterie, die glücklich demaskirt ward, streckte ihm fast ein ganzes Regiment nieder, so daß er sich zurückziehen mußte, und nur der Erfolg der drei anderen Operationen überhob ihn der Gefahr eines erneuerten Versuches. Die Mexikaner, sich überall besiegt sehend, streckten vor ihm, wie vor Shields, Worth und Twiggs, das Gewehr. Die Schlacht war zu Ende, ein vollständiger Sieg öffnete den Amerikanern den Weg nach Mexiko.

30,000 Gefangene, unter ihnen die besten Offiziere der mexikanischen Armee, 20 Geschütze und 22,000 Piaster, die sich unter dem Gepäcke Santana's fanden, waren die übrigen Resultate des Tages von Cerro-grande. Was Santana selbst angeht, so hatte er gleich beim Beginne des Treffens das Schlachtfeld verlassen; Ampudia, sein Unterbefehlshaber, schwang sich, sobald er die Erstürmung des Cerro-grande vernommen, auf einen kräftigen Renner und entwich in der Richtung von Jalapa mit solcher Eilfertigkeit, daß er seinen Hut, den ihm der Wind vom Kopfe nahm, im Stiche ließ. Man verfolgte Santana, allein es war zu spät, um ihn zu erreichen. Die Gefangenen, mehr eine Last, als ein Vortheil für Scott, wurden auf ihr Wort entlassen, den General Vega ausgenommen, der es sich als eine Gunst ausbat, Gefangener der Amerikaner bleiben zu dürfen. Ohne Zweifel glaubte er sich unter dem Zelte des Generales Scott sicherer, als in den Mauern von Mexiko.

Am 18ten fand die Schlacht bei Cerro-grande statt, und am 20ten war Jalapa besetzt; zwischen Jalapa und Puebla ist die Festung Perote, der einzige Punkt, welcher Widerstand lei-

sten konnte; bei Annäherung der Amerikaner senkte sich die Zugbrücke, und ein Offizier erschien, um den Platz mit aller Förmlichkeit zu übergeben; gleich darauf ward Puebla, eine Stadt von 60,000 Einwohnern, besetzt, obwohl die Amerikaner nach den Besatzungen, welche sie in Jalapa und Perote gelassen hatten, und nach dem Abmarsch von 4000 Freiwilligen, deren Dienstzeit abgelaufen war *), nur noch 6000 Mann stark waren. Dieser Umstand erklärt es, weßhalb das Vorrücken auf die Hauptstadt so spät erst erfolgte, nämlich erst am 7., 8. und 9. August. Dieser Zeitverlust wurde sehr nachtheilig, denn nicht nur gelang es das Land umher aufzuregen und Guerillas zu bilden, sondern Santana, Valencia und andere Generale sammelten wieder Truppen um Mexiko her und befestigten die Zugänge zur Hauptstadt. Der Weg dahin war durch mehrere Verschanzungen und Verhaue gesperrt, und das Geschütz mußte durch einen weiten Umweg fortgeschafft werden, wodurch man die Befestigungen umging. So langte der Vortrab unter General Worth erst am 17ten im Angesicht von Mexiko an; der 18te verfloß unter unbedeutenden Scharmützeln, aber am 19ten mußte die feste Stellung der Mexikaner bis Contreras gestürmt werden, was nach sechsstündigen Anstrengungen nicht gelang; die Mexikaner in der Nähe ihrer Hauptstadt schlugen sich besser als je. Am 20sten Morgens war der Sturm erneuert, und jetzt erst nach zweistündigem Gefechte wurde die Verschanzung genommen. Aber die Mexikaner hielten sich noch in einer zweiten Stellung bei Churubusco, die gleichfalls mit stürmender Hand genommen werden mußte.

---

*) Diese Sitte der Amerikaner hat vielfach alle militärischen Bewegungen gehemmt; die Freiwilligen machen sich auf eine gewisse Zeit, meist auf ein Jahr anheischig zu dienen und dann ziehen sie ab, die Sachen mögen stehn, wie sie wollen. Auch Taylor litt durch diesen Abmarsch von Freiwilligen sehr, und war sowohl dadurch, als durch die wachsende Zahl von Guerillas am Rio Grande in den besetzten Punkten Matamoros, Monterey und Saltillo festgehalten.

So stand nun das amerikanische Heer vor dem Thore des ehemaligen Tenochtitlan, und mit jedem Tag erwartete man den Abschluß eines Friedens, denn Unterhandlungen waren angeknüpft worden, wie es scheint unter Mitwirkung des englischen Gesandten Bankhead, aber ein Tag um den andern verfloß, und so wenig wir noch von den Verhandlungen wissen, so ist doch klar, daß die Amerikaner die Gefoppten waren. Trist leitete die Unterhandlungen, deren wesentliche Punkte dahin gingen, daß Mexiko das Land östlich von Rio Bravo del Norte, und nördlich von Rio Gila abtreten solle, wofür es eine Entschädigung an Geld erhielte. Santana kam in seinen Gegenvorschlägen auf den Rio de las Nueces, d. h. eben auf jenen strittigen Landstrich zwischen letzteren Fluß und dem Rio Grande, sowie auf den 37° N. B. zurück, also auf dieselbe Forderung wie vor dem Krieg; das Einzige, wozu er sich endlich noch verstehen wollte, war, daß Mexiko zwischen dem Rio de las Nueces und Rio Grande keine neuen Ansiedelungen machen wollte, was nichts anderes hieß, als daß man diesen Landstrich später um gutes Geld an die Amerikaner abzutreten geneigt sei. Diese Bedingungen einzugehen stand weder in den Befugnissen Trists, noch in der Macht der Regierung der Union, denn die amerikanischen Ansiedler hätten sich nicht mehr aus den besagten Landstrichen, namentlich nicht aus Californien verdrängen lassen. Es blieb nichts übrig, als die Unterhandlungen abzubrechen, und den Krieg aufs Neue zu beginnen. Dieß geschah denn auch, und am 8. Sept. begannen wiederum die Feindseligkeiten, welche am 13ten von den Amerikanern mit einem unglücklichen Angriff auf Chapultepec eröffnet wurden, wohin die Mexikaner unter den Mänteln versteckt während des Waffenstillstandes Munition geschafft hatten, ein ziemlich deutlicher Beweis, wenn es eines solchen noch bedurft hätte, daß man die Amerikaner nur hatte hinhalten wollen. Erst nach wiederholten Stürmen gelang es den letztern die Höhe von Chapultepec zu nehmen, und die nach der Stadt fliehenden Mexikaner abzuschneiden; sie mußten sich ergeben, die Amerikaner waren aber hier wie bei Cerro-grande genöthigt sie wieder lau-

fen zu lassen, da sie nicht genug Mannschaft hatten, sie zu bewachen. Inzwischen wurde die Stadt in Belagerungszustand versetzt, Gräben gezogen und mit Wasser gefüllt, die Truppen aber hinter schnell aufgeworfenen Brustwehren aufgestellt. Am 14ten Morgens begann der Angriff auf die Stadt, aber erst spät Nachmittags waren die Amerikaner bis an die Thore vorgedrungen und begannen nun die Stadt zu beschießen. Dieß dauerte am folgenden Morgen fort, wo sie endlich unter großen Beschwerden und mit starkem Verlust sich durch die Straßen Bahn machten. An diesem Tage, den 15ten, ging der Kampf zu Ende, und die Amerikaner waren endlich Meister der Stadt.

Wir geben hier eine Stelle aus dem Briefe eines Franzosen über den Zustand von Mexiko unmittelbar nach der Einnahme der Hauptstadt; sie zeichnet die Stellung der Amerikaner, ihr Verhalten und das entweder ganz unerklärliche oder verrätherische Benehmen Santanas.

„Niemand rechnete hier am 14. (Sept.) auf irgend einen Widerstand von Seite des Volkes: Die Masse schien mit sehr friedlichen Gesinnungen dem Einzug der Amerikaner auf dem großen Platz zuzuschauen. Kaum hatten sie aber ihre Schildwachen aufgestellt, als ich einen Levero mit einem Gewehr bemerkte, der auf einen amerikanischen Soldaten anschlug. Der Schuß traf ihn nicht, in demselben Augenblicke aber begann von allen Seiten ein Gewehrfeuer, das, gut geleitet, die eingedrungenen Amerikaner hätte vernichten müssen. Die Amerikaner obwohl überrascht, verloren ihre Kaltblütigkeit nicht, und antworteten auf die Gewehrschüsse mit Vierundzwanzigpfündern. Von beiden Seiten rief man sich eine Menge Schimpfwörter zu, die von starken Salven begleitet waren, das Feuer dauerte bis zum Abend; während des Kampfes wurden die Läden der Branntweinhändler geplündert und mehrere Häuser völlig ausgeraubt, zur Steuer der Gerechtigkeit muß ich jedoch sagen, daß die Plünderer Mexikaner waren; die Amerikaner begnügten, sich mit Trinken. Obgleich eine gute Anzahl Leute fielen, war das Unglück doch nicht so groß, als man hätte erwarten sollen. Ich glaubte jeden Augenblick es würde an eine

Niedermetzelung der Volksmassen gehen, und ein Theil derselben hatte dies vielleicht verdient, aber man muß es den Amerikanern zur Ehre nachsagen, daß sie eine exemplarische Milde zeigten, und daß den Tag nach dem Aufstand, der sich indeß nicht erneuerte,*) niemand mehr von den Gewaltthätigkeiten der Sieger zu leiden hatte. General Scott begnügte sich einen Tagsbefehl zu erlassen, daß jedes Haus, aus welchem auf die Amerikaner geschossen würde, mit sammt seinen Einwohnern von Grund aus vernichtet werden sollte. Es fand nicht eine einzige Hinrichtung statt, die Ruhe stellte sich nach und nach her, und die folgenden Tage waren nur durch eine große Anzahl Mordthaten in den Vorstädten bezeichnet. Man kennt die Leidenschaft der Amerikaner für starke Getränke. Die Pelados (Zerlumpten) benützten diesen Fehler, und wehe den Soldaten, welche die Einladungen einnahmen: sie kamen nicht wieder. Dieß erklärt, wie General Scott theils in dem Aufstand vom 14ten, theils in den nächstfolgenden Tagen etwa 600 Mann von den 7000 verlor, an deren Spitze er eine Stadt von 200,000 Einwohnern besetzt hatte. Wenn Santana, der sich zu Guadelupe mit 9000 Mann befand, in die Stadt zurückgekehrt wäre, sobald er das Feuer hörte, so wären die Amerikaner verloren gewesen; die Bevölkerung hätte durch die Unterstützung angefeuert eine letzte Anstrengung gemacht, und Mexiko wäre das Grab seiner glücklichen Sieger geworden. Statt diesen energischen Schritt zu thun, der vielleicht Mexiko gerettet hätte, zog Santana mit 2000 Mann gegen Puebla der Rest seiner Truppen zerstreute sich oder stieß zu Herrera bei Queretarro. In dieser letztern Stadt soll sich der Congreß versammeln.**) Von seiner Entscheidung hängt der Friede oder die Fortsetzung eines unabsehbaren Krieges ab. Ich fürchte, daß die Deputirten, aus Furcht in den Augen der Nation für Verräther zu gelten, sich nicht entschließen können dem Kampfe ein Ende zu machen, und die Amerikaner werden mit oder

*) Der Brief ist am 28. September geschrieben.

**) Es erschienen bekanntlich nur wenige Mitglieder.

gegen ihren Willen das Land erobern müssen, troß des von Offizieren und Soldaten laut ausgesprochenen Wunsches Mexiko bald möglichst zu verlassen. Gerade herausgesagt, ich weiß nicht ob der Abzug der amerikanischen Streitkräfte für uns ein Glück sein wird. Die Unordnung, welche zu Puebla herrscht, ist nicht sehr beruhigend für uns. Die mexikanischen Guerillas brechen jeden Augenblick in die unglückliche Stadt und verheeren sie grausam, so daß die Einwohner sich unter den Schuß der Amerikaner begeben mußten, welche die zwei Höhen von Lorito und San Juan besetzt halten. Wir unsern Theils befinden uns in voller Anarchie. Mexiko ist Nachts eine wahre Mörderhöhle; man raubt und mordet auf der Straße, und nie haben die Uebelthäter sich völligerer Straflosigkeit erfreut. General Scott hat zwar dem Ayuntamiento gestattet, ein Polizeicorps von 600 Mann zu errichten, was können diese aber ohne Waffen ausrichten?"

Eine Regierung, welche einen Frieden schließen könnte, besteht in Mexiko nicht mehr, und das Cabinet von Washington hat deshalb seinen Unterhändler Trist zurückgerufen und schickt sich an das Land militärisch besetzt zu halten. Eine schwere Aufgabe. Zwar stimmen alle Nachrichten bis jetzt überein, daß es in der Stadt Mexiko ziemlich ruhig aussehe, aber das ganze Land ist in Aufregung und die Geistlichkeit muß wohl gegen die Amerikaner sein; der Geistlichkeit aber folgen 99 Hunderttheile des Volks, namentlich die Indianer, blind. Herrschen werden die Amerikaner gerade nur so weit, als ihre Waffen reichen, und dieß ist für einen Freistaat, welcher bis jetzt kaum ein stehendes Heer unterhielt, und bei welchem das bürgerliche Element fast allmächtig ist, so daß noch in der neuesten Zeit sehr nothwendige und ganz unverfängliche Verbesserungen des Heerwesens aus bürgerlicher Eifersucht verworfen wurden, eine sehr fatale Sache. So fatal diese Stellung aber auch sein mag, so ist die der Mexikaner doch um nichts besser. Ist die Kraft vorhanden, um den neuen Eroberern, wie einst die Azteken den Spaniern, in der Hauptstadt eine „Noche triste" zu bereiten, oder das mexikanische Landvolk tüchtig genug, um den Ameri-

kanern in Verbindung mit den Resten der stehenden Armee eine Niederlage von Bayley beizubringen? Das hängt hauptsächlich von den Führern ab, und unter diesen herrschte bis jetzt allzu viel Zwiespalt, Verrath und Niederträchtigkeit. Eine Einheit könnte nur durch die Monarchie kommen, denn in Mexiko sind alle Sitten wesentlich monarchisch, und auch die einflußreiche Geistlichkeit wäre der Einführung der Monarchie günstig, aber wer soll den Thron einnehmen? Ein neuer Iturbide liefe Gefahr seines Vorgängers Schicksal zu theilen, und welche europäische Königsfamilie wird das Wagstück jetzt unternehmen wollen? Frankreich will sich nicht mit den Vereinigten Staaten offen überwerfen und Spanien hätte im nächsten Augenblick Cuba verloren, das seine sinkenden Finanzen noch hält.*) Die Versuche, welche jetzt wieder, wie man sagt, von Paredes**) gemacht werden, haben keine Aussichten auf Erfolg für sich, weil es doch das erste Erforderniß wäre, daß ein Fürst zur Stelle sich befände, und durch den Glanz seines Namens eine Partei um sich bildete, der die Hoffnungen der Nation sich zuwenden könnten. Die Möglichkeit einer Wiederherstellung der Monarchie wäre nur dann gegeben gewesen, wenn England den Einbruch der Nordamerikaner nicht geduldet, und die Errichtung der Monarchie offen mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln unterstützt hätte. Nach allen Nachgiebigkeiten Englands aber, und nach der Lähmung seines linken Armes durch die irischen Zustände war und ist dies keineswegs zu erwarten; sich selbst über-

---

*) Im vorigen Jahre wurden von Cuba aus und, wie sich versteht, mit cubanischem Geld allerlei Unterhandlungen angezettelt, aber sie scheinen durch Nordamerika's Drohungen beseitigt worden zu sein.

**) Paredes ist noch vor der Einnahme der Stadt Mexiko, offenbar mit englischer Hülfe, heimlich nach Mexiko zurückgekehrt. Er hat aber bis jetzt nur wenig von sich hören lassen. Offenbar ist er nicht der Mann, der Einfluß und Talent genug besitzt, um den Amerikanern gegenüber eine Rolle zu spielen.

lassen kann aber Mexiko am Ende nur in eine tiefe Anarchie versinken, so daß es noch am Ende das verhaßte Joch der Nordamerikaner mit wahrem Dank annehmen muß. Der oben erwähnte Brief könnte bereits einen Vorschmack von diesem Stand der Dinge geben. Wie also jetzt die Sachen stehen, ist die Eroberung Mexiko's durch die Vereinigten Staaten das wahrscheinliche Ergebniß. Was daraus hervorgehen wird, für die Amerikaner selbst, so wie für die Mexikaner, namentlich aber für die Indianer,*) das läßt sich in keiner Art voraussagen. Ueber einen anderen Punkt läßt sich aber gleich jetzt mit ziemlicher Sicherheit sprechen, und dieß ist die Frage, was werden die Amerikaner mit den mexikanischen Minen anfangen? eine Frage, welche wir oben schon kurz hingeworfen und deren Beu- für England und für ganz Europa nicht gering ist.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Amerikaner, wenn sie sich definitiv in Mexiko festsetzen, die bis jetzt mangelnden Verbindungswege, ja vielleicht selbst Eisenbahnen herstellen, daß sie die bis jetzt schlecht und unvollkommen bearbeiteten Minen mit allen Vortheilen, welche die Mechanik und Chemie an die Hand gibt, ausbeuten werden. Schon Humboldt hat gesagt, wenn je ein industriöses Volk die Minen Neuspaniens angreift, so werden diese in kurzer Zeit so viel Silber liefern, als (nicht in der neuen republikanischen, sondern in der alten spanischen Zeit) ganz Amerika zusammen; die Nordamerikaner sind dieß industriöse Volk und werden Humboldts Prophezeihung wahr machen. Humboldt sagte: wenn man mit allen Mitteln, welche der vervollkommnete Bergbau darbietet, die Erzgänge von Ba-

*) Welche curiose Erscheinungen hier möglich sind, läßt sich aus dem Umstande abnehmen, daß man zur Zeit der Errichtung der Republik behauptete, die freie Religionsübung sei in der Constitution hauptsächlich darum nicht zugestanden worden, weil sonst ein Theil der Indianer zum alten Götzendienst zurückgekehrt wäre. Jedenfalls besteht ein starker Antagonismus der Indianer gegen die Creolen, und wenn die Amerikaner länger in Mexiko bleiben müssen, so werden sie den Antagonismus sicherlich gegen die Creolen benützen.

lannos, Batopilas, Sombrerete, Rosario, Pachuca, Sultepec, Chihuahua und so viele andere, welche eines alten und verdienten Rufes genießen, auf einmal ausbeuten wollte, würde Europa mit kostbaren Metallen überschwemmt werden. Die Amerikaner, das kann man zuversichtlich erwarten, werden sich schnell an die Arbeit machen, und wenn sie einmal der mexikanischen Minen Meister sind, vom Goldhunger getrieben auch nach Südamerika gehen, um dort die elend ausgebeuteten Minen in neuen Aufschwung zu bringen. Vorerst jedoch genügt Mexiko allein. Wird aber der Silberstrom sich alsbald nach Europa ergießen? Schwerlich: er wird vorerst die Industrie und den Handel Amerikas nähren, den Zufluß nach Europa vermindern, und in Verbindung mit der fortschreitenden Anzapfung Englands das schwebende Handelskapital der Welt in Nordamerika vereinigen. Aber die ungeheuere Ausbeutung muß dennoch den Werth desselben vermindern und eine national-wirthschaftliche Umwälzung hervorrufen, ähnlich der, welche die Entdeckung und Ausbeutung Amerika's durch die Spanier vor 300 Jahren erzeugte. Damals wurde Spanien durch den einströmenden Reichthum schnell zur herrschenden Macht in Europa, so weit seine Entfernung vom Mittelpunkte dieß zuließ, und eine noch weit bedeutendere Rolle, als damals die Spanier, wird jetzt Nordamerika spielen, dessen Eroberung Mexiko's in Wahrheit einer neuen Entdeckung gleichkommt.

Dann ist das Gleichgewicht der Macht vollends gebrochen, England von Amerika so gut wie ausgeschlossen, unfähig einer Einverleibung Canada's, unfähig einem Bund der westindischen Inseln mit Nordamerika einen ehernen Riegel vorzuschieben. In zwölf Jahren hat Nordamerika über 30 Millionen Menschen, die es an Muth, Thätigkeit und Unternehmungsgeist mit jedem Volke der Welt aufnehmen und alle Mittel besitzen, ihre Macht und ihren Einfluß weiter zu entfalten. Diese Aussichten knüpfen sich an Mexiko's Eroberung durch die Nordamerikaner, und man kann sich also leicht vorstellen, daß alles, was irgend geschehen kann, ohne einen offenen Bruch mit Nordamerika herbeizuführen, aufgeboten werden wird, um diese Aussichten im

Keime zu knicken, und den Nordamerikanern in Mexiko ein möglichst schlimmes Loos zu bereiten.

Weitere Berichte über die Eroberung der mexikanischen Hauptstadt.

I.

Der Weser-Zeitung theilt man aus einem Privatschreiben aus Mexiko folgende Einzelheiten über den Hergang der Eroberung mit: „Nach Zerschlagung der Friedensunterhandlungen begannen am 8. Sept. die Feindseligkeiten mit einer Demonstration der Amerikaner gegen das Fort Chapultepec, ursprünglich ein Lustschloß der spanischen Vicekönige, welches man in den letzten Jahren zu einer Kriegsschule eingerichtet und jetzt, da es der einzige Vertheidigungspunkt der Umgegend war, einigermaßen befestigt hatte. Der Angriff wurde indeß durch ein mörderisches Feuer zurückgeschlagen, welches die Amerikaner mit einem Verluste von 700 Todten und Verwundeten zum Weichen brachte. Auch die Mexikaner erlitten eine empfindliche Einbuße, namentlich fiel einer der geachtetesten Patrioten, Balduas, Oberst eines Nationalgardenbataillons. Am 12. Sept. wurde Chapultepec den ganzen Tag über beschossen, da aber auch dies nicht half, beschloß General Scott, am 13. Sept. den Punkt mit Sturm zu nehmen. Es wurden Freiwillige aufgefordert, und es meldeten sich gegen 1200 Mann zum Angriffe bereit. Diese bekamen keine einzige Patrone mit, sodaß sie mit dem Bajonnet die Befestigungen erstürmen mußten, was ihnen nach kurzem Kampfe gelang. Die ganze Besatzung von 800 Mann unter General Bravo, einem persönlich tapfern, aber unenergischen Manne, ward gefangen genommen. Die Amerikaner drangen nun sofort den Aquäduct entlang bis zu zwei Thoren der Stadt vor, deren sich sich gegen Abend nach unbedeutendem Widerstande der Mexikaner bemächtigten. Ein paar Stunden später

warfen sie einige Kugeln und Bomben in die Stadt, um die Bevölkerung zu schrecken. In der Nacht zog sich Santana mit dem Reste seiner Truppen und 18 Kanonen nach dem etwa eine halbe Stunde entfernten Guadelupe zurück, die ganze Polizeimannschaft mit sich nehmend, während gegen 1000 Sträflinge aus den Gefängnissen losbrachen. So war am Morgen des 14. Sept. die Stadt wehrlos ihrem Schicksal überlassen, nachdem ein Capitulationsversuch des Magistrats bei General Scott kein Gehör gefunden hatte. Unter solchen Verhältnissen rückte um 7 Uhr Morgens die Vorhut der Amerikaner auf den Marktplatz, und das Sternenbanner der Vereinigten Staaten ward auf dem Palast aufgezogen. Hin und wieder fiel bei diesem Einmarsch ein Schuß, allein im Ganzen hielt sich das Volk ruhig, und da fast alle Fremde zur Sicherheit ihre Flaggen aus den Fenstern hängen ließen, so hatten die Hauptstraßen sogar ein buntes festliches Aussehen, dem freilich der äußere Aufzug der amerikanischen Truppen wenig entsprach. Mehrere Corps folgten der Vorhut, und nach einigen Stunden hielt Scott selbst seinen Einzug. Indessen dauerte die Ruhe nicht lange. Das Volk drängte sich um die Soldaten und wurde zuletzt mit Schüssen abgewiesen; auch von den Häusern fiel hie und da ein Schuß auf die Truppen, und bald wurde das Feuern allgemein. Die Amerikaner theilten sich sofort in die Straßen, besetzten die Kirchen, Klöster und höchsten Häuser, auf welche sie einige von ihren kleinen Haubitzen hinaufbrachten und von oben herab die Dächer mit Kartätschen bestrichen, während sie zugleich in einigen Straßen das Pflaster mit schwerem Geschütz fegten. Die Häuser, von denen herab auf sie geschossen wurde, erstürmten sie, und drinnen ward manchmal jede lebende Seele niedergemacht, alles bewegliche Eigenthum aber mit Hülfe des raublustigen Pöbels geplündert. Im Mittelpunkte der Stadt kamen solche Fälle seltener vor; Manche traf dieses Schicksal sehr unschuldig, da die Schießenden nicht selten von ihrem Dach auf das Nachbardach traten und von dort herab feuerten. In den entlegenern Stadttheilen sind viele Excesse und von beiden Seiten manche entsetzliche Gräuelthaten verübt worden. Ganze Hausgenossenschaften

sind ermordet und einzelne amerikanische Soldaten, welche dem Volk in die Hände fielen, auf die grausamste Weise umgebracht und verstümmelt worden, viele z. B. wurden nach hiesiger Sitte mit dem Lasso gefangen und dann zu Tode geschleift. Am folgenden Tage hörte der Kampf auf, indessen ist die Ruhe nur äußerlich; denn von vielen Seiten wird das Volk gegen die Fremdlinge aufgehetzt, welche so schwach an Zahl sind, daß sie nicht einmal alle Thore besetzen können. Es ist daher nicht zu verwundern, daß einzelne Soldaten, welche sich, vielleicht in trunkenem Zustande, in die entlegenern Straßen wagen, Messer und Dolche für sich geschliffen finden.

Am fünften Tage nach dem Einmarsche der Amerikaner lagen noch viele Todte unbegraben auf dem Wege nach Chapultepec; manche Verwundete sind 48 Stunden lang unverbunden auf dem Felde liegen geblieben. Der von den Truppen besetzte Nationalpalast bietet einen kläglichen Anblick; auf den zertrümmerten Bänken und Stühlen des Saales, in welchem der Congreß seine Sitzungen hielt, lagern jetzt Soldaten, und alle Räume sind voll Schmuz und Verwüstung. Die öffentlichen Plätze sind mit Wagen und Schenkzelten bedeckt; auf unserm schönen Spaziergange, der Alameda, bivouakiren Kärrner, deren Gäule zwischen den Blumen grasen, und in der nächsten Umgebung liegen viele Leichen von Maulthieren und Pferden, welche die Luft mit ihrer pestilenzialischen Ausdünstung erfüllen. Eine Zeit lang waren alle Kirchen geschlossen; jetzt sind sie jedoch auf eine ernste Drohung des Generals Scott wieder eröffnet: auch der Verkauf in den Läden hat wieder begonnen, und viele Familien, welche aufs Land geflüchtet waren, kehren jetzt in die Stadt zurück, wo es am Ende sicherer ist als vor den Thoren. Abends wagt sich indeß Niemand auf die Straßen."

II.

Der New-York Enquirer vom 25. Okt. bringt folgenden Bericht über die Einnahme von Meriko durch die Nordamerikaner von einem Offizier der Scharfschützen (Rifles). Wir entnehmen daraus noch Folgendes: Nach der Einnahme von

Chapoltepec ging es vorwärts gegen Mexiko. Die Straße ist ganz gerade und breit; in der Mitte derselben läuft die Wasserleitung. Eine starke Batterie quer über die Straße unterhielt ein starkes Feuer auf die Amerikaner, die von einem Bogen der Wasserleitung zum anderen schlichen. Endlich hieß es: „Schützen vor!“ Sie stürzten heran mit einem Schrei, und die Batterie war genommen. Von da ging der Marsch wieder schleichend, von Bogen zu Bogen, voran, zwischen den Tod sprühendem Feuer weiterer Batterien zu beiden Seiten der Wasserleitung und den Flankenbatterien an der Straße, welche durch die Bogen hindurchschoßen. Um Mittag endlich gelangte die Angriffskolonne (Smiths Brigade) hart ans Stadtthor; die feindlichen Batterien waren zum Theil durch das amerikanische Geschütz zum Schweigen gebracht; wieder hieß es: „Schützen vor,“ das Thor ward erstürmt, und so drangen die Scharfschützen am 14. Sept., 20 Minuten nach 1 Uhr, in die Stadt ein, besetzten ein Haus und einige der Bögen und hielten sich dort trotz dem Kreuzfeuer einer dritten Batterie und vier Angriffen der Mexikaner. Zugleich wurde eine Batterie aus Sandsäcken am Thor errichtet, die mit scharfem Feuer die Straße bestrich. Mit Einbruch der Nacht zog sich Alles hinter diese Batterie zurück, wo die Mannschaft mit den Waffen in der Hand unter den Bögen der Wasserleitung schlief. Ein anderer Angriff war ebenfalls am 14. von General Worth auf das San-Cosmo Thor gemacht worden. Ohne großen Widerstand zu erfahren, gelangte die Division dahin und feuerte von hinten auf die Citadelle, wodurch das Feuer dieser zum Theil von der andern Kolonne abgelenkt wurde. Nachmittags zog auch Worth in die Stadt ein. In der Nacht, während die Mannschaft in der Kälte, hungernd und dürstend bivouakirte, kamen zwei Kommissäre aus der Stadt, welche berichteten, Santana und sein Heer haben die Stadt geräumt, welche der Gnade der Nordamerikaner widerstandslos preisgegeben sei. So formirte sich Smiths Brigade am 15. Sept. mit Tagesanbruch an dem Thor und marschirte auf den Hauptplatz, wo der Regierungspalast und die Kathedrale liegt, und um 7 Uhr Morgens wehte

das Sternen- und Streifenbanner über den Hallen Montezumas. Eine Stunde später zog Worths Division ein und besetzte die Alameda (öffentlicher Spaziergang mit herrlichen Springbrunnen und andern Kunstwerken und Anlagen). Um 9 Uhr ertönte ein gewaltiges Hurrah an der Ecke der Plaza. Gleich darauf erblickte man die wehenden Federn und die gebietende Gestalt des tapfern alten Anführers, Generals Scott, geleitet von den Indiana-Dragonern. Da war nun das kleine Heer um seinen Führer versammelt, von 10,000 Mann, die mit ihm von Puebla ausgezogen, noch 7000; die übrigen 3000 blieben liegen auf den blutigen Blachfeldern von Contreras, Churubusco, San Antonio, el Molino del Rey, Chapoltepec und auf dem Weg von da bis zum Stadtthor. Die Plaza wurde ohne Widerstand besetzt. Bald aber hörte man zerstreute Schüsse in der Stadt, und Kugelpfeifen war wieder den ganzen Tag über die Musik. Der Pöbel hatte sich erhoben, und feige Leperos feuerten von Söllern herab, aus Hausthüren und Fenstern und hinter Mauern hervor. Mancher Nordamerikaner wurde verwundet, Plänkler wurden vorgeschickt, und bald wurde das Feuer allgemein; die zur Plaza führenden Straßen waren bald durch Kartätschen gereinigt. Die Häuser, aus welchen man feuerte, wurden erbrochen, und hier fand man gar Viele der Leperos, die eigenen Landsleute plündernd. In einem einzigen Hause wurden 50 — 60 Leperos getödtet. Am nächsten Morgen, am 16ten, begann das Feuern von Neuem, ging aber vor Nacht zu Ende, nachdem über 200 Leperos gefallen waren und General Scott gedroht hatte, jedes Haus, aus dem gefeuert werde, in die Luft zu sprengen. Am nächsten Tag endlich erhielten die zum Tod matten Amerikaner Quartiere, nachdem sie fünf Tage lang nicht aus den Kleidern gekommen noch die Waffen abgelegt.

Noch ein Urtheil über die mexikanischen Zustände.

Dr. Wislizenus, ein Deutscher und Bürger der Vereinigten Staaten, welcher unmittelbar vor und während des Krieges eine Reise durch Mexiko unternommen hatte und von den Mexikanern mehrere Monate festgehalten wurde, weil man ihn für einen nordamerikanischen Kundschafter hielt, fällt über die mexikanischen Zustände folgendes Urtheil: Ich gestehe, daß Alles, was ich früher über den Charakter dieses Volks gelesen hatte, mich eben so sehr abstieß, als mich die Beschreibung der äußern großartigen Natur dieses Landes anzog. — Meine Erwartungen in dieser Hinsicht waren daher sehr bescheiden, aber selbst diesen hat die Wirklichkeit bei Weitem nicht entsprochen. — Seit ich einen nähern, wenn auch nur flüchtigen Blick in das tägliche Treiben sowohl, wie in das Staatsleben dieser Nation geworfen habe, ist mir der kräftige Volkscharacter der Vereinigten Staaten, wie die Vortrefflichkeit ihrer Institutionen nur in so helleren Lichte erschienen. Mexikaner und Republikaner — welch Widerspruch in sich selbst! Ein Volk aus allen Raçen und Nationen der Erde, ohne Bindemittel zusammengesetzt, — durch 300jährige Sklaverei verknechtet, — durch natürliche Indolenz zu Lazaronis bestimmt, — die Masse des Volkes ohne allen Unterricht aufwachsend, — die Intelligenteren die Masse blos ausbeutend, und die Republik zum Deckmantel ihrer habgierigen und ehrgeizigen Pläne mißbrauchend, die ganze Republik sowohl, wie die einzelnen Staaten in beständigem Zwiespalt, — heute von der Hierarchie, morgen vom Militärdespotismus zerfleischt, — und in Folge dessen crasse Unwissenheit des Volkes, gepaart mit unbegreiflichem Nationaldünkel, — allgemeine Lässigkeit und bombastische Prahlsucht, — darniederliegen alle Industriezweige mit geflissentlicher Stopfung der Quellen derselben, fortwährend steigende Belastung des Volks und künstlich erregtes Kriegsfieber bei allgemeinem moralischen und finanziellem Banquerotte; ein Volk mit solchen Elementen der

Zerrüttung in seinem Innern, ist nimmermehr im Stande, eine Republik zu gründen und zu erhalten. „Die Stadt ist feil, wenn sie einen Käufer findet," sagte Jugurtha von Rom; so ist Mexiko feil, wenn es einen Eroberer findet. Die Eroberung Mexiko's, wenn von einem kräftigen Volke bewohnt, würde eine der schwierigsten Aufgaben der neuern Kriegskunst sein, weil die Natur das Land zu einem Defensivkriege so geeignet hat, daß es einer großen Festung ähnlich sieht. Mit der jetzigen Bevölkerung aber und in seiner jetzigen politischen Gestaltung ist seine Existenz jedem kühnen Eroberer preisgegeben, und wenn die blinde Hartnäckigkeit der mexikanischen Regierung sich an den Mauern von Matamoras und Monterey den Kopf noch nicht eingestoßen haben sollte, so dürften wir mit nächstem Frühjahr schon den „Yankee doodle" in „Montezumas Hallen" hören.*) Die Intelligenteren des mexikanischen Volkes erkennen diese Schwäche ihres Zustandes wohl, aber sie sind verlegen um die Wahl der Mittel, und wie ein Ertrinkender greifen sie nach dem Strohhalm, der sie retten soll.

So sind jetzt aller Augen auf einen Mann gerichtet, von dem man die Lösung der schwierigen Aufgabe, Rettung des Vaterlandes im Innern, erwartet. Santana, der alte Fuchs, ist wieder im Hühnerstalle! er geberdet sich diesmal gar zahm und manierlich, und die guten Hühner gackern und die Hähne krähen, als sei ihr Beschützer unter sie gekommen — aber wartet nur eine Weile: Die papierne Maske von 1824**) wird er bald genug bei Seite werfen und euch die Zähne und Klauen zeigen, wie früher. Santana hat in seinem Exile etwas gelernt, aber die Mexikaner sind dumm geblieben. (Auswanderungs Zeitung.)

---

*) Das Vorstehende ist im October 1846 geschrieben, wo der Verfasser in Cosihuriachi unweit Chihuahua festgehalten wurde.

**) Die republikanische Föderativ-Constitution.

Reduction der mexikanischen Münzen, Maaße und Gewichte.

1 Onza oder Unze in Gold beträgt 16 Piaster oder 21 Thlr. 10 Sgr. Preuß. Cour. Da Gold aber oft sehr gesucht ist, so wechselt sein Werth von 16 bis 18 Piaster; auch sind Halbe, Viertel-, Achtel-, und Sechzehntel-Unzen in Gold geprägt worden. Diese Goldmünzen sind aber selten und kaum im Umlauf zu finden.

1 Peso oder Piaster (Dollar) in Silber ist =	1 Thlr.	10 Sg.	— Pf.
1/2 Peso oder 4 Reales in Silber	—	20 „	„
1/4 Peso auch Peseta genannt, 2 Reales in Silber	—	10 „	„
1 Real, deren 8 auf 1 Peso gehen	—	5 „	„
1/2 Real oder 1 Medio in Silber	—	2 „	6 „
1/4 Real oder 1 Quartillo (Kupfermünze)	—	1 „	3 „
1/8 Real oder 1 Tlaco (Kupfermünze)	—	—	7½ „

Diese Reductionen sind nach dem Geldkurs von 48 Pence per Piaster oder 5 Piaster = 1 Pfund Sterling und das Pfund Sterl. = 6 Thlr. 25 Sgr. Pr. Cour. genommen. Dieser Geldkurs ist aber veränderlich.

1 Legua, deren 26,63 auf einen Meridiangrad gehen, ist = 5000 Varas.

1 Vara = 375,9 Pariser Linien.

1 Vara = 2,784 Fuß engl.
= 2,707 Fuß rheinl.

1 Fuß rheinl. = 139,183 Pariser Linien.

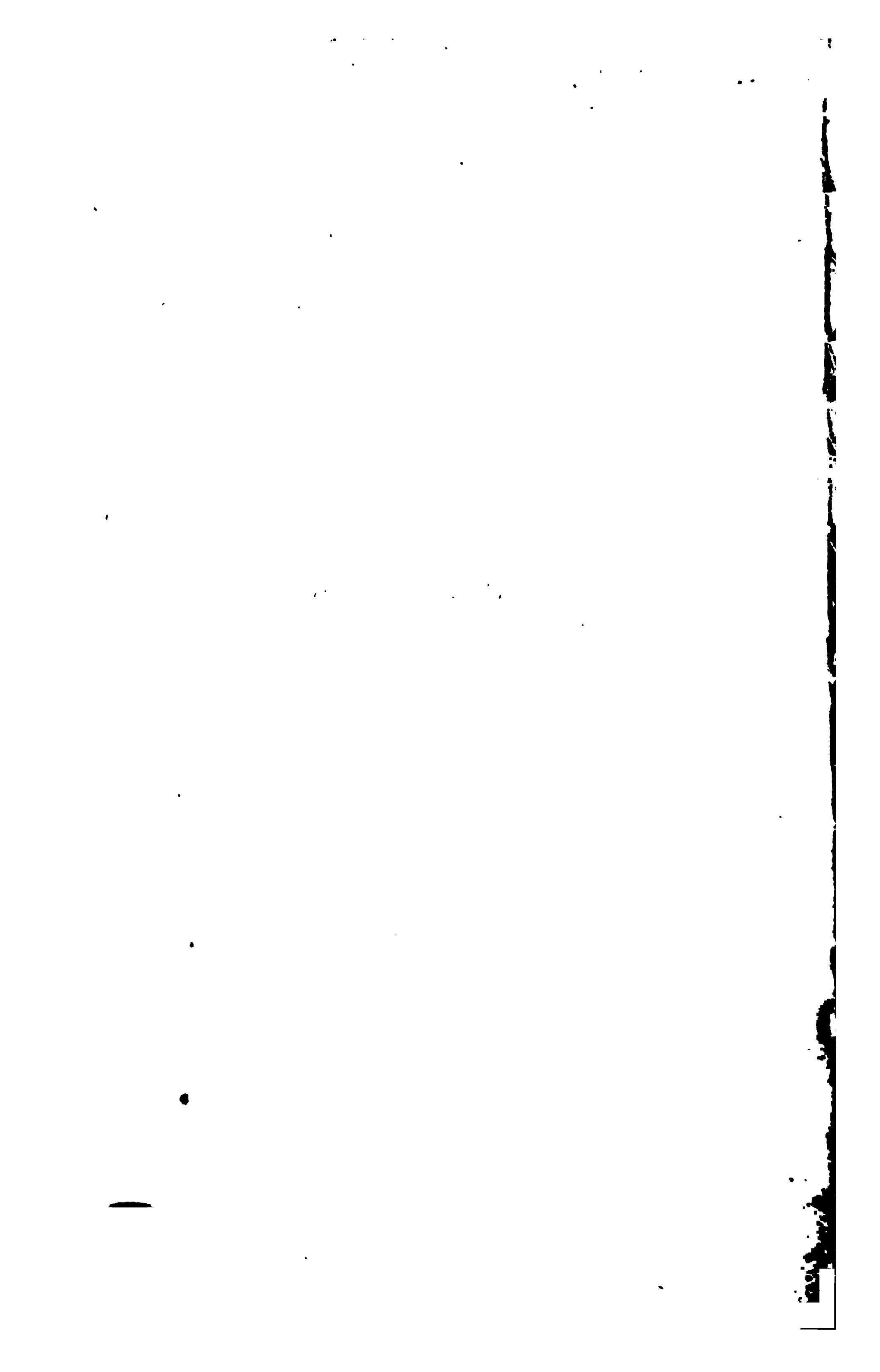
1 Fuß engl. = 135,130 Pariser Linien.

Die Vara ist in 4 Cuartas oder in 48 Dedos getheilt.

1 Monton ist in der Nähe von Mexiko = 32 Quintales (Centner), in Zacatecas, Fresnillo u. s. w. aber auch nur 20 Quints.

1 Carga (Last) ist = 3 Quintales (Centner).
1 Quintal (Centner) = 4 Arrobas.
1 Arroba = 25 Libras (Pfund Castellanisches Gewicht).
1 Libra (Pfund) = 2 Marcos (Mark).
1 Marco (Mark) = 8 Onzas (Unzen).
1 Onza (Unze) = 8 Ochavos (Achtel).

Gedruckt bei Junge's Wittwe in Erlangen.



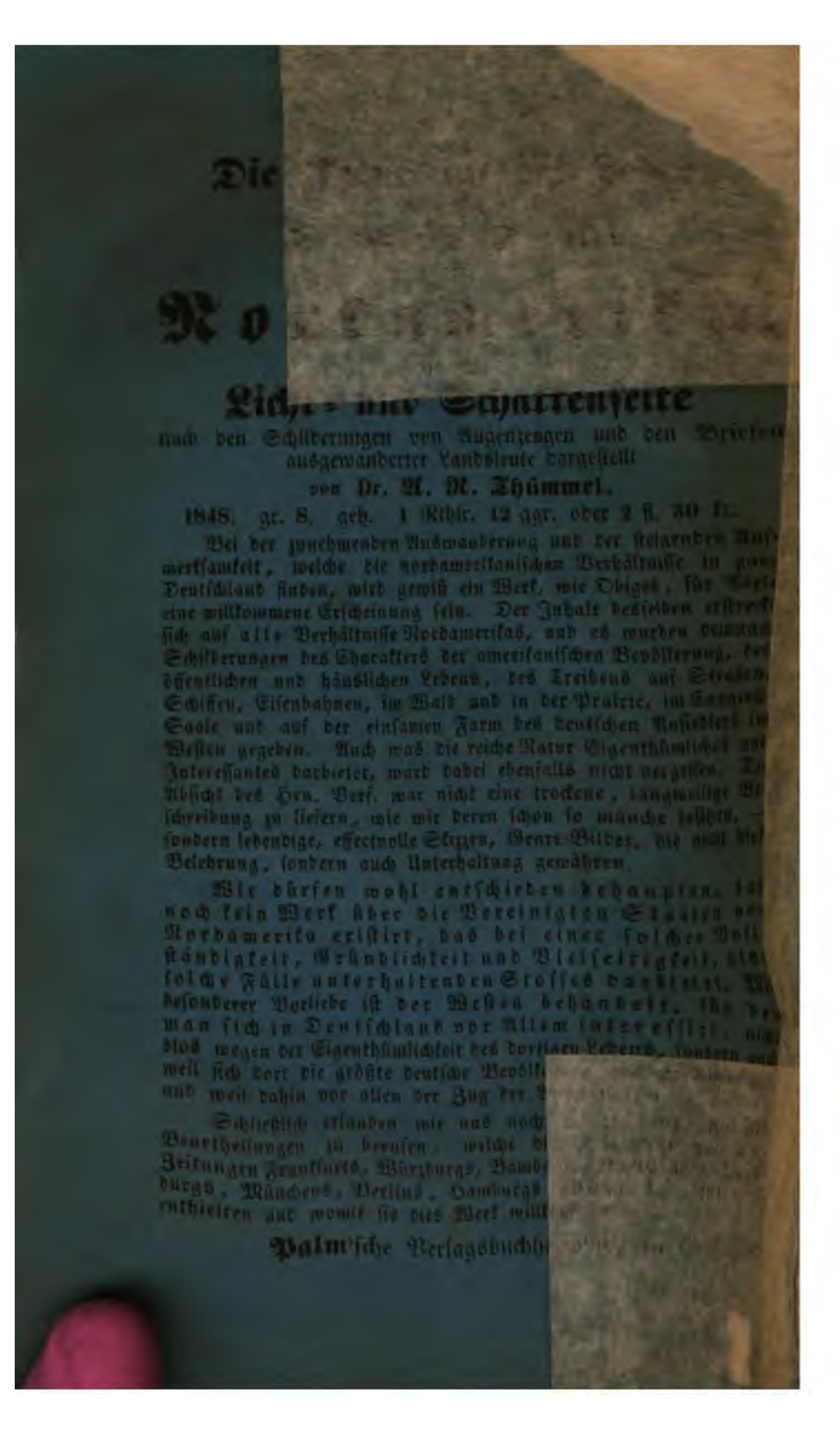
…ller, Ph. L. St., Anleitung zur holländischen Sprache. Dritte, gänzlich umgearbeitete Ausgabe von Dr. Fr. Otto. Auch unter d. Titel: Otto's neues theoretisch-praktisches Lehrbuch der holländischen Sprache u. Literatur zum Schul- u. Selbstunterricht. I. Band. Sprachlehre. II. Band. Literatur. gr. 8. 1 Rthlr. 12 ggr. oder 2 fl. 18 kr. (I. 20 ggr. oder 1 fl. 24 kr. II. 16 ggr. oder 54 kr.)

Sprachlehre, neueste französische, nach den Bestimmungen der Academie. Nach Bonneau, Lucan u. Michaud herausgegeben u. mit einigen praktischen Anhängen versehen von Dr. J. Leutbecher. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

Thümmel, Dr. A. R. Kurze Geschichte der Republik Mexiko. Von der Gründung des Freistaates bis zur Einnahme der Hauptstadt durch die Truppen der Vereinigten Staaten. gr. 8. geh. 8 ggr. oder 30 kr.

Weckstimme eines Deutschen, zur allgemeinen Belebung des deutschen Volkes. 12. geh. 12 ggr. oder 54 kr.

Wurm, Ch. Die Nibelungen. Siegfrieds Tod. Eine romantische Tragödie in fünf Akten. 8. geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.



Die

No

Licht- und Schattenseite

nach den Schilderungen von Augenzeugen und den Briefen ausgewanderter Landsleute dargestellt

von Dr. A. M. Thümmel.

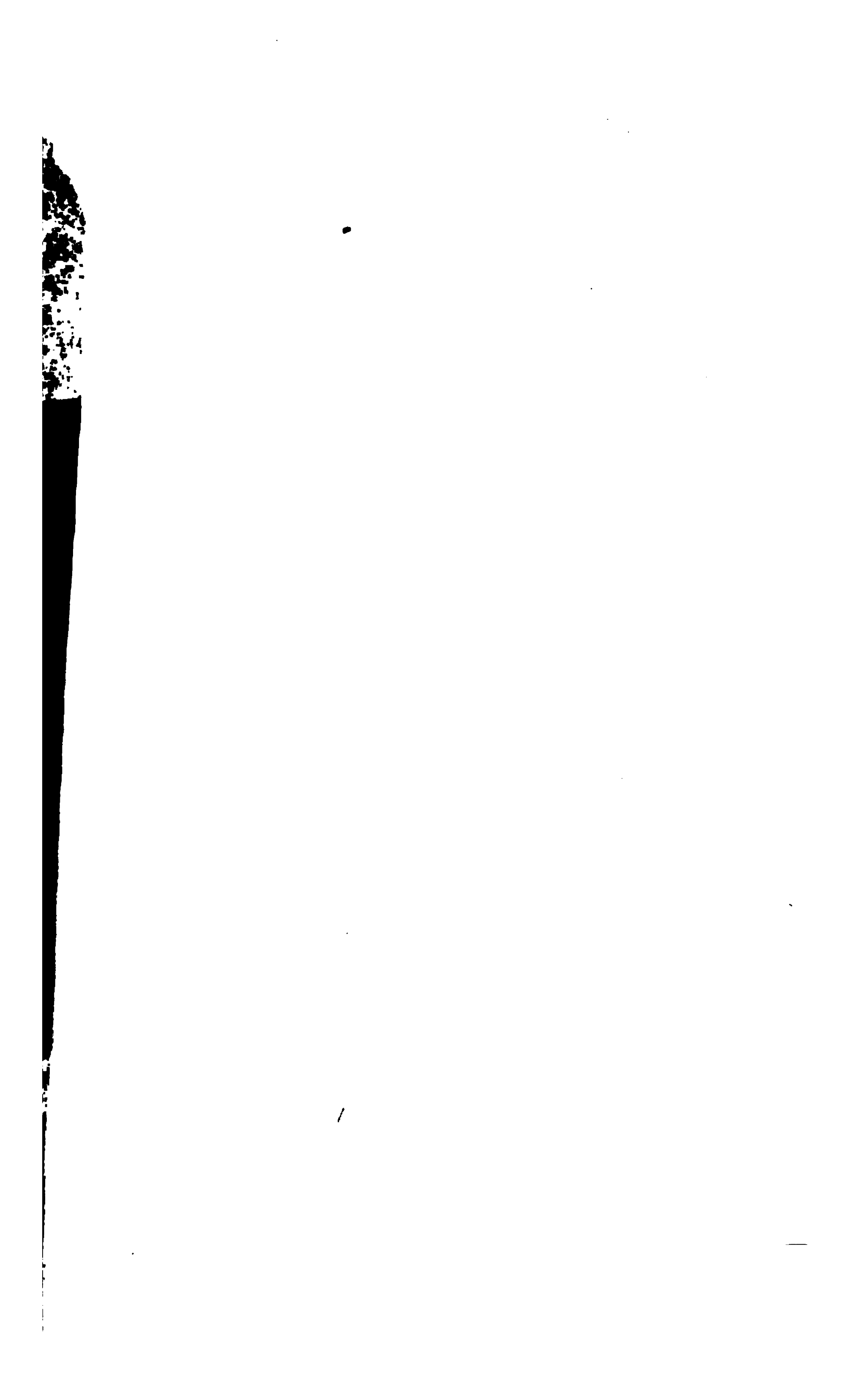
1848. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 12 ggr. oder 2 fl. 30 kr.

Bei der zunehmenden Auswanderung und der steigenden Auf-merksamkeit, welche die nordamerikanischen Verhältnisse in gan Deutschland finden, wird gewiß ein Werk, wie Obiges, für eine willkommene Erscheinung sein. Der Inhalt desselben erstreckt sich auf alle Verhältnisse Nordamerikas, und es wurden demnach Schilderungen des Charakters der amerikanischen Bevölkerung, des öffentlichen und häuslichen Lebens, des Treibens auf Straßen, Schiffen, Eisenbahnen, im Wald und in der Prairie, im Saale und auf der einsamen Farm des deutschen Ansiedlers im Westen gegeben. Auch was die reiche Natur Eigenthümliches und Interessantes darbietet, ward dabei ebenfalls nicht vergessen. Di Absicht des Hrn. Verf. war nicht eine trockene, langweilige Be-schreibung zu liefern, wie wir deren schon so manche besitzen, — sondern lebendige, effectvolle Skizzen, Genre-Bilder, die nicht bl Belehrung, sondern auch Unterhaltung gewähren.

Wir dürfen wohl entschieden behaupten, daß noch kein Werk über die Vereinigten Staaten von Nordamerika existirt, das bei einer solchen Voll-ständigkeit, Gründlichkeit und Vielseitigkeit, ein solche Fülle unterhaltenden Stoffes darbietet. Mi besonderer Vorliebe ist der Westen behandelt, für de man sich in Deutschland vor Allem interessirt, nich bloß wegen der Eigenthümlichkeit des dortigen Lebens, sondern auc weil sich dort die größte deutsche Bevölk und weil dahin vor allen der Zug der

Schließlich erlauben wir uns noch Beurtheilungen zu berufen, welche Zeitungen Frankfurts, Würzburgs, Bamb burgs, Münchens, Berlins, Hamburgs enthielten und womit sie dies Werk will

Palm'sche Verlagsbuchh



1 Carga (Last) ist = 3 Quintales (Centner).
1 Quintal (Centner) = 4 Arrobas.
1 Arroba = 25 Libras (Pfund Castellanisches Gewicht).
1 Libra (Pfund) = 2 Marcos (Mark).
1 Marco (Mark) = 8 Onzas (Unzen).
1 Onza (Unze) = 8 Ochavos (Achtel).

Gedruckt bei Junge's Wittwe in Erlangen.

…ller, Ph. L. St., Anleitung zur holländischen Sprache. Dritte, gänzlich umgearbeitete Ausgabe von Dr. Fr. Otto. Auch unter d. Titel: Otto's neues theoretisch-praktisches Lehrbuch der holländischen Sprache u. Literatur zum Schul- u. Selbstunterricht. I. Band. Sprachlehre. II. Band. Literatur. gr. 8. 1 Rthlr. 12 ggr. oder 2 fl. 18 kr. (I. 20 ggr. oder 1 fl. 24 kr. II. 16 ggr. oder 54 kr.)

Sprachlehre, neueste französische, nach den Bestimmungen der Academie. Nach Bonneau, Lucan u. Michaud herausgegeben u. mit einigen praktischen Anhängen versehen von Dr. J. Leutbecher. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

Thümmel, Dr. A. R. Kurze Geschichte der Republik Mexiko. Von der Gründung des Freistaates bis zur Einnahme der Hauptstadt durch die Truppen der Vereinigten Staaten. gr. 8. geh. 8 ggr. oder 30 kr.

Weckstimme eines Deutschen, zur allgemeinen Belebung des deutschen Volkes. 12. geh. 12 ggr. oder 54 kr.

Wurm, Ch. Die Nibelungen. Siegfrieds Tod. Eine romantische Tragödie in fünf Akten. 8. geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.



Die [illegible]

No[illegible]

Licht- und Schattenseite

nach den Schilderungen von Augenzeugen und den Briefen ausgewanderter Landsleute dargestellt

von Dr. A. R. Thümmel.

1848. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 12 ggr. oder 2 fl. 30 kr.

Bei der zunehmenden Auswanderung und der steigenden Aufmerksamkeit, welche die nordamerikanischen Verhältnisse in ganz Deutschland finden, wird gewiß ein Werk, wie Obiges, für Viele eine willkommene Erscheinung sein. Der Inhalt desselben erstreckt sich auf alle Verhältnisse Nordamerikas, und es wurden demnach Schilderungen des Charakters der amerikanischen Bevölkerung, des öffentlichen und häuslichen Lebens, des Treibens auf Straßen, Schiffen, Eisenbahnen, im Wald und in der Prairie, im Congreß-Saale und auf der einsamen Farm des deutschen Ansiedlers im Westen gegeben. Auch was die reiche Natur Eigenthümliches und Interessantes darbietet, ward dabei ebenfalls nicht vergessen. Die Absicht des Hrn. Verf. war nicht eine trockene, langweilige Beschreibung zu liefern, wie wir deren schon so manche besitzen, — sondern lebendige, effectvolle Skizzen, Genre-Bilder, die nicht blos Belehrung, sondern auch Unterhaltung gewähren.

Wir dürfen wohl entschieden behaupten, daß noch kein Werk über die Vereinigten Staaten von Nordamerika existirt, das bei einer solchen Vollständigkeit, Gründlichkeit und Vielseitigkeit, eine solche Fülle unterhaltenden Stoffes darbietet. Mit besonderer Vorliebe ist der Westen behandelt, für den man sich in Deutschland vor Allem interessirt, nicht blos wegen der Eigenthümlichkeit des dortigen Lebens, sondern auch weil sich dort die größte deutsche Bevölk[illegible] und weil dahin vor allen der Zug der [illegible]

Schließlich erlauben wir uns noch [illegible] Beurtheilungen zu berufen, welche di[illegible] Zeitungen Frankfurts, Würzburgs, Bamb[illegible] burgs, Münchens, Berlins, Hamburgs [illegible] enthielten und womit sie dies Werk willk[illegible]

Palm'sche Verlagsbuchh[illegible]

